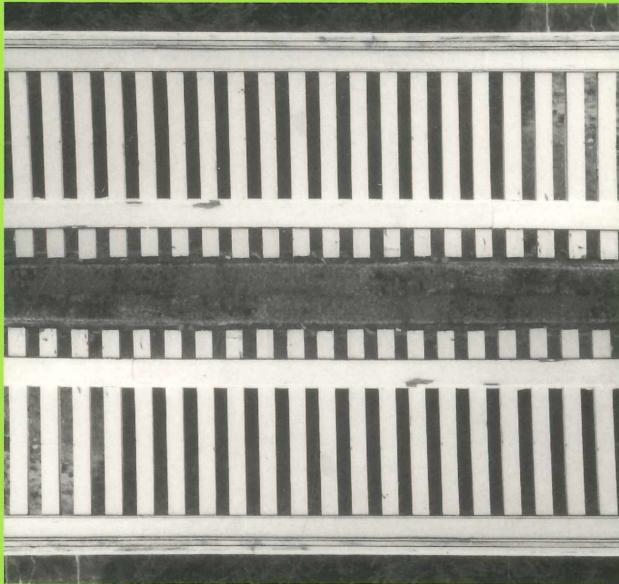


Von 'Gemeinen Hufen'



und: Höhen und Tiefen im Hausbau,
den ‚Ort‘ in der Freiraumplanung,
den Garten zum, am und ohne Haus,
die Fuggerei in Augsburg,
Siedlungs-, Haus-, Freiraumplanung

Redaktion: Bernd Gehlken und Karl Heinrich Hülbusch

**Notizbuch 64 der
KASSELER SCHULE**

Hg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel 2003

Von 'Gemeinen Hufen'

Redaktion:
Bernd Gehlken
Karl-Heinrich Hülbusch

Mit Beiträgen von:
Helena Beekmann
Bernd Gehlken
Regina Helbig
Karl Heinrich Hülbusch
Cornelia Kübler
Dagmar Kuhle
Robert Plath
Lutz Scharla
Hartmut Troll

Notizbuch 64 der Kasseler Schule

1. Auflage: 1 - 300, Dezember 2003

Hg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (gemeinnütziger Verein)
Vereins- und Bestelladressen: c/o BSL, Christine Anna Vetter, Elfbuchenstraße
16, 34119 Kassel, Tel: 0561-775309, Fax: 0561-12269, E-mail: bsl@netcomcity.de
und c/o Karl Heinrich Hülbusch, Adolphsdorf 15a, 28879 Grasberg
Druck/Herstellung: Völker & Ritter GmbH, Schwanallee 27-31, 35037 Marburg.
Titel/Umschlag: Helmut Böse-Vetter. **Foto:** Jürgen Knittel
Vereinskonto: Kasseler Sparkasse (BLZ: 52050353) Konto-Nr. 059475.
Alle Rechte bei den Autoren und Autorinnen.

Inhalt

Bernd Gehlken Karl Heinrich Hülbusch	Das ist ja die Höhe. Von gemeinen Hufen.	3
Lutz Scharla	Das ist ja die Höhe - Höhen, Tiefen und Licht im Hausbau	4
Hartmut Troll	"Es liegt noch ein Zusatzantrag vor: ..." Prolog über den 'Ort' in der Freiraumplanung	23
Helena Beekmann, Bernd Gehlken, Regina Helbig, Dagmar Kuhle, Robert Plath	Von gemeinen Hufen, extravaganten Blöcken und anderen Typen Gründerzeitliche Siedlungserweiterungen in Dorf und Stadt	40
Regina Helbig	Der Garten zum, am oder ohne Haus	122
Cornelia Kübler	Die Fuggerei in Augsburg - Vorbild oder Vortäuschung?	153
Karl Heinrich Hülbusch	Grünplanung ist keine Freiraumplanung Der große Unterschied	163

Das ist ja die Höhe!

Von gemeinen Hufen.

Wer hätte gedacht, daß eine preußische Bauordnung, die ja von Berlin aus betrachtet das Trittbrett für den strohdummen Rationalismus des Bauhauses und der Verbündete (s. WOLFE 1993) ist, auch klug ausgelegt werden kann, wenn man will. Ja, das Recht ist immer eine Frage des Ermessens. Und wer rechnet, mißt nicht. R. Schwarz mißt gegen den botten Rationalismus - wie H. TROLL in seinem Beitrag genüßlich vorträgt - mit dem feinen Geschmack des Dekorateurs. Das versteht man nur, wenn man selber etwas verstanden hat: den Unterschied zwischen 'gemeinen Hufen' und 'extravaganten Blöcken'. Wie heißt doch die überzeugte Metapher: 'form follows funktion' - na, wer hätte gedacht, daß amerikanischer Heiligkeitswahn schon so früh präsent war? Wenn wir dagegen sagen, die Funktion macht suggestiv die Form, ist zu bedenken, daß Funktion nicht 'Gebrauch' heißt. Die Funktion gilt für den Spekulanten und den Tauschwert. Wenn wir, lange genug, den Siedlungsgrundriß formal (geo-graphisch) zu klären suchten, war dies Ausdruck der Bindung an die Propaganda der äußeren Form. Die Beiträge, die darauf folgen, sind der Einsicht in die 'gemeinen Hufen' zu verdanken, weil der Gedanke dadurch auch die Ikonographie der empirischen Beweisführung erhielt, die der Überzeugung das Mittel in die Hand gibt. Daß der berufspolitischen Propaganda Einsichten völlig fremd sind, spricht nicht gegen die Einsichten, sondern für die professionelle Propaganda des Geschäfts, das ja auch seriös getan werden könnte. Wer die Grünfläche zur Begründung braucht, wird den Beitrag von R. HELBIG für überflüssigen Nonsense halten. Wer dem Geschoßwohnungsbau mit niedlicher Fassade anhängt, dem ist K. KÜBLERs Kritik an der Fuggerei völlig obsolet. Berufs- und Veröffentlichungsverbote zum Schutze des lieben Publikums sind da vorhersehbar und wortreich begründet zur Stilfrage gemünzt: so jedenfalls nicht.

Wenn die Entwerfer die Unterscheidung von Hufe und Block, von Haus-, Klein- und Feldgarten, von Grünplanung und Freiraumplanung auch als "Instrumentarium der Ausgrenzung" brandmarken, so ist das nicht verwunderlich für einen Berufsstand dessen einzige Konstante die Beliebigkeit ist. Wir halten es da lieber mit TUCHOLSKY:

"Ich habe mich stets über die Liebhaber der Fachausdrücke lustig gemacht, jene Affen des Wortes, die da herumgehen und glauben wer weiß was getan zu haben, wenn sie 'Akkumulation des Finanzkapitals' sagen, denen das Maul schäumt, wenn sie von 'Präponderanz der inneren Sekretion' sprechen. Über die wollen wir nur lachen. Vergiß aber nicht, daß Wörter Abkürzungen für alte Denkvorgänge sind; sie rufen Gedankenverbindungen hervor, die bereits in den Menschen gleicher Klasse und gleicher Vorbildung schlummern und auf Anruf anmarschiert kommen (...)" (TUCHOLSKY 1994: 115)

Literatur:

- Tucholsky, K. (1994): Sprache ist eine Waffe. - Reinbek b. Hamburg.
Wolfe, T. (1993): Mit dem Bauhaus leben. - München.

„Das ist ja die Höhe! – Höhen, Tiefen und Licht im Hausbau“ Überlegungen zur Hauskunde¹

„... obwohl ein Haus eine relativ einfache Vorrichtung ist, hat es eine unermeßlich komplexe und variable Reihe von Verwendungen.“ (Turner, 1978, 87)

Verwendung von Häusern ist unspezialisiert. Dagegen ist die sparsame Herstellung von Hülle und Grundriss nur scheinbar banal. Die Einfachheit der Konstruktion basiert auf vielen Überlegungen, die in der Gesamtheit in der scheinbar simplen Herstellung münden. Ohne Kenntnis der einzelnen Überlegungen ist die Vielzahl der Nutzungen und die durchdachte Hauskonstruktion nicht zu verstehen und nachzuhören. Anhand der Zimmerhöhen läßt sich anschaulich aufzeigen, welche Bedeutung einzelne Überlegungen in der Planung von Häusern bis in den Siedlungsgrundriss haben. Ich knüpfe an eine Auffälligkeit aus meiner schriftlichen Diplomarbeit bzgl. Zimmerhöhen und – tiefen an, die hier ausführlicher behandelt werden.

Als erstes wird das Zimmer, die Zimmerhöhe und die Bedeutung für das Zimmer verhandelt. Im zweiten Teil werden die Auswirkungen für das Haus und im dritten Teil die Folgen für den Siedlungsgrundriss dargelegt. Im vierten und letzten Teil wird die Zimmerhöhe für Gebrauch und Herstellung von Zimmern, Haus und Siedlung generell und detailliert am Beispiel des Bremer Reihenhauses zusammengefaßt. Die These für die Überlegungen lautet, daß die Zimmerhöhen den Häusern ‘ins Gesicht’ geschrieben stehen.

Althergebracht: die 20° Regel und das hohe Zimmer

Bei genauerer Betrachtung der Zimmer im Bremer Reihenhaus fällt auf, daß alle Zimmer der Etagen eine annähernd gleiche Tiefe haben, die bei 4,40m liegt.

Die dahinter verborgene Absicht macht neugierig. Die Vermutung lag nahe, daß der Grund hierfür in der Belichtung mit Tageslicht zu finden ist. Die Bauordnung trifft keine Vorgabe zur Belichtung tiefer Zimmer. Einzig die Fensterfläche wird als Kriterium eingeführt und mit einer Mindestgröße von 1/10 der Zimmergrundfläche verpflichtend vorgeschrieben.

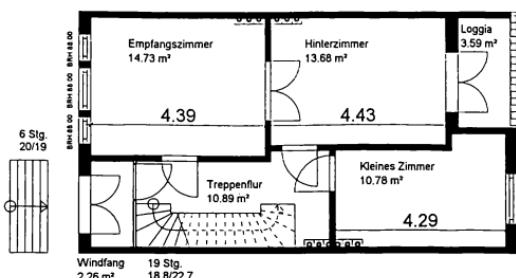


Abb. 1: Grundriss Hochparterre Bremer Reihenhaus

¹ Überarbeitete Prüfungsrede zum Diplom II Architektur, Vertiefung Städtebau am 19.03.2003 an der Universität Göttingen, FB Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung. Prüfer: Prof. K.H. Hülbusch, Dipl.-Ing. Chr. Theiling, Prof. H. Holzapfel

Mit einem Viertel der Zimmergrundfläche übertrifft das kleine Zimmer im Bremer Reihenhaus dieses Mindestmaß, ohne darüber die Zimmertiefen zu erklären. In der Bauentwurfslehre Ernst Neuferts (Stand 1984) ist ein Hinweis zu finden. Hier wird für die vorteilhafte Belichtung der möglichst schattenfreie Lichteinfall auf Arbeitsflächen in Zimmern benannt. Als Voraussetzung dafür wird ein Lichteinfallswinkel von $\geq 20^\circ$ angegeben. Ein solcher Einfallswinkel ist nachvollziehbar an der bekannten Regel, daß zum Schreiben mit der rechten Hand das Licht möglichst von links auf die Schreibunterlage einfallen soll, um eine Verschattung durch die rechte, schreibende Hand zu vermeiden. Für einen bestimmten Einfallswinkel des Tageslichtes ist damit zwingend eine entsprechende Zimmerhöhe notwendig. Das ist an folgender Graphik zu erkennen.

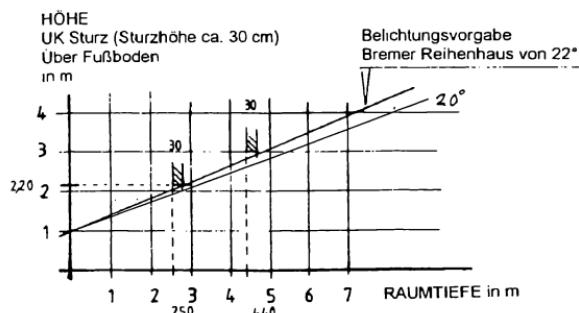


Abb. 2: Die annähernde Umsetzung der 20° Regel in den Zimmern des Bremer Reihenhauses. Im Vergleich die mögliche Zimmertiefe bei einer Höhe von 2,50m.

Auf der horizontalen Achse sind die Raumtiefen abgetragen und auf der Vertikalen die Raumhöhen. Der Einfallswinkel wird auf der 'Nulltiefe' der Zimmer, ein Meter über dem Fußboden, also der Höhe hoher Arbeitsflächen angesetzt. Trägt man nun die Unterkante des Fenstersturzes im Bremer Reihenhaus bei der Zimmerhöhe von 3,30m an der vertikalen Achse bei 3,00m ab, so berührt diese Höhe einen 22° steilen Graphen bei einer Zimmertiefe von 4,40m. Im Bremer Reihenhaus wird also die 20° Regel mit 22° im Hochparterre erfüllt. Erst die ausreichende Zimmerhöhe ermöglicht das notwendige, hohe Fenster mit Oberlicht für die schattenfreie Belichtung bis in die Tiefe des Zimmers.

Diese graphische Funktion zeigt die Abhängigkeit der Zimmertiefen von der Zimmerhöhe. Da liegt es nahe doch einmal zu schauen, wie tief Zimmer mit der heutzutage üblichen Zimmerhöhe von 2,50m werden können, wenn auch für diese die 20° Regel angewendet werden wird. Wie der Graphik entnommen werden kann, sind gerade einmal 2,50 an Zimmertiefe möglich.

Die Bauordnung der Silberprinzen und das niedrige Zimmer

Wenn es niedrige Zimmer mit nur 2,50m Zimmertiefe gibt, so sind diese sicherlich eher die Ausnahme. Ich erinnere mich an mein Elternhaus in Dortmund-Sölde, eine Scheibe aus einer Reihenhauszeile der 70 iger Jahren. In diesem Reihenhaus bewohnte mein Bruder ein schmales, tiefes Zimmer, das, wie dem Grundriss entnommen werden kann, auf außerordentliche 5,20m Zimmertiefe kam. Das sind 0,80m mehr als die Tiefe der Zimmer im Bremer Reihenhaus und das, obwohl das Zimmer

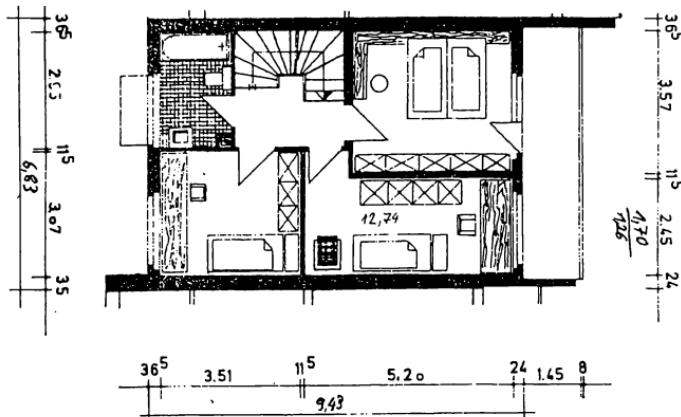


Abb. 3: Grundriss
Sölder Reihenhaus,
Bauzeit 70er Jahre

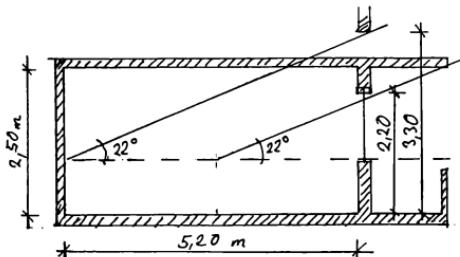


Abb. 4: Schnitt des tiefen Zimmers im Sölder Reihenhaus. Zusätzlich eingezeichnet die zu seiner ausreichenden Belichtung notwendige Sturzhöhe von Unterkante 3,30m.

eben nur 2,50m hoch ist. Der Zimmerschnitt verdeutlicht noch einmal, wie gering die Tiefe des Zimmers eigentlich nur sein darf, wollte man die Belichtungsqualität wie im Bremer Reihenhaus mit 22° erreichen. Mit dem zweiten, an der hinteren Zimmerwand, also in 5,20m Tiefe abgetragenen Lichtgraphen wird ebenso gezeigt, daß für eine vergleichbare Belichtungsqualität der Fenstersturz in 3,30m Höhe sitzen müßte, daß Zimmer also mit 3,60m noch 30cm höher sein müßte, als die Zimmer im Bremer Reihenhaus sind. Daß ein solches Zimmer genehmigungsfähig ist, liegt an der, ohne Beachtung der Tiefe von Zimmern, nur die Lichtmasse berücksichtigenden Bauordnung, so daß die Fensterfläche mit einem Sechstel der Zimmerfläche als ausreichend angesehen wird. Die Bauordnung nimmt nur die Lichtmenge als Kriterium für ausreichende Belichtung und erreicht im Vergleich zum Bremer Reihenhaus keine 'wohnliche' Belichtung.

Licht ist nicht nur eine Frage der Intensität und Menge

Um die Überlegungen zu Zimmerhöhen zu verdeutlichen, werden die Zimmerhöhen von 2,50m und 3,30m in den Auswirkungen für Gebrauch und Herstellung von Zimmern, Haus- und Siedlungsgrundriss unter der Vorgabe der vorteilhaften Belichtung mit 22° Einfallswinkel bis zur hinteren Zimmerwand verglichen. In der Graphik (vgl. Abb. 5) sind beide Zimmer in Schnitten übereinander gelegt. Gut zu erkennen ist der Unterschied in den Dimensionen, wobei augenfällig ist, daß der Höhenunterschied von nur 0,80m eine zusätzliche Zimmertiefe von 1,90m ermöglicht. Das entspricht

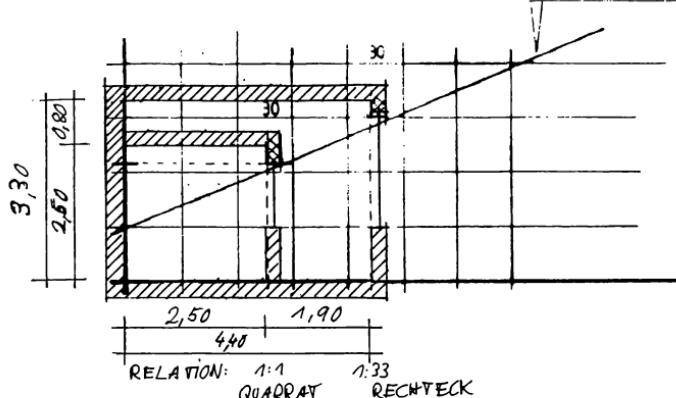


Abb. 5: Vergleich der unter dem Belichtungswinkel von 22° möglichen Zimmertiefen bei 2,50m und 3,30m hohen Zimmern im Zimmerschnitt. Interessant ist auch die geometrische Form der Zimmerschnitte.

einer Effizienz von mehr als 1:2, denn das Maß der Erhöhung wird in der Zimmertiefe mehr als verdoppelt. Nebenbei sei bemerkt, ohne über die Herkunft der Zimmerhöhe von 2,50m zu spekulieren, daß der Zimmerschnitt des niedrigen Zimmers ein Quadrat ist, während der Schnitt des hohen Zimmers ein Rechteck mit einem Verhältnis Höhe zu Tiefe von 1 : 1,33 ist, also dem Grundriss des Bremer Reihenhauszimmers entspricht.

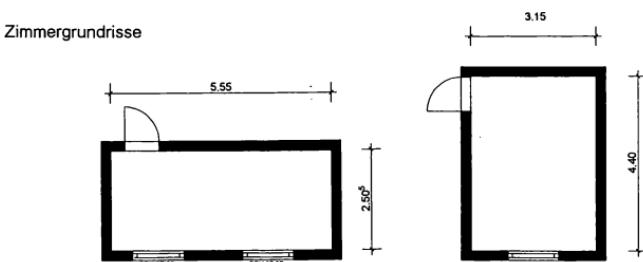
Die Mär von der Vergeudung des hohen Zimmers

„Der Sozialismus war die politische Antwort, das große „Jawohl“ auf die scheinbar maßlosen und unmöglichen Forderungen und Ansprüche der Verbund-Architekten, der sich ausbat, daß der Kunde den Mund hielt. Unter dem Sozialismus war der Arbeiter der Kunde. Und der arme Teufel erhob sich doch erst eben jetzt – hélas – aus dem Urschlamm. Inzwischen mußten der Architekt, der Künstler und der Intellektuelle Ordnung in sein Leben bringen. Um Stalins Ausdruck zu gebrauchen, sie würden die Ingenieure seiner Seele sein. 1927 beschloß Seeleningenieur Le Corbusier in Stuttgart, daß man den Arbeitern hohe Zimmerdecken und breite Dielen ersparen sollte, sowie auch alle anderen verschiedenen aus der Mode gekommenen Objekte und Dekorationen. Hohe Zimmerdecken und breite Flure, „Geräumigkeit“ in jeder Form: auch nur wieder bourgeois Größenwahn, der sich lieber in Leerräumen als in Festmetern ausdrückt. 2,25 Meter hohe Zimmerdecken und 88 Zentimeter breite Flure waren gerade richtig, um ... um ... um die Welt neu zu erschaffen.“ (Wolfe, T., 1984, 30f)

An dieser Stelle ist dem Vorurteil, hohe Zimmer seien teuer, bourgeois Verschwendungs- und vergeudeten z.B. Heizenergie, zu widersprechen. Auf den ersten Blick erscheint es merkwürdig, das höhere Zimmer, zu deren Herstellung entsprechend mehr Material notwendig, Kosten sparen. Verbinden wir doch alle mit hohen

Räumen die Demonstration von Macht und Reichtum, da sie uns vor allem aus Kirchen und Schlössern und den Bauten der reichen, auch so bourgeois Gründerzeit bekannt sind. Und einen verschwenderischen ersten Eindruck machen hohe Zimmer nun auch, was nicht unerheblich für ihren angenehmen Eindruck auf uns ist. Doch zumindest in Zimmern von etwa 3,30m Höhe, die mit den langen Seiten aneinander gereiht sind und sich in ebenso gereihten Bauten befinden, sind wichtige Gedanken zur Sparsamkeit enthalten. Für Zimmer unterschiedlicher Höhe mit gleicher Zimmerfläche ergeben sich durch die 20° Regel unterschiedliche Zimmergrundrisse im Reihenhaus. Während das hohe Zimmer mit den dem Hinterzimmer des Bremer Reihenhaus entlehnten Maßen ein schmales in die Tiefe belichtetes Zimmer ergibt, wird das niedrige Zimmer ein mit 5,55m sehr breites Zimmer. Hier wird dann auch sofort offensichtlich, daß ein Fenster zur Belichtung nicht ausreicht, soll es nicht 3,50m breit sein.

Zimmerhöhe 2,50m 3,30m



Zimmerschnitte

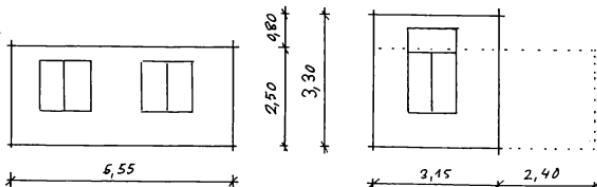


Abb. 6: Grundrisse und Querschnitte von Zimmern gleicher Wohnfläche von $13,86\text{m}^2$ mit unterschiedlicher Höhe und daraus resultierender Zimmertiefe. Die Querschnitte sind gleichzeitig netto Fassadenfläche, gepunktet sind die Flächen zum optischen Vergleich übereinander gelegt.

In Zeichnungen von Grundrissen können unterschiedliche Höhen nicht dargestellt werden. Dazu sind Schnitte notwendig. Die 'Querschnitte' verdeutlichen dann die unterschiedliche Höhe und zudem die unterschiedliche Breite. Die Querschnitte stehen mit den eingeskizzierten Fenstern gleichzeitig für die notwendige Fassadenfläche. Zur Verdeutlichung habe ich die Fassadenfläche des hohen Zimmers gestrichelt über die des niedrigen Zimmers gelegt. Wie unschwer zu erkennen ist, die Fassadenfläche des niedrigen, breiten Zimmers ist größer.

Aus der vergleichenden Berechnung ergibt sich:

Bei einer Zimmerwohnfläche von 13,86m² kommt das 3,30m hohe Zimmer auf:

$$2 \times 4,40m \times 3,30m = 29,04m^2 \quad \text{an langen Seitenwänden}$$

$$2 \times 3,15m \times 3,30m = 20,79m^2 \quad \text{an kurzer und Fensterwand}$$

und somit auf **49,83m²** Gesamtfläche der Umfassungswände

Ein niedriges Zimmer gleicher Wohnfläche von nur 2,50m Höhe hat dagegen:

$2 \times 2,50m \times 2,50m = 12,50m^2$	an Seitenwänden
$2 \times 5,55m \times 2,50m = 27,70m^2$	an Innen - und Fensterwand
und somit <u>40,20m²</u>	Gesamtfläche Umfassungswände

Für die Herstellung des hohen Zimmers sind also absolut gesehen 9,50m² mehr Wand notwendig.

Fassade hohes Zimmer:	$20,79m^2 / 2 = 10.40m^2$
Fassade niedriges Zimmer:	$27,70m^2 / 2 = 13,85m^2$
Differenz:	<u>3,45m²</u>

Dagegen braucht das hohe Zimmer im Reihenhaus 10,40m² Fassadenfläche, das niedrige Zimmer jedoch 13,85m² Außenwandfläche, also 3,50m² mehr. Das hohe Zimmer braucht also etwa 25% mehr Wandmaterial, doch 25% weniger Fassadenfläche. Fassadenwände sind aber aufgrund der zusätzlichen Anforderungen bzgl. der Wärmedämmung und der Herstellung als wetterfester Fassade im Vergleich zu Innenwänden teurer. Zudem schlagen Fassadenwände als Außenwände, gut gedämmt, mit Betriebskosten pro m² und durch Erhaltungskosten permanent zu Buche. An dieser Stelle sei auch darauf hingewiesen, daß es ein Irrtum ist, die Höhe von Zimmern führe zu höherem Heizenergieverbrauch. Entscheidend hierfür ist vielmehr, daß die Wärme im Zimmer über direkte Strahlung oder/ und die Luft verteilt wird. Wieviel Energie für die Herstellung einer angenehmen Temperatur verbraucht wird, ist aber davon abhängig, wie 'kalt' die zu erwärmenden Umfassungswände sind. Dafür ist der Außenwandanteil von Zimmern und der Dämmstandard eines Hauses maßgebend. Mit kleinerer Außenwandfläche bei gleicher Wohnfläche und gleichem Dämmstandard ist somit zu erwarten, daß das hohe Zimmer mit geringerem Heizenergiebedarf auskommt (vgl. Laasch, E., 1989, 454ff).

Um die Herstellungskosten zu vergleichen, werden 1.000,-€/m² angenommen, so daß mit 14m² etwa 14.000,-€ für ein Zimmer mit 2,50m Höhe anfallen. Die maßgeblichen Unterschiede der Zimmer sind der Mehrbedarf an Wandfläche im hohen Zimmer und der Mehrbedarf an Fassade und ein zweites Fenster im niedrigen Zimmer. Nimmt man eine 17,5 iger Wand aus Hochlochziegeln an, so sind dafür 80,-€/m² zu veranschlagen. Als Außenwand mit 12cm WDVS, verputzt wären nochmals ohne Einrüstung 95,-€/m² hinzuzurechnen (vgl. Gerlach, u.a., 1995, per Preisindex aktualisiert). Das zusätzliche Fenster wird mit 500,-€ angenommen.

Für das 3,30m hohe Zimmer ergeben sich damit an Herstellungskosten von:

$$80,-€ \times 9,5m^2 = 760,-€ + 14.000,-€ = 14.760,-€$$

Und für das 2,50m hohe Zimmer, das 2m² mehr Fassade hat:

$$3,50m^2 \times 95,-€ = 332,5,-€ + 14.000,-€ + 500,-€ = 14.832,50 \text{ €}$$

In diesem exemplarischen Vergleich ist also das hohe Zimmer sogar mit etwas günstigeren Herstellungskosten zu erwarten. Was an dieser Stelle aber deutlich wird, ist, daß wir hier nicht von Preisunterschieden von mehreren 1.000,-€ oder gar 10.000,-€ reden, sondern maximal von 200,-€, 300,-€ pro Zimmer sprechen, denen zumindest hier schon einmal auf Dauer geringere Betriebs- und Erhaltungskosten gegenüberstehen.

Baukosten pro m² Zimmerfläche tarnen die Beliebigkeit im Grundriss

Den Baukosten pro qm Zimmerfläche ist der Zimmergrundriss und damit die Brauchbarkeit nicht zu entnehmen. Für die Angabe von Herstellungskosten ist es egal, ob ein Zimmer vier oder achtseckig ist. Ein Freund von mir wohnte einmal bei einer Kasseler Wohnungsgenossenschaft in einem preisgekrönten Wohnungsgrundriss mit einem achtseckigen Flur. Außer mit Sonderanfertigungen ist ein solcher Grundriss nicht möblierbar. Nur sind es selten die Bewohner derartiger Genossenschaften, die sich Sonderanfertigungen von Möbeln leisten können.

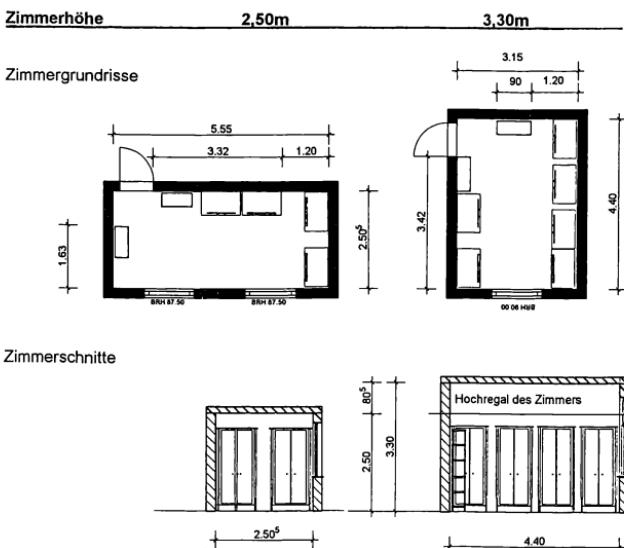


Abb. 7: Möblierung der Vergleichszimmer. Sind schon im Grundriss die Einschränkungen im niedrigen Zimmer sichtbar, wird im Schnitt der eigentliche Unterschied in Form des im hohen Zimmer verfügbaren Hochregals deutlich.

Die Brauchbarkeit der Zimmergrundrisse soll an dieser Stelle über die Möblierungsvariation für Schränke und Regal geprüft werden. Da der Vergleich vom Hinterzimmer des Bremer Reihenhauses ausgeht, und die Zimmertür fast in der Ecke sitzt, was hier eine Schrankecke verhindert, wird auch im niedrigen Zimmer diese Notwendigkeit angenommen. Außerdem wird die theoretisch mögliche Möblierung der Fensterwand zwischen den Fenstern aufgrund der unzureichenden Belichtung ausgeschlossen. In den Zimmerecken ist nunmehr zu beachten, daß Schränke nicht nur mit der Rückseite an der Wand stehen, sondern auch mit einer Seite. Außerdem belegt die geöffnete Schranktür zusätzliche Wandfläche. Die Möblierung in einer Zimmerecke braucht also immer mehr Wandlänge als Schranklänge untergebracht werden kann. Somit müssen in einer solchen Ecke die einfache Schranktiefe und die Breite einer Tür von der eigentlich denkbaren Stellwandlänge abgezogen werden. Stellt man nun 1,00m breite Schränke und Regale in diesen Grundriss, so wird schnell erkennbar, daß das Angebot an Stellwandlänge im hohen, tiefen Zimmer größer ist. Im hohen Zimmer finden wir an Stellängenangebot:

$$3,40m + 4,40m + 0,90m = \underline{\underline{8,70m}}$$

im niedrigen Zimmer:

$$\underline{\underline{1,63m + 3,32m + 2,50m = 7,45m}}$$

was eine Differenz von 1,25m ergibt.

Mit 1,25lfm. mehr Stellwandlänge bietet das hohe Zimmer 17% mehr Möblierungsangebot für Schränke. Rechnet man die errechneten Herstellungskosten anstatt auf die m² Wohnfläche auf die lfm. Stellwandlänge, so kommt man für das hohe Zimmer:

$$14.760,- € / 8,70m = \underline{\underline{1.697,- €}}$$

und für das niedrige Zimmer auf

$$\underline{\underline{14.832,50 € / 7,45m = 1.991,- €}}$$

und eine Differenz von 294,- €/ lfm. Stellwandlänge.

Die Herstellungskosten pro lfm. Stellwandlänge sind also im niedrigen Zimmer um 17% teurer als im hohen Zimmer.

Nun unterscheiden sich die Zimmer, wie bzgl. der Fassadenfläche gezeigt, nicht nur im Grundriss sondern vor allem in der Höhe. Schaut man auf die möblierten Zimmerschnitte, so ist bei gleich hohen Möbeln unschwer zu erkennen, daß im hohen Zimmer entsprechend der Höhendifferenz erheblich mehr Platz oberhalb von Schränken und Regalen ist. Dieser Raum ist nun in keiner Weise verschenkt, sondern kann hervorragend als Lagerboden für die nicht täglich benötigten Dinge im Alltag genutzt werden. Die Regale können höher gebaut eingestellt werden und auf den Schränken ist Platz auch für große Gegenstände, die sonst in Keller oder Dachboden des Hauses und mit längeren Wegen verbunden, untergebracht werden müßten. Im Hochregal des Zimmers hingegen ist die Gefahr von – aus dem Auge, aus dem Sinn – geringer und die simple 'Stuhlleiter' ermöglicht auch hier für den größten Teil des Lagergutes den schnellen, einfachen Zugriff. Durch diesen Vorteil hoher Zimmer kann die zur Verfügung stehende Stellwandlänge bei gleichzeitiger Vermeidung langer Wege, effizienter ausgenutzt werden kann. Auch diese unterschiedliche Effizienz der Zimmer kann durch die Berechnung der Stellwandfläche, also der Wandfläche entlang der nutzbaren Stellwandlänge dargestellt werden.

$$\text{Das hohe Zimmer kommt auf } 8,70m \times 3,30m = \underline{\underline{28,70m^2}}$$

$$\text{und das niedrige Zimmer auf } \underline{\underline{7,45m \times 2,50m = 18,60m^2}}$$

$$\text{und eine Differenz von } \underline{\underline{10,10m^2}}.$$

Diese Differenz von 10m² entspricht einem zusätzlichen Angebot an Lagermöglichkeit für die BewohnerInnen im hohen Zimmer von 54%.

Auch dafür kann eine monetäre Äquivalenz berechnet werden. Die Stellwandfläche des hohen Zimmer kostet $14.760,- € / 28,70m^2 = \underline{\underline{514,- €/ m^2}}$

während die Stellwandfläche im niedrigen Zimmer

$$\underline{\underline{14.832,50 € / 18,60m^2 = 797,- €/ m^2}}$$

und die Differenz beträgt 283,- €/ m²

Die Umrechnung der Herstellungskosten von Zimmern auf das Stellflächenangebot bezieht näherungsweise die Gebrauchsfähigkeit von Zimmern in den Kostenvergleich der Zimmer ein. Danach sind hohe, tiefe Zimmer in Reihenhäusern zumindest bzgl. des Lager- und Möblierungsangebots mit 35% niedrigeren Herstellungskosten

pro m² Stellwandfläche deutlich preiswerter als niedrige Zimmer gleicher Wohnfläche.

Mehr Fassade braucht kein Haus

Reihenhäuser werden von zwei Seiten her belichtet. Zwei Zimmer hintereinander bestimmen die mögliche Haustiefe. Läßt man der einfachen Nachvollziehbarkeit der Zahlen wegen die Wandstärken weg, so ergibt sich für das hohe Zimmer eine Haustiefe von 8,80m und für das niedrige Zimmer von nur 5,00m. Da das hohe Zimmer 1,90m tiefer sein kann als das niedrige Zimmer verdoppelt sich in der Haustiefe diese Zimmertiefe auf 3,80m.

Bei der Hausbreite von 6,00m des Bremer Reihenhauses ergibt sich damit eine Geschoßfläche von

$$6,00\text{m} \times 8,80\text{m} = 52,80\text{m}^2.$$

Um die gleiche Geschoßfläche herstellen zu können muß dann ein Haus mit niedrigen Zimmern

$$52,80\text{m}^2 / 5,00\text{m} = 10,56\text{m} \text{ breit werden.}$$

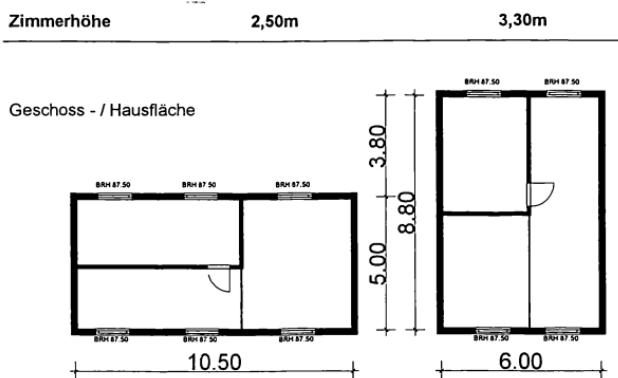


Abb. 8: Die doppelte Zimmertiefe macht die Haustiefe im Reihenhaus. Demzufolge verdoppelt sich auch der Unterschied der Häusertiefen auf eine Differenz von 3,80m.

So wiederholt sich auf zwei Wohngeschosse bezogen mit 106m² Fassadenfläche im Haus mit niedrigen Zimmern und nur 79m² in dem mit hohen Zimmern der Mehraufwand von 25% Fassadenfläche durch niedrige Zimmer. Nimmt man nur die bereits benannten 95 €/ m² Fassade zusätzlicher Kosten, so schlägt das höhere Zimmer allein für die geringere Fassadenfläche mit einer Ersparnis auf das Haus gesehen von

$$27\text{m}^2 \times 95,- \text{ €} = \mathbf{2.565,- \text{ €}} \text{ zu Buche.}$$

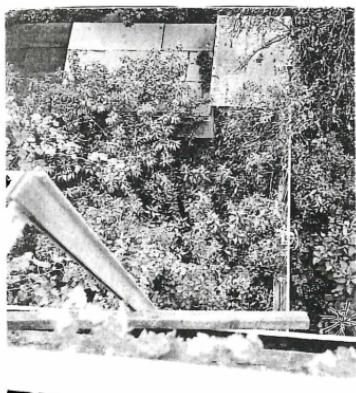
Reihenhäuser sparen bei gleicher Belichtungsqualität mit nur 0,80m höheren Zimmern Herstellungskosten durch die um 25% geringere Fassadenfläche sowie den entsprechenden Betriebs – und Erhaltungsaufwand für das Haus.

Innen wie Außen wird nichts vergeudet

Es liegt in der 'Natur' von Reihenhäusern, daß die Hausbreite und damit gleichzeitig die Breite der Zimmer die Breite der Haushufen bestimmen. Die Haushufe ist nur

länger, besser tiefer, als das Haus und organisiert das Außenhaus auf der Haushufe am Innenhaus (vgl. Hülbusch, I.M., 1978). Hierzu gehören der Vorgarten vor dem Haus und der Hof hinter dem Haus. Nicht nur, weil es vorteilhaft ist, werden Reihenhäuser gereiht, sondern vielmehr reicht für die vollständige Organisation von Haus und Hof (vgl. Böse, H., 1991) die Hufenparzelle vor und hinter dem Haus völlig aus.

Der Hof



Der Vorgarten

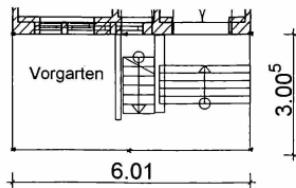
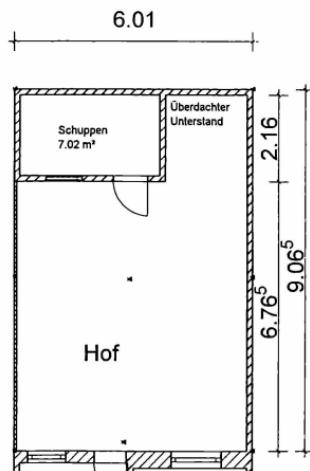
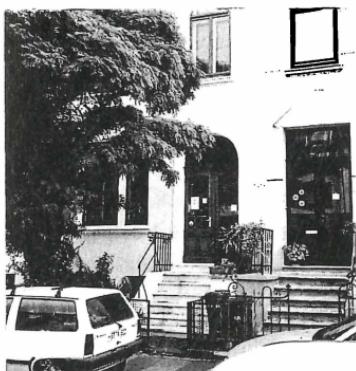


Abb. 9: Der Gebrauch bestimmt die Tiefe von Vorgarten und Hof.

Der Vorgarten als Platz vor dem Haus in eigener Zuständigkeit und Verfügung organisiert den Auftritt und den, das Geschehen auf der Straße beobachtenden Aufenthalt der BewohnerInnen in der Straße. Ebenso leitet er den Empfang von Gästen und Freunden ein und ist praktischer Abstellplatz vor dem Haus. Der Vorgarten oder Vorhof ist der produktionsöffentliche Platz vorm Haus. So breit, wie das Haus ist seine Tiefe mit 3,00m nicht größer, als die repräsentative Treppe ins Hochparterre mit Podest vor der Haustür und der schmale Verbindungsweg zur Treppe ins Souterrain hinter dem Vorgartenzaun es erfordern. Der hinter dem Haus gelegene Hof ist durch den Eingang des Souterrain am Vorgarten auf direktem Weg durchs Haus mit der

Straße verbunden. Im Gegensatz zum Vorgarten ist der Hof nur für die Nachbarschaft einsehbar und somit der produktionsöffentliche Platz zum Haus. In der Abstufung der Privatheit vom Haus weg in die Tiefe dient er verschiedenen Tätigkeiten, die die BewohnerInnen nicht unter den 'Augen der Straße' tun wollen, wie Reparaturen aller Art, Grillen, sich Sonnen oder das Baby im Kinderwagen geschützt nach draußen stellen. Weiter weg vom Haus zur hinteren Grundstücksgrenze hin nimmt der Grad der Privatheit des Hofes wieder zu. Kleine Schuppen und Unterstände dokumentieren oft das hier eher der Platz zum Lagern ist wie z. B. Fahrradschuppen, Baumaterial, etc.. Schuppen und Unterstände befestigen die Grenze und schotten das kleine Grundstück zusätzlich zur Nachbarschaft hin ab. Mit 9,00m Tiefe gibt der Hof Platz für Vielerlei auf kleiner Fläche, sparsam aber ohne Geiz.

Die aus der Tiefe der Zimmer abgeleitete Tiefe des Hauses und die Tiefe von Vorgarten und Hof, allesamt

„...auf der Grundlage praktischer Gebrauchserfahrung allmählich verfertigt...“ (vgl. Böse, H., 1991)

bestimmen die Tiefe der Hufe und in Verbindung mit der Hausbreite die Fläche der Haushufe.

Sparsam in Straßenlänge und Hufenfläche

Sind schon die Einsparungen schmaler Häuser mit hohen Zimmern bzgl. der Fassade kein Pappenstiel, so liegt doch die eigentliche Ersparnis in der geringen Breite der Haushufe. Mit der Breite der Haushufe sind notwendige Grundstücksfläche und

notwendige Straßenlänge zur Erschließung des Grundstücks vorgegeben. Die 4,50m breiteren Häuser sind im Vergleich zum 6,00m schmalen Bremer Reihenhaus mit 75% fast doppelt so breit. Das gilt gleichsam für das Hausgrundstück, das somit 75% mehr Straßenlänge zur Erschließung braucht. Die Ausführungen zu den Tiefen von Vorgarten und Hof am Haus haben gezeigt, daß die unterschiedliche Haustiefe die Tiefe der Grundstücke unterscheidet. Das breite Haus mit niedrigen Zimmern kommt so auf eine Grundstückstiefe von 17,00m, die Haushufe des schmalen Hauses mit hohen Zimmern ist mit 20,80m um die bereits genannten 3,80m tiefer.

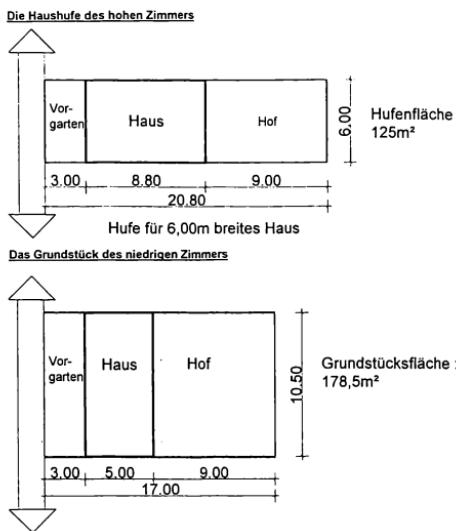


Abb. 10: Der Flächenbedarf von Häusern mit hohen und niedrigen Zimmern im Vergleich.

Für die Grundstücksfläche ergeben sich so für die Haushufe $6,00\text{m} \times 20,80\text{m} =$

124,80m²

und für das Grundstück des breiten Hauses

10,50m x 17,00m = 178,50m²

und somit eine Differenz von

53,70m²

Damit benötigt das breite Haus $53,50\text{m}^2$ bzw. 43% mehr Grundstücksfläche – mindestens. Diese 43% zusätzliche Grundstücksfläche kosten bei angenommenen $150,-\text{€}/\text{m}^2$, ohne nennenswerten zusätzlichen Nutzen, die Hausbesitzer $8.025,-\text{€}$ mehr.

Zimmer mit nur $0,80\text{m}$ zusätzlicher Zimmerhöhe sparen also gute 40% Straßenlänge und 30% Grundstücksfläche ein. Dies ist nicht nur mit direkten, materiellen Vorteilen für die Bauherren in der Herstellung und dem Gebrauch des Reihenhauses verbunden, sondern vor allem auch für einen sparsamen Siedlungsgrundriss die notwendige Voraussetzung.

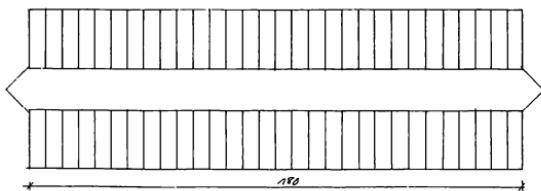
80cm höher ... und der Bäcker um die Ecke

Die geringe Hausbreite von Häusern mit 80cm höheren Zimmern hat für die Bauherren nicht nur direkte, materielle Vorteile in der Herstellung und dem Gebrauch des Reihenhauses, sondern, wie im folgenden gezeigt wird, sind schmale Häuser vor allem Voraussetzung für den kommunalen Anteil des Außenhauses, die Gebrauchsfähigkeit des Siedlungsgrundrisses im Alltag. Für die kommunale Verwaltung der Straßen durch die BewohnerInnen und die soziale Kontrolle für die sichere Benutzung ist eine hohe Dichte an Haustüren (vgl.

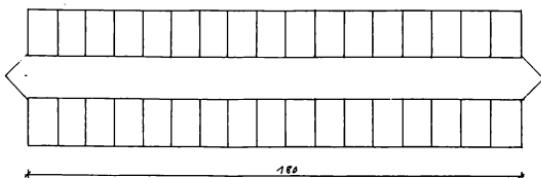
Plath, Robert, 1997) und damit hohe Häuserdichte an der Straße Voraussetzung. Gleichzeitig ermöglichen viele Häuser an Straßen eine hohe Anzahl an BewohnerInnen im Quartier, was wiederum Voraussetzung für die Ansiedlung von Läden 'um die Ecke' ist (vgl. Beekmann, H. u.a. 1996, 69 und Theiling, Chr., 1996, 174).

Die Skizzen der Straßenrechtecke von z.B. 180m Straßenlänge, an die einmal $6,00\text{m}$ breite Reihenhäuser und ein

Das Straßenrechteck des hohen Zimmers



Das Straßenrechteck des niedrigen Zimmers



Zimmerhöhe	2,50m	3,30m	
Zahl der Häuser an der Straße	34	60	+75%

Abb. 11: Hohe Zimmer ermöglichen mehr Häuser an den Straßen und im Quartier

mal 10,50m breite Reihenhäuser beidseitig anliegen, verdeutlichen den Unterschied der herstellbaren Häuserdichte. An der gleichen Straßenlänge können nur 34 breite Häuser untergebracht werden, an der 60 schmale Häuser, also fast doppelt so viele, Platz finden. Das um nur 0,80m höhere Zimmer, spart dem Bauherren also nicht nur Bau- und Grundstückskosten sondern ermöglicht über 75% mehr Häuser an der gleichen Straßenlänge.

Wer das Zimmer nicht ehrt ...

Die Vorteile hoher Zimmer möchte ich mit der abstrakten Gegenüberstellung der beiden Vergleichszimmer beginnen. Hierzu habe ich in der Tabelle jeweils die Zimmergrundrisse, die sich daraus ableitenden Hausgrundrisse, die Haushufen und die Straßenrechtecke gegenübergestellt.

Zeichnet man in den Zimmern den Weg im Zimmer ein, so wird deutlich, daß dieser im schmalen, tiefen, also hohen Zimmer auf das Fenster zuläuft und so gleichzeitig auch der Weg des Lichtes ins Zimmer ist. Gleichzeitig sind die Ränder des Zimmers nur so tief, daß sie Schränke mit gebräuchlicher Tiefe Platz geben, ohne, wie im breiten Zimmer durch unnötige Tiefe Fläche zu vergeuden. Die Abfolge vom Zimmergrundriss bis zur Hufe zeigt deutlich, wie erheblich die Überlegungen zu schmalen, tiefen Zimmern für einen schmalen Hausgrundriss und ein schmale, tiefe Haushufe sind und damit bereits im hohen Zimmer mit zusätzlicher Zimmerhöhe von nur 0,80m die Voraussetzung für eine hohe Häuserdichte an Straßen mit ausreichend belichteten Häusern bedacht = geplant ist.

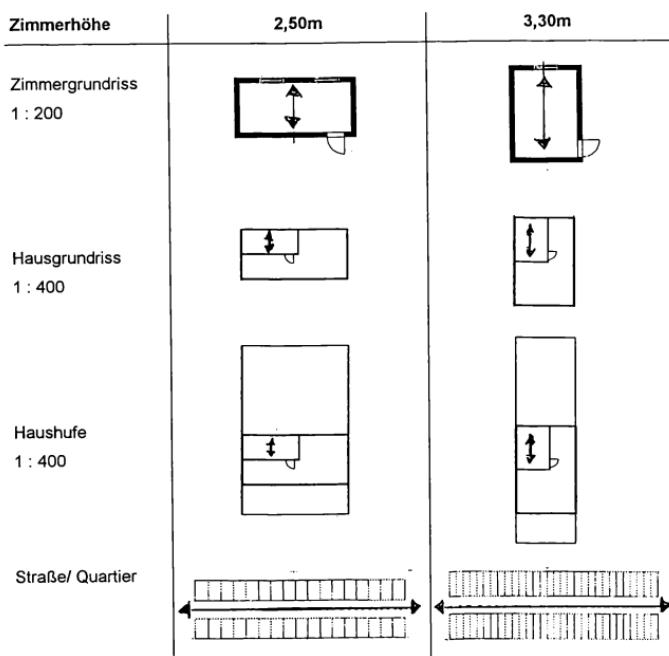


Abb. 12: Die Reihen der Rechtecke zeigen die Bedeutung der Zimmerhöhen bis in den Quartiersgrundriss

Das Bremer Reihenhaus – der 'goldene Schnitt' idealer Maße?

Häuser sind Räume mit den drei geometrischen Dimensionen Breite und Länge bzw. im Reihenhausbau Tiefe und Höhe. Hier nun möchte ich zeigen, daß das Bremer Reihenhaus ideale Maße vergleichbar dem goldenen Schnitt für Häuser vereint. Hierzu ist auf die Diplomarbeit (Scharla, L., 2003) bzgl. der vorteilhaften Breite sparsamer Zimmergrundrisse Bezug zu nehmen und kurz zu erläutern. Häuser sind der Arbeitsplatz der häuslichen Ökonomie. Die Zimmer sind die Arbeitsorte im Haus. In Zimmern werden Arbeitsplätze für die häusliche Arbeit durch die Möblierung der Zimmer ausgestattet. Diese Möblierung besteht zumeist aus einem Tisch, dem Arbeitsplatz und den Schränken und Regalen, den Lagerböden für die zur Arbeit notwendigen Werkzeuge und Materialien. Überlegungen zur vorteilhaften Ausstattung von Arbeitsplätzen in Zimmern sind Voraussetzung zur Sicherstellung sparsamer

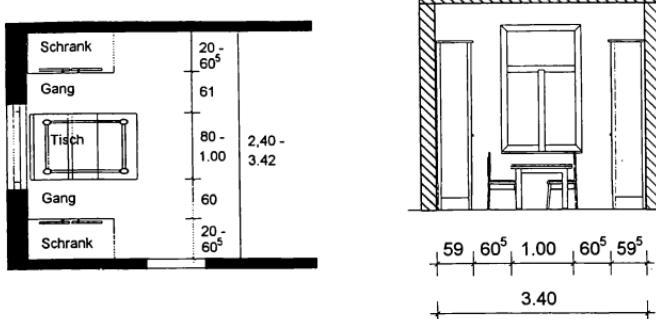


Abb. 13: Überlegungen zur Möblierung gebräuchlicher Möbelmaße

Zimmergrundrisse. Damit geht im Gegensatz z.B. zur 'Frankfurter Küche' nicht die funktionalisierte Ausstattung von Zimmern, sondern die Möglichkeit der Einrichtung brauchbarer Arbeitsplätze durch Variation der Möblierung einher. Hierdurch werden andere Möblierungsvarianten nicht ausgeschlossen, jedoch so vorbedacht, daß die Variante in der Regel des notwendigen Arbeitsplatzes immer auch möglich ist.

Wenn die Belichtung mit Tageslicht an Fenstern bzgl. Intensität und Einfallsrichtung gut im ganzen Zimmer ist und gleichzeitig Tisch - und Brüstungshöhe von Fenstern zueinander passen, stehen Arbeitstische in Zimmern am Fenster. Die seitlich von Fenstern schwächere Belichtung dagegen reicht völlig aus für die Benutzung von Lagerböden in Form von Schränken und Regalen. In Schränken und Regalen sind Lagerböden gestapelt. Dadurch wird sowohl das im Zimmer zur Verfügung stehende Stellplatzangebot wie auch gleichzeitig die an das Fenster angrenzenden zimmerhohen Außenwandecken genutzt. Tisch und Wandmöblierung ergänzen sich so, wie im Schnitt zu erkennen vorteilhaft in der Anordnung zum Licht des Fensters. Eine Variabilität von Tischen liegt in der Möglichkeit, diese gleichzeitig auch als Versammlungstisch zu nutzen. Im Gegensatz zu Schränken, für die immer die einseitige Zugänglichkeit ausreicht, erfordert der Tisch eine mehrseitige Zugänglichkeit. Da Tische zwischen Schränken stehen, können die notwendigen Zugangsflächen in den Gängen des Zimmers flächensparend überlappen. Überlegungen zur Organisation

von Zimmern beginnen somit immer am Fenster bzw. an der Fensterwand und können dann ökonomisch in die Tiefe des Zimmers gereiht werden, bis das Licht ausgeht.

Um die Organisation der Möbel maßlich zu fassen, habe ich eine schmalste und eine breiteste Möblierung berechnet. Grundlage hierfür sind die Überlegungen, daß die geringste Tiefe gebräuchlicher Wandmöblierung etwa bei Bücherregalen von 20cm beginnt und bis zu 60cm bei Schränken geht. Gebräuchliche Tischmaße liegen bei 80cm bis 100cm Breite. Für Gänge, in denen man sowohl vor dem Schrank stehen oder am Tisch sitzen kann, finden sich in Neuferts Bauentwurfslehre 60cm als enges aber ausreichendes Maß. Es ergibt sich hieraus als Spanne für sparsame Zimmerbreiten 2,40m bis 3,40m. Genau in dieser Spannbreite finden sich die Zimmer im Bremer Reihenhaus wieder. Das breiteste Zimmer im Hochparterre ist mit 3,40m das

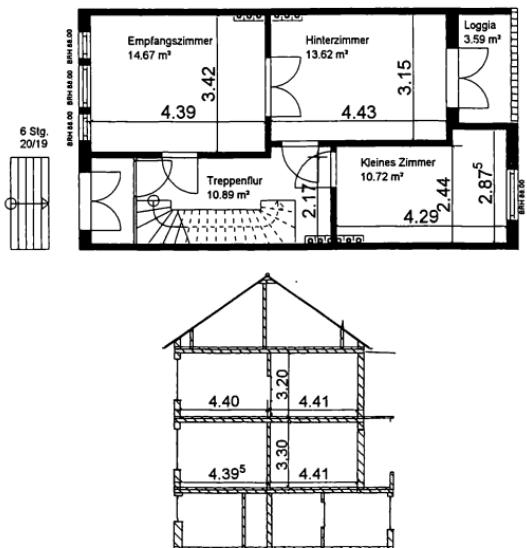


Abb. 14: Grundriss und Schnitt des Bremer Reihenhauses

zur Straße gelegene Empfangszimmer. Das schmalste Zimmer liegt hinter dem Treppenflur, dessen für ein Zimmer zu schmale Breite von knapp 2,20 durch verschieben der Mittelschotte gerade auf 2,44m verbreitert wird, und am Fenster, dort, wo die größte Zimmerbreite für die zweihüftige Möblierung mit Tisch erforderlich ist durch den Ansatz einer Schranknische zu einer Zimmerbreite von fast 2,90m erweitert wird. Nicht nur, daß alle Zimmer diesen idealen Maßen bzgl. der Zimmerbreite folgen, sondern auch die Anordnung der Zimmer im Hausgrundriss ist wohl überlegt. Das breiteste, als Empfangszimmer zur Stra-

ße neben dem Hauseingang gelegene Zimmer, ist für den Gebrauch günstig, und macht als breitestes Zimmer neben dem schmalsten Zimmer, dem Treppenflur, die Hausbreite. Der Treppenflur ist nicht breiter als es für zwei Wege nebeneinander nötig ist, den Flur zu den Zimmern der Etage und die Treppe als Weg in die Etagen. Beide zusammen ergeben die Hausbreite von ca. 6,00m. Schmalere Häuser verlieren an Variabilität, breitere gewinnen für den Gebrauch nichts hinzu, das den notwendigen Mehraufwand rechtfertigen würde. Die beiden Zimmer auf der Rückseite teilen vorteilhaft diese Hausbreite. Im Hausschnitt sind die Zimmerhöhen eingetragen und die davon abgeleiteten Zimmertiefen. Wenn dabei im Obergeschoss mit 3,20m 10cm Zimmerhöhe im Vergleich zum Hochparterre einspart wird, bleibt die

ausreichende Belichtung nach der 20° Regel erhalten, da diese im Hochparterre mit 22° 'übererfüllt' wird.

Höhen und Tiefen sind Maße im Idealbereich, da mit 4,40m die Zimmer so tief sind, wie eine solide Belichtung von Zimmern möglich ist. Über 4,50m geht bzgl. der Lichtintensität tatsächlich das Licht aus (vgl. Neufert, E. 1984, 133ff). Überlegungen, Zimmer noch höher zu bauen, um damit noch größere Zimmertiefen zu ermöglichen, sind also unnütz. Da Spannweiten von Holzbalkendecken mit Längen von 4,50m die Grenze der Wirtschaftlichkeit erreichen, nutzt der Querwandsbau des Bremer Reihenhauses mit den Zimmertiefen die materialspezifischen Möglichkeiten vorteilhaft. Dies ergänzt sich dann auch konstruktiv, da die Außenwände, die ja im Querwandsbau tragen, sowieso schon stärker ausgeführt werden, um den Dämmstandard zu erhöhen. In der Zimmertiefe von 4,40m ist dann eine Zonierung im Zimmer enthalten, die den Arbeitsplatz am Fenster organisiert und die Erweiterung für Lagerböden im weniger gut belichteten hinteren Teil ermöglicht. Zu diesen Lagermöglichkeiten gehören dann auch die Betten, zu deren Benutzung in der Regel kein intensives Tageslicht erforderlich ist. Trotzdem enthält die Zonierung durch die Anwendung der 20° Regel auch die Wahlmöglichkeit des Arbeitsplatzes, da im hinteren Teil zwar sicherlich nicht nur mit Tageslicht geschrieben werden sollte, aber z.B. Arbeiten wie Bügeln auch hier noch gut zu erledigen sind. Das Bremer Reihenhaus bietet mit den, die Hausfläche bestimmenden, Zimmertiefen und – breiten und den Etagen eine Wohnfläche von 100m² bis 130m² bzw. einer Gesamtnutzfläche zwischen 150m² und 190m². Damit stellt es die heutzutage noch gebräuchlichen und für Familien und andere Personengruppen vergleichbarer Größenordnung als ausreichend betrachtete Flächen zur Verfügung. Allerdings geschieht dies in der Nutzung idealer Maße, die

gleichzeitig in Herstellungs-, Betriebs – und Erhaltungsaufwand ökonomisch sind, einen hohen Grad der Gebrauchsfähigkeit herstellen und zur vorteilhaften Häuserdichte an der Straße und damit im Quartier beitragen. Wahrlich – eine Art 'goldener Schnitt' des Hausbaus in der Siedlung.



Abb. 15: Hohe Fenster an hohen Zimmern z.B. im Bremer Reihenhaus

Das Fenster und die Botschaft der Fassade

Die Zimmerhöhe bestimmt die Höhe der Tageslichtquelle des Zimmers und die Tiefe ausreichender Belichtung. Der weitgehend schattenfreie Einfallswinkel von $\geq 20^\circ$ ist der Graph der Relation von Höhe zu Tiefe in Zimmern. Das hohe Fenster des Zimmers wird in dieser graphischen Funktion als Grundriss des tiefen Zimmers auf der Geschossfläche abgebildet. Andersherum sind

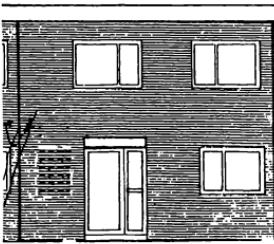
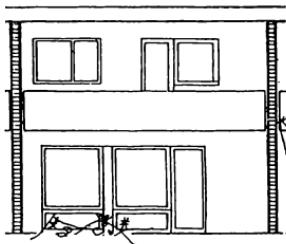


Abb. 16: Niedrige Fenster z.B. im Reihenhaus der 70er Jahre stehen für ebenso niedrige Zimmer.

Fenster die Projektion des Zimmergrundrisses in die Fassade und lassen den Grundriss und die darin für die BewohnerInnen enthaltenen Qualitäten in der Fassade des Hauses lesbar werden. Demzufolge sind niedrige Fenster in Fassaden ein sicheres Indiz für entsprechend 'untiefe' Zimmer oder aber mangelnde Belichtung. Denn sind die Zimmer hinter niedrigen Fenstern tiefer als 2,50m, so können diese, wie gezeigt, nicht ausreichend belichtet werden. In jedem Fall stehen im Hausbau Fassaden mit niedrigen Fenstern für den unüberlegten Zufall, der die Folgen nicht sieht. Abschließend kann festgestellt werden, daß ohne angenehme Belichtung der Zimmer wenig gesehen und vielübersehen wird. So stehen niedrige Fenster immer für eine geringere Qualität der häuslichen Arbeitsplätze und gleichzeitig für schlechtes Angebot zu hohen Kosten. An diese polit.-ökonomische Botschaft in Fassaden anknüpfend möchte ich zum Abschluß meines Vortrages noch ein Zitat aus der Einleitung der Studienarbeit zum PlanerInnenseminar in Miltenberg, 1995, zu Gehör bringen:

„Die 'Front' (gemeint ist die Fassade, Anm. d. Verf.) ist also nicht eine ästhetische sondern eine polit – ökonomische Botschaft. An diesem Beispiel lässt sich erkennen, daß auswendig gelernte Stilmerkmale keinen erinnerbaren Zugang zu den Absichten, Botschaften und Intentionen ermöglichen. Und eine Geschichte kann daraus erst recht nicht werden. Vergleichsweise gilt dies auch für die Kenntnis des Bodens, der Flora, der Vegetation, die nicht erinnert werden können, wenn dazu die Ökonomie und die Gebrauchsgeschichte übersehen und verschwiegen wird. Den Experten, die positivistisch dem Faktum außerhalb des Kontextes Wert zumessen, ist das keine Frage, weil sie daraus eine spezialistische Sammelleidenschaft ableiten, die ihnen gleichzeitig zur Formulierung eines exzentrischen Weltbildes dient.“ (S. Gehlen, A., 195710 – 11; Bergmann, J. 1987: 29 – 33) - (aus PlanerInnenseminar in Miltenberg, 1995, Auerswald, B., u.a., 1)

Aus der Debatte

Der 'Himmelsblick' im Souterrain des Bremer Reihenhauses

Ist die 20° Regel als Vorgabe für ausreichende Belichtung von Zimmern offensichtlich in der modernen Architektur weitgehend unbekannt, so kennt die Bauordnung sehr wohl Winkelvorgaben in Form von Verhältniszahlen

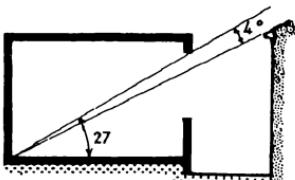


Abb. 17: Prinzipskizze 'Himmelsblick' (Neufert, 1894)

len für die Abstände von Häusern in Abhängigkeit zur Höhe der Häuser. Für die Abstände der Bremer Reihenhäuser waren diese Regeln zu Hausabständen allerdings nicht ausschlaggebend. Wie für die Tiefen von Vorgarten und Hof der bewährte Gebrauch im wahrsten Sinne des Wortes maßgebend war, so ist dies ebenso für die Breite der Straße der Fall. Die Fahrbahnbreite ermöglicht beidseitig längsseits Parken und die Nutzung als Fahrbahn in eine Richtung schon jetzt nur, indem einseitig die PKW's auf dem Bordstein stehen. Die Bürgersteige ermöglichen in der Breite gerade mal das Passieren begegnender Passanten. Damit ist die Zonierung der Straße ebenso ausreichend wie sparsam in der Breite, wie es Vorgarten und Hof in der Tiefe sind.

Trotzdem kannte auch die Gründerzeit Regeln für die Abstände zwischen Häusern. Es ist eher ein netter Zusatz, daß Waschküche und kleines Zimmer im Souterrain des Bremer Reihenhaus gleichzeitig einer Regel recht genau folgen, die z. B. im Preußischen Landrecht schon vor 160 Jahren forderte, daß man im untersten Stockwerk am Fenster Himmel sieht.“ (vgl. Neufert, E., 1984: 133).

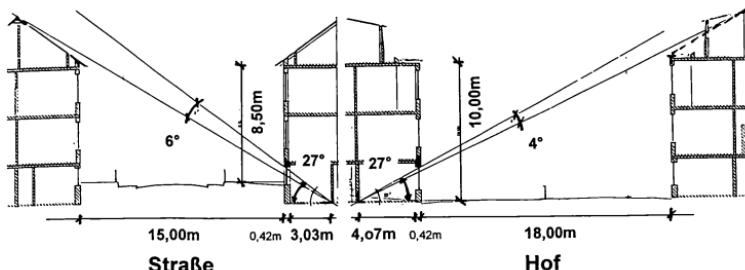


Abb. 18: Der ‚Himmelsblick‘ im Souterrain des Bremer Reihenhauses

Um diesen ‚Himmelsblick‘ zu gewährleisten, wird für den Einfallswinkel von der hinteren Innenecke des Zimmers und Außenkante Sturz ein Winkel von $\geq 27^\circ$ und für den Öffnungswinkel (die Himmelssicht) zum Gegenbau ein Winkel von $\geq 4^\circ$ angegeben (vgl. ebenda). Dieser Abstand der Häuser wird zwischen den Rückseiten über die Tiefe der Höfe hergestellt und zwischen den Vorderseiten durch die Tiefe der Vorgärten und die Breite der Straße. Und obwohl die Häuser hohe Zimmer haben, und damit $2 \times 0,80m = 1,60m$ höher sind, als es solche mit niedrigen Zimmern wären, sind die Häuser gerade nur so hoch, das auch die Räume im Souterrain noch den ‚Himmelsblick‘ nach preußischem Landrecht haben. Obwohl oder gerade, weil die Maßketten durch das Bremer Reihenhaus und die Straßen und Höfe durch den Gebrauch bestimmt werden, erfüllen sie eher nebenbei auch noch diese Regel.

... und das gilt auch im Geschossbau

Das im Vortrag für Reihenhäuser festgestellte gilt im übrigen ebenso für den Geschosswohnungsbau. Eine Vermutung bzgl. der Überlegungen, die zu Geschoss Höhen von 2,50m geführt haben könnten, besteht in der Annahme, daß in der gleichen Traufhöhe 4 Geschosse mit 2,50m untergebracht werden können, in der nur drei

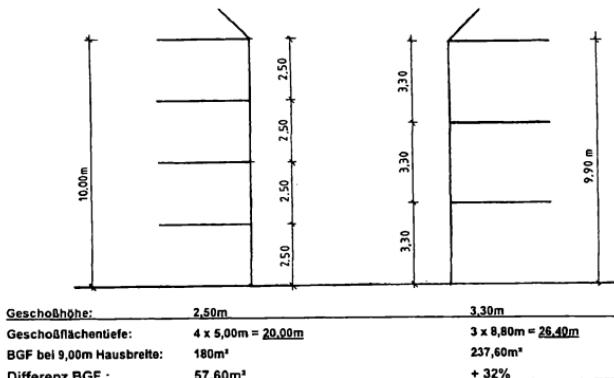


Abb. 19: Bei ca. 10,00m Traufhöhe kommt das Geschossbau mit der Zimmerhöhe von 2,50m zwar auf ein Geschoß mehr aber hat trotzdem weniger Gesamtbruttfläche.

Vier Geschosse mit 2,50m Zimmerhöhe können nur belichten, während 3 Geschosse mit 3,30m Zimmerhöhe an gesamter Geschosstiefe, also **6,40m** mehr belichten können. Vergleicht man Gebäude gleicher Breite, Traufhöhe und Belichtungsqualität, so bewirken um 0,80m höhere Zimmer, obwohl ein Geschoss weniger hergestellt wird, indem sie größere Gebäudetiefen ermöglichen, 32% mehr Bruttogeschosstfläche (BGF). Selbst noch ein weiteres, zusätzliches Geschoß mit 2,50m Zimmerhöhe, und damit auch größerer Gebäudehöhe könnte diese Differenz nicht völlig ausgleichen.

Will der Geschossbaubau, bei gleichzeitig ausreichender Belichtungsqualität und ohne unnötig hoch bauen zu müssen, Baugrundfläche vorteilhaft ausnutzen, so gelingt dies effektiv und damit sparsam nur mit hohen Zimmern.

Geschosse von 3,30m Höhe hineinpassen. Wendet man auch hier die Belichtungsregel mit 20° Einfallswinkel an, so ergibt sich für Geschossbauten gleicher Breite, das der Geschossbau mit 3,30m Zimmerhöhe mehr qm Geschosstfläche aufgrund der erheblich größeren Belichtungstiefe in den Häusern ermöglichen würde.

$$4 \times 5,00m = 20,00m$$

$$3 \times 8,80m = 26,40m$$

Literaturverzeichnis

- Auerswald, B., u.a., 1995 Der Stil der Ökonomie, PlanerInnenseminar in Miltenberg 1995, Studienarbeit am FB 13, Stadt und Landschaftsplanung der GHK Kassel
- Beekmann, H., u.a., 1996, Von gemeinen Hufen, extravaganten Blöcken und anderen Typen, Projektarbeit am FB 13, GHK Kassel
- Böse-Vetter, H., u.a., 1999 Gute Baugründe, Notizbuch 54, Hrsg. AG Freiraum und Vegetation, Kassel/ Bremen
- Böse-Vetter, H., u.a., 1991 Worpswede und umzu, Notizbuch 25, Hrsg. AG Freiraum und Vegetation, Kassel/ Bremen
- Gerlach, R., u.a., 1995 Baukosten '95/ 96, Verlag Hubert Wingen, Essen
- HBO 1997 Baukosten '95/ 96, Verlag Hubert Wingen, Essen
- Hüllbusch, I.M. und K.H., 1983 Reihenhaus und Freiraum in db 2/ 83, Deutsche Bauzeitung
- Hüllbusch, I.M., 1978 Innenhaus und Außenhaus, Diplomarbeit an der OE Architektur – Stadt- und Landschaftsplanung, GH Kassel
- Hüllbusch, K.H., 1996 Die Straße als Freiraum in Stadt und Grün 4/96
- Jacobs, J., 1963 Tod und Leben großer amerikanischer Städte, Bauwelt Fundamente
- Laasch, E., 1989 Haustechnik, Grundlagen, Planung, Ausführung, B.G. Teubner Verlag, Stuttgart
- Nadolny, Sten, 1990 Das Erzählen und die guten Absichten, Piper Verlag, München
- Neufert, E., 1984 Bauentwurfslehre, Handbuch, Verlag Vieweg & Sohn, Braunschweig
- Theiling, Chr., 1996 Reihenhausstadt – von Handwerkerhäusern, Architektengebäuden und Zeilen in Bremen, Diplomarbeit FB 13 Stadt- und Landschaftsplanung der GHK Kassel, veröffentlicht in Bremer Reihen, Notizbuch 44, Hrsg. AG Freiraum und Vegetation, Kassel/ Bremen
- Turner, John.F.C., 1978 Vereinigung durch Architektur (Housing by People), Rowohlt Verlag, Hamburg
- Voigt, W., 1992 Das Bremer Haus 1880 – 1940, Schriftenreihe des Hamburger Architekturarchivs, Verlag Junius, Hamburg
- Wolfe, T., 1984 Mit dem Bauhaus leben, Athenäums taschenbuch, Verlag Anton Hain, Meisenburg

„Es liegt noch ein Zusatzantrag vor: ...“ Prolog über den 'Ort' der Freiraumplanung

Der im Titel angeführte Anfang eines Zitats bezieht sich auf den literarischen Versuch von Rudolf Schwarz, einem Streit, in dem es um vieles ging, eine pointierte Wendung zu geben, weg von der sekundantenbevölkerten, rufmordlüstigen Disziplinwiese hin zu einem professionellen Gespräch, das notwendig von persönlichen Befind- und ‚Besitzlichkeiten‘ absieht. Eine Fähigkeit, die den anderen an der Bauhaus-Debatte 1953 (Conrads et al. 1994) Beteiligten weitgehend abging. Schwarz eröffnete das Gespräch - einer Aufforderung von Alfons Leitl, dem Herausgeber von „Baukunst und Werkform“, folgend - mit einem Aufsatz über Bauen und Schreiben. Walter Gropius und mit ihm Anhänger und Aushänge(schilder) des Bauhauses fühlten sich allesamt persönlich angegriffen und reagierten mit einem üppigen und empörenden Briefverkehr untereinander und mit vermeintlichen und tatsächlichen Außenstellen und unter anderem mit sieben Antworten in der nächsten Nummer der Architekturzeitschrift. Schwarz kam danach nochmals zu Wort mit dem schon erwähnten Versuch, nicht bei Null sondern erneut anzusetzen – nichts anderes ist der dramaturgische Kniff eines Antrags – und endete mit der persönlichen Erklärung

„für etwas (einzustehen) um dessentwillen man bisweilen beschimpft werden kann, was weiter nicht schlimm ist, und (man) bisweilen auch sterben muß, was dann auch weiter nicht schlimm ist.“ (Schwarz 1953 b:178).

Auch diese Gabe und Gelassenheit, die in eigener Autonomie gründet und diese auch den anderen wohlwollend unterstellt, also eine prinzipielle Gesprächsfähigkeit und -bereitschaft annimmt (Arendth 1981), und diese Fähigkeit gleichzeitig zum Kern dessen rechnet, worum es geht, trennte ihn von seinen 'literarischen' Kontrahenten, die gleichsam auf der Jagd nach dem Glück der schönen Helena (Giono 1963) das Trojanische Pferd ständig mit sich führten. Und zimperlich waren die Herren der Helena ja noch nie. Das Schicksal des Sterbens ereilte stellvertretend den Herausgeber, dem das Trojanische Pferd irgendwie in die Redaktion geschmuggelt, in das Fenster gestellt wurde. Alfons Leitl, zu jener Zeit der bekannteste und „renommiertesten Architekturjournalist Deutschlands“ (Nerdinger 1994:17) schreibt in seinem die Debatte resümierenden Schlußwort verbittert von den „fröhlichen SA-Männern der neuen Architektur, die (...) wieder innerlich gefestigt an die sauber etikettierten Flaschen der zugelassenen Gedanken herantreten“ können (ebd.: 253). Seine zahlreichen Offerten und Ergebenheitsadressen an Gropius wurden offenbar nicht goutiert und der „sehr ergebene Alfons Leitl“ (ebd.: 151) trat kurz darauf von seiner Herausgeberstelle zurück, ein professioneller Tod, ein stellvertretendes Sühneopfer. Soweit der kurSORische Einblick auf die Folgen jedweder Unbotmäßigkeit, aber es liegt ja noch ein Zusatzantrag vor. Und das war so.

„Ich bringe einen weiteren Antrag ein, der mir genügend durchgesprochen zu sein scheint, aber noch nicht zum Beschuß gekommen ist.“

Satz 3: Das Jahr 0 architektonischer wird auf das Jahr 1900 christlicher Zeitrechnung zurückdatiert.

Es liegt noch ein Zusatzantrag vor:

Es ist zu untersuchen, ob das Jahr 0 nicht auf 1750 zurückzuverlegen ist.“ (Schwarz 1953b:171f)

Rudolf Schwarz's pointierte Präzisierung dessen, „was dennoch besprochen werden muß“ (ebd. 162), wird von der persönlich verletzt und gekränkt fühlenden Phalanx der ‚Bauhaus-Architekten‘ nicht in Ironie noch in aller Ernsthaftigkeit noch in seiner Komplexität (Achleitner 1981:166) verstanden und das ganze Ansinnen als völlig ungebührlich und „so belanglos, daß man nicht drüber reden soll“ (Pfister 1953/1994: 212), abgewiesen und damit auch der Versuch, ein bestimmtes Gespräch über die Bauerfahrung aufrechtzuerhalten bzw. wieder aufzunehmen. Die (unverstandene) Ironie weist auf den notwendig spekulativen Charakter solch ungebunden sich gebärdender Geschichtslosigkeit, zeigt wortspielend die Absurdität einer Stunde „Null“. Der auf eben eine solche „Null“ sich berufende protestantisch-antibourgeoise Geist versteht bekanntermaßen und leider keinen Spaß (Wolfe 1990) und schon gar nicht die Nuancen einer Satire. Diese „ethisch entschlossenen Menschen“ (Schwarz) werfen Schwarz seinen lockeren Stil um die Ohren und ihn selbst damit in die unmittelbare Nähe von Goebbels (H. Hoffmann, G. Remshardt In: Conrads 1994:80, 84), subsumieren Schwarze Zweifel und Einwände als rückwärts- und ‚Helena‘-abgewandte, reaktionäre Haltung (ebd.). R. Döcker aus Stuttgart informiert Walter Gropius in Cambridge über Schwarz seinen Aufsatz und verleiht seiner Empörung mit folgender Charakterisierung den notwendigen Unterton:

„Religion dick katholisch, kluger Kopf, nicht unbegabt, aber jesuitisch.“ (ebd: 55f)

In Deutschland sieht er insgesamt bis hinein in den Werkbund das Wirken einer „katholischen Aktion“, die eigentlich gegen die Moderne gerichtet sei (ebd.), also gegen das Prinzip der Stunde Null. Die Generalunterstellung der Gegenreformation und – aufklärung zielt ja eher auf ein Glaubensbekenntnis denn auf ein (auf)klärendes Streitgespräch.

Der absichtsvolle Gehalt des Antrags lag für Schwarz in der Betonung der Bedeutung einer weiter gefaßten Bauerfahrung, gewissermaßen in der „Bereicherung mit Baumeisterpersönlichkeiten und ihren Werken.“ (1953b: 172) Neben der feinen Ironie und der Schwarzen Vorliebe übernehmen wir den Zusatzantrag dem Wortlaut, dem Inhalt, dem anvisierten Moment nach. Es spricht nämlich einiges dafür, daß ungefähr mit dem frühen Klassizismus die Zeit des Verschwindens begonnen hat (Bednar et al. 1996, Hülbusch K.H. 1996 b, Menasse 1995). Die Auslagerung der Arbeitsorte aus dem Haus war die ökonomische Voraussetzung für die Geburt der Idee des bloßen Wohnens. Der klassizistische Bruch mit der Tradition zeigt sich analog in der Erfindung des aufgeklärten Landschaftsparks in England, in den rigoros-revolutionären Entwürfen eines Claude Ledoux in Frankreich, dessen ikonographische Sprache explizit gegen die sozialen Konventionen gerichtet war (Klein 1993, Kruft 1989, Stollof 1983), in der preussisch inspirierten Verordnung des Ernhauses in Mecklenburg-Strelitz (Baumgarten 1982, Lührs et al. 2000). Als Säulen der administrativen Durchsetzung erweisen sich die neu gegründeten staatlichen Akademien, z.B. in Berlin Landbaumeister Gilly und seine Nachfolger. Der akademische Ort als neue professionelle Institution folgt einem anderen Selbstverständnis (Weber 1995) und Relevanzstruktur (Schütz) als das traditionelle Bauhandwerk, auf dem es fußt, selbst dort, wo es sich der Bewahrung der von Schwarz eingeforderten „abendländi-

schen Überlieferung" widmet. Das Gedächtnis ist gewissermaßen literarisch organisiert und wird auf diesem Wege erneuert und erinnert. Schwarz rückt in seinem ersten Aufsatz das Verhältnis zwischen Bauen und Schreiben in den Ausgangspunkt seiner Betrachtungen oder umgekehrt beschreibt er dies als Dilemma der vom ihm kritisierten Architekturpropaganda.

Bauen und Schreiben

Wir nehmen des Zusatzantrag an und ernst und das von den „Bauhäuslern“ verweigerte Gespräch auf, den von Rudolf Schwarz gelegten Faden, und kommen vorerst zum Anfang der „verdrängten Kontroverse“, wie der Untertitel der Bauweltfundamente-Dokumentation zur Bauhausdebatte von 1953, zum Aufsatz von Rudolf Schwarz (1953a) „Bilde Künstler, rede Nicht“. Eine Betrachtung zum Thema 'Bauen und Schreiben' und zwar zu dem im Titel aufgespannten Wortpaar „Bauen und Schreiben“, um das es Schwarz als Ganzes ging. Und das hat m.E. seine triftigen Gründe, weil die zwei genannten Tätigkeiten offenbar damals nicht so richtig zusammenkamen. So formuliert er Goethes Worte zur Diagnose „Wurstle Künstler, denke nicht“ um und kritisiert, daß die Architekten das Schreiben metaphorisch den Photographen überlassen (Schwarz 1951, 1953a). Er meint damit, daß die Überredung durch und mit dem Bild (wie der Helena) vor der Sorgfalt der Gedanken- und Beweisführung mit den bewährten Mitteln des Grund- und Aufrisses steht, die Inszenierung des besonderen Blicks die Vermittlung des Regelhaften, des Allgemeinen und Alltäglichen verstellt. Vermutlich besteht das Dilemma von Anbeginn der Paarbildung um 1750 - wir folgen vorerst Schwarz' zeitlichem Antrag – also mit der 'Entfernung' des Architekten vom traditionalen Bau-Handwerk bzw. mit dessen Übernahme (s. Sohn-Rethel: Warenform und Denkform). Dieses Entfernung war m. E. keine bloß abstrakt intellektuelle, bildungsbürgerliche Distanz, sondern beinhaltete die im Wortsinn mit angelegte Bedeutung des Wegnehmens, also die koloniale Zerstörung. Als Zeitzeuge auch dafür lassen wir kurz N. Ledoux auftreten, der im 18. Jahrhundert jene Achtlosigkeit der Architekten angeprangert hat, die

„jede Sorge um die ländlichen Bauten dem Handwerk (überläßt) und (...) zu mancherlei Unheil (führt).“ (Stoloff 1983:124)

Diese klassizistische Expansion, die mit und in moralischer Robe (Corbin) aus den Sälen der Akademie trat, ob in Paris ob in Berlin, richtete sich nicht nur gegen das Selbstverständnis des handwerklichen Bauens sondern auch und vor allem gegen die autonome Verfügung an Produktionsmitteln (Baumgarten 1968/69, Ders. 1982, Martins 1927, Lührs et al. 2000), war sowohl Ausdruck wie auch Betreiber einer im Sinne der Zentralisierung erfolgenden Umverteilung.

Der gewandelten Sinn, die andere Relevanzstruktur (Schütz) des akademischen Ortes als Hort der „abendländischen Überlieferung“ (Schwarz) liegt in der Entfernung begründet, die nicht verkürzt sondern berücksichtigt werden will.

„Verstehen wollen heißt, daß wir etwas zurückerobern versuchen, was wir verloren haben.“ (Hoeg 1994:42)

Das Schwarzsche Wortpaar fügt zwei eigentlich handwerkliche Tätigkeiten zusammen. Von alters her war Bauen dem Wesen nach Handwerk und kann es nach wie

vor sein. Schreiben kennt handwerkliche Regeln (Berger 1991, Burger 1990, Duras 1988, Hülbusch K.H. 1995b, Nadolny 1990, Stein 1971) sowie literarische Anlässe und Ethiken (Aichinger 1991, Bachmann 1980, Bachmann 1983, Benjamin 1977b, Berger 1990, Duras 1994, Fian 1989). Zum Bauen gewandt ist das Schreiben anders, und zwar insofern als die „Voraussetzungen einer Erzählung“ (Wolf 1983) betroffen sind. Es bleibt naturgemäß gleich im Schreiben selbst und den Schreibfallen. Darin, in den Voraussetzungen der „Bauerzählung“, ist sie reflexiv erinnernd, beschreibend vergewissernd, holt sie das in ein Verständnis zurück, was sie als Selbstverständnis verloren hat, ist die Erzählung einer anderen, einer akademischen Relevanzstruktur verpflichtet (Schütz 1982, Berger/Kellner 1984, Weber 1995), dem professionellen Gespräch gedient. Im Begriffspaar ist der Wechsel vom Handwerk zu einer akademischen Disziplin (bzw. zur Kunst) umschrieben, der im Klassizismus im Unterschied zur Renaissance in der Fläche durchgesetzt wird (s. Sohn-Rethel, A.)

Haus und Gedanken (vgl. auch Gehlken 1999, Bellin 1999b)

Diejenigen, die bauen, bauen. Darin liegen Herkunft und Erfahrung wie auch Qualitätsmaßstäbe der Arbeit. Das Konkrete des Falls und der Widerstand dem Mitgebrachten und der Routine der Arbeit gegenüber schützt das Handwerk vor Orthodoxie, ist Anlaß und gibt Raum für die Intuition, für die Interpolation im Kleinen (Benjamin), die im Ergebnis der Arbeit wiederum die Schönheit des Gebauten, vieler Dorfkirchen (Alain 1921b) ausmacht.

Ist im Bauen der Fall ständig konkret, ist er für das Schreiben exemplarisch. Der Fall steht nicht nur für sich. Die lichten Gefilde einer akademischen, einer schreibenden Disziplin stehen der in praktischen Interessen verankerten Welt, dem Feld der gebundenen Nützlichkeit gegenüber, in einem Verhältnis zu ihr, das gerade bei handwerklicher Herkunft/Vergangenheit wohl bedacht sein muß. Auf dem Verhältnis wie auf dem Unterschied muß bestanden werden. Schon in der Welt der griechischen Götter mußte sich Hephaistos, Schutzherr und Meister des Handwerks, mit einer kleinen List Eintritt und Platz im Olymp sichern (Köhlmeier 1996) und sein Verhältnis zu Athene, der Göttin der Weisheit und des Geistes, war durchaus sagen- und legendenträchtig. Niemand möchte es missen.

Wenn ein Fall, ein Beispiel, ein Gebautes nicht bloß konkret sein soll, sondern darüber hinaus exemplarisch, nicht nur für sich steht, sondern auch für andere und etwas anderes, stellt sich die Frage für was es steht und was es ausdrückt. So zielt und gründet ein akademisches Verständnis immer auf ein System der Fälle (Bourdieu 1974) - dafür stehen sie -, auf eine hierarchische Ordnung der Dinge. Eine Ordnung nach Typen, also nach 'idealen' Fällen, in welche die konkreten Fälle eingehen, ohne sie zu sein, besagt aber noch nichts, ist bloß, aber noch nicht angemessen.

Eine bare Abstraktion ermöglicht noch kein Verständnis (Schwarz 1951). Dazu braucht es eben ein Verhältnis. Die Ikonographie – die Typenlehre – bemüht sich nach ihren vorikonographischen Bezügen, also alltagsweltlichen Bedeutungen, sowie ikonologischen Kontexten, also ihren ideen- und disziplingeschichtlichen Einbettungen, zu guter letzt auch als spezifischer Ausdruck der *conditio humanae* (Panofsky 1979). Oder wie Berger und Kellner schreiben, müssen die professionellen Systeme und Bedeutungen sinnfällig mit jenen der ersten, der Alltagswelt im Einklang stehen.

Eine akademische Systematik der jeweiligen Gegenstände geht von deren Bedeutung aus, vom qualitativen Bezug im erfahrenen Gebrauch wie im erkenntnistheoretischen Sinn. Im Gegensatz dazu nimmt eine formalistische Ordnung – meistens mehr eine rücksichtslose Zuordnung – das Konkrete immer der äußeren Erscheinung und nie dem Sinn nach.

Die Macht der Akademie ist das Wort (und die Macht). Die Herkunft bedenkend läge die Ethik in der Seriosität der Gedanken, in deren weitausprägender Prüfbarkeit. Sie ringt nicht um absolute Wahrheiten, sondern im Weberschen Sinne um angemessene Einsichten. Sie vergewissert sich auf der einen Seite der Einsichten der handwerklichen Welt, bewahrt sie systematisiert und damit gewandelt in der anderen Welt, und macht diese Erfahrungen und gewandelten Kenntnisse wiederum zugänglich, vermehrt gewissermaßen deren Zugänglichkeit für andere Disziplinen und Handwerke, Gedanken und Analogien. Sie widmet sich den im Sichtbaren Verborgenen, den Schätzen und Einsichten, die über die handwerklichen Regeln und Fertigkeiten hinausreichen. Darin liegt der Mehrwert, der 'höhere' Auftrag der 'Hoch'schulen, der auf der schriftlichen Vermittlung traditionaler Kenntnisse basiert und darin weiterreicht, wie Karl Heinrich Hülbusch (1996 a) am Beispiel der Straße zeigt.

„Bewußte Regeln werden mehr oder weniger unbewußt tradiert und erneuert. Wenn z.B. bei M. Muchow oder J. Jacobs auf diese Organisation und ihre selbstverständliche Qualität verwiesen wird, geschieht auch dies traditional. Das ist sicher richtig und enthält dennoch für das Planen zuwenig Reflexion. Wir können das auch anders sagen: die Rezeption von Beschreibungen und Einsichten bleibt in der Planung an der Oberfläche, weil - wie J. Berger schreibt - die Wahrheit nicht tiefer, sondern ganz woanders liegt.“

Und die Landespfege? Eine Anbiederung mit Folgen.

Innerhalb der Landespfege tritt die an der Bauhausdebatte beobachtete strukturelle Ambivalenz noch eklatanter zutage, weil die Disziplin mit dem Berufstand gleich den Gegenstand wechselte, den Garten verließ und den Landschaftspark erfand (Clifford 1966, Gothein 1926, Hard 1991, Hirschfeld 1779-1785, Hülbusch K.H. 1981, Wimmer 1989), und damit in dem gesellschaftlichen Feld des bar Schönen reüssieren wollte. In diesem Feld der ästhetischen Theorie ist die moderne aufgeklärte und akademische Distanz vermittelt über den interesselosen Blick gleichermaßen die bestimmende Kategorie (Hard 1991, Liessmann 1991, Lorberg 1995). Die mit der Aufklärung eingeführte 'Ungebundenheit der Sichtweise' verlangte geradezu eine fulminante Verdrängung aller praktischen Erfahrung und gebrauchsökonomischen Erfordernisse (Schneider 1989), um in die Gilde der hohen Künste aufgenommen zu werden. Thomas Whately (1771), ein Tory-Parlamentarier, beantragte für seine praktizierenden Kollegen William Kent und Lancelot Brown als erster diese Einordnung, indem er schon im zweiten Satz einer ausführlichen 'Theorie' dem Landschaftspark denselben Vorzug gegenüber dem Gemälde einräumt wie dem Orginal vor der Kopie. Der Philosoph Hirschfeld übernimmt für Deutschland des Engländers Vorschlag dem Inhalt und den Zeilen nach (1779: 152) und verlangt nachdrücklich eine allein diesem Zweck dienende akademische Lehre (1782: 19; vgl. auch WIMMER 1989: 426). Schon die an den 'durchlauchtigsten Erbprinz' gerichtete Widmung des ersten Bandes schmückt diese Erwartung.

„Noch erwartet diese Tochter der neueren Zeit, diese jüngste der liebenswürdigen Künste, in den Akademien ihrer älteren Geschwister eine Stelle. Eben so edel, wie irgend eine ihrer Schwestern, mehr, wie irgend eine, reich und sich verbreitend in dem Ausguß ihrer Ergötzungen, eileit sie, die ihre bessere Bildung nicht in Griechenland, nicht in Italien fand, dem Beschützer der Künste in Norden entgegen, und freut sich, von Seiner milden Hand geleitet, die Gefilde zu verschönern, wo unter Seinen Augen ein ewiger Friede wandelt.“

Kein geringerer als Immanuel Kant (1790) kommt diesem Begehrn nach, rechnet die Lustgärtnerie zur zweiten Art der bildenden und damit zu den schönen Künsten und gibt ihr den Schein wie dessen Produktion als Bestimmung und Voraussetzung mit auf den Weg. Sie gebe zwar im Unterschied zur Malerei die körperliche Ausdehnung

„nach der Wahrheit, aber nur den Schein von Benutzung und Gebrauch zu anderen Zwecken, als bloß für das Spiel der Einbildung in Beschauung ihrer Formen.“ (ebd.:261)

Dieses Glück „im Spiel der Einbildung“ ist ganz im Sinne Nietzsches (1874) nur von kurzer Dauer. Schon 1801 erkennt Schlegel der Gartenkunst diesen hohen Rang ab. Hegel schließt in seinen ästhetischen Vorlesungen (1835) das Naturschöne von vornherein aus (Liessmann 1993). Die ästhetische Distanz - als gesetztes Verhältnis des Betrachters zum Betrachteten - dient bei Hegel dem Denken als Anlaß und Vorgang, also einem Erkenntnisinteresse und nicht mehr - wie noch bei Kant - zur Erlangung eines Geschmackurteils. Hegel setzt eine gänzlich andere Relevanz, eine, die sich an der Verständnismöglichkeit mißt. Die Landespflege kapitulierte vor solch einem akademischen Maßstab, war am Ende mit ihrer 'Theorie', die - wie Hirschfelds Hauptwerk belegt - als bloßer Vorschein im Sinne Blochs (1962) solchen Anforderungen nicht genügen konnte und wollte, und gleichermaßen mit dem Produkt 'Landschaftspark', der ausschließlich von der allgemeinen Abwertung betroffen war (Wimmer 1989:428). Die zwei grundlegenden disziplininternen Basisparadigmen lauern genau um dieses Relevanzproblem herum und begründen in und mit dieser Bewegung die professionellen Positionen, bis heute

Verdinglichung als Form, Verdinglichung als Zahl

Da gibt es die einen, deren Gedanken sich über die Herkunft der Dinge und des Selbstverständnisses täuschen und so die Schönheit eines Objektes oder die Landschaft an und für sich setzen und vertreten. Die in der Aufklärung noch selbstverständliche ästhetische und tatsächliche Differenz zwischen Zeichen und Bedeutung entzweit solcher Art von Bewußtsein. Dieser Vorgang der Ontologisierung betraf die 'Landschaft' als 'professionelles Idol' (Hard 1991) im besonderen und wiederholten Maße (Horkheimer, Adorno 1988:15ff, Hülbusch K.H. 1981, Lührs 1990, 1994, Lorberg 1996). Neben den Entwerfern und (Grünraum)Gestaltern, den zur (schönen) Form Verdinglichenden, gibt es die anderen, die sich mit einer Verhärtung der Disziplin (Hard 1981) aus dieser frühen Verstrickung zu befreien versuchen, die zur Zahl Verdinglichenden. Da sie nicht wissen wie und nicht wissen was, werden Datenberge erhoben und diese Sammlungen dann als Wissenschaft verkauft. Die Technik der Sammelprogramme wird weitestgehend von den jeweiligen Herkünften der Hilfswissenschaften bestimmt (Hülbusch K.H. 1988). Diese faktenpositivistische Geisteshaltung - nach John Berger (1991) eine Art 'privilegierte Pedanterie' - abstrahiert gleichermaßen von der sozialökonomischen Gebundenheit der Welt und den

gebrauchsqualitativen Bezügen. Diese Konstruktion einer bloß „abstrakten Identität“ (Horkheimer, Adorno 1988) führte gerade auch Rudolf Schwarz beim Darmstädter Gespräch (1951) gegen die Gründerzeit ins Feld. Dies sei als Randbemerkung erlaubt, um zu zeigen wie sehr der latent historistische Vorwurf ihm gegenüber ins Leere geht.

Die zwei verdinglichten Pole, einmal Form, einmal Zahl, pendelt die Landespfelege je nach Markt- und Stimmungslage aus. Die intellektuelle Verwirrung war mithin für die Landespfelege insofern konstituierend als ihre professionelle Verheißung, eine Art frühe Stunde Null, immer des Zuspruchs von oben und von außen bedurfte und weniger aus eigener Autonomie und geschichtlichen Reflexion erwuchs (vgl. Schneider 1989). Eine akademische und praxeologische Revision ging jeweils mit einer Veränderung des äußeren gesellschaftlichen Feldes einher. Immer wenn die Verwaltung, die administrative Macht in ihrer Legitimation erschüttert wurde, rüttelte es die Landespfelege mit. Dann wurde ein sonst offiziell übersehener, wenig gehörter Traditionstrang scheinbar relevant, um (politisch) neue Legitimation zu gewinnen. Zurückgerufen wurde dann auf eine Dabatte, die wir Freiraumplanung bezeichnen und begrifflich wie kontextuell von der Landespfelege und der Grünplanung unterscheiden (Hülbusch K.H. 1986, 1989, 1990, 1991a, 1991b, 2000). Die handwerkliche Herkunft und die alltagsökonomische Notwendigkeit ist expliziter Bezugspunkt und Maßstab der akademischen Überlegung und die sonst abstrakte Schönheit wird als soziales und ökonomisches Phänomen verstanden (Adorno 1967, Veblen 1899). Dies gilt sowohl für die Debatte der Jahrhundertwende bis hin zu den 20er Jahren (vgl. Gothein 1926. Bd. II:454ff, Schwarz 1929:126, Hülbusch I.M. 1978b, Migge 1913) wie auch für den kritischen Aufbruch der 70er Jahre mit dem noch wehenden Wind der 68iger Zeit im Rücken..

In derselben Zeit wurde innerhalb der philosophischen Zunft bemerkenswerterweise ein ähnliches Dilemma behandelt, indem sehr wortreich die Grundidee der Aufklärung angemahnt (Sauerland 1979, Horkheimer, Adorno 1988, Liessmann 1991) und die mittlerweile ontologisierte Distanz wieder eingefordert werden mußte. Adorno kann in seiner ästhetischen Theorie (1973) 200 Jahre nach Kant lediglich auf das „Nichtidentische“ bestehen, an den aufgeklärten Grundgedanken erinnern, mehr nicht. Das ungebunden Schöne setzt er zwar gegen Hegel „dicht an der Wahrheit“ und bekennt gleichzeitig, daß es sich „im Augenblick der nächsten Nähe verhüllt“ (ebd.:115). Ein spärlicher Rest der ehemals großen akademischen Ambition (Hegel 1807, Menasse 1995). Man sieht wie schwer selbst die akademischen Paradigmen an der Aufklärung tragen,

„als wartete irgend etwas in den Menschen selbst auf jene Entlastung von der Autonomie, die alles meinte, was in Europa einmal zu achten und zu erhalten war.“ (Adorno 1963:50)

Haus und Hof. Die vergessene Herkunft. Der Ort in der Freiraumplanung.

„Kardinäle und Könige geben keine großen Aufträge mehr. (...) helfen wir ihm (dem Volk; Anm.), daß es endlich die wenigen einfachen Dinge bekommt, die es zu seiner Menschlichkeit braucht, einen kleinen Besitz, auf den es ein bißchen stolz sein kann und der ihm ein bißchen Sicherheit gibt vor seiner sozialen Bedrohung, die es beständig vors Nichts stellt, daß es aus seiner Versicherungspsychose herauskommt. Widersetzen wir uns der Bauerei von Elendsgehäusen, (...)“ (Schwarz 1953b:176)

R. Schwarz hat nicht, wie Alain den „Leuten mit Bildung und Geschmack“ attestiert, verlernt „die Stimme zu erheben“ (1921a). Das Bewußtsein um und der Blick für das Unzumutbare erhält die Relevanz und die Aufmerksamkeit der professionellen Fragen, die nicht in erster Linie „luxuriös“ (Hülbusch I. M. 1978) sind, weil der Sinn darin nicht aufgehoben ist. Er weist in seinem zweiten Beitrag innerhalb des Gesprächs darauf hin, daß die Überlegung wie die praktische Ausführung immer das alte Grundprinzip u.a. der Bedeutung nach vergegenwärtigen muß, gerade weil „das Leben ein einzelnes ist“ (Schwarz) und bekennt sich damit zu jener Tradition des Hausbaus, die dem kommunalen Prinzip des ‚gleichen Rechtes‘ für alle verpflichtet ist, die vom eigenen Dach über dem Kopf ausgeht. (Hülbusch I. M. 1978, Collage Nord 1993, Theiling 1994, Beekmann et al. 1996, Helbig 1997, Höfner et al. 1997). Der Traum gilt nicht mehr dem herrschaftlich überformten Haus, dem feudal stilisierten Hof, nicht den Königen und Kardinälen, sondern der Gedanke sucht das einfache Prinzip des Daches zu verstehen. In einer Schrift zur Gartenstadt Hellerau wird das Wesen dieser einen „Wirtschaftseinheit“ (Theiling 1994) baulich wie folgt ausgestattet: „mit eigenem Eingang, eigener Treppe und eigenem Dach“ (DOHRN 1908:26). Neben dem Dach sichert der Eingang den Zugang zur Straße und damit den privaten Anteil an der Kommune - eine alte Forderung aus den Bauernkriegen (Hülbusch K.H. 1983)- und steht die Treppe für die innere Erschließung von Keller und Dachboden, also für Orte der häuslichen Produktion und Lagerhaltung. Eine akademische Disziplin, deren Gegenstand der einfache alltägliche Ort ganz gewöhnlicher Menschen ist, also über Dinge und Geschehnisse nachdenkt, die jeder aus eigener Erfahrung kennt, nach Hard (1981) Merkmale einer weichen Disziplin, und deren „Denkprodukte“ nicht virtuell in die Welt kommen – trotz neuester Computerspielereien - noch geheimnisvoll hineingezaubert werden können, sondern in aller Schlichtheit gebaut werden, und dann der Schwerpunkt wie der Zeit unterliegen, muß ständig zu einer Tradition und einer Welt zurück wie auch von ihr aus, die streng genommen vor ihrer Zeit und außerhalb ihres hehren Ortes liegt. Sonst geht es ihr wie jeder Kunst(fertigkeit), die nicht zu den Quellen zurückkehrt, sie erstartt zur Manier (Alain 1909). Darin ist ein Verständnis eingeschrieben, das in seinem Wesen nicht unmittelbar aus der Kritik an der Enteignung, auch symbolisch hier Kardinal und König, sondern aus dem tiefen Gedächtnis der Erfahrung gespeist wird und daraus die Kritik formuliert, gebunden (vgl. Horkheimer, Adorno 1988), in gewisser Weise voraufklärisch aufklärerisch ist und nicht nur different zur Ontologisierung der aufgeklärten Inhalte (Lorberg 1996). Die Berufung auf diesen langen Atem des Gedächtnisses – nach vorne wie nach hinten - und damit auf die Kunst

„der Beobachtung und Reflexion der vorhandenen (Freiraum-)Wirklichkeit, (...) vor allem jener Beispiele, die sich sozial bewährt und als materiell nachhaltig erwiesen haben“ (Hülbusch K.H. 1989:212),

knüpft an eine professionelle Diskussion, die rund 20 Jahre nach Schwarz ‚letzter Kontroverse‘ genau diese Erfahrung zum Kern und Ausgangspunkt der Überlegung gemacht und daraus das Basisparadigma der Freiraum- und Landschaftsplanung formuliert hat.

„Mit Freiraum- und Landschaftsplanung ist ein Basisparadigma verbunden, das vom Ge- genstand der Dekoration (Nietzsche) absieht und die Notwendigkeiten des selbständigen

Über-Lebens - keine falsche Betroffenheit - die Produktion/die 'Produktion der Reproduktion' zum Ausgangspunkt der Nachdenklichkeit und des Rates nimmt.“ (ebd.:206)

Die Arbeiten der „Kasseler Schule“ (Hübusch K.H. 1986), die von und in der Debatte mit Inge Meta und Karl Heinrich Hübusch wie Helmut Böse ab Anfang der 70er Jahre denkend verfertigt und geschrieben wurden, gehen vom Dach aus, dem notwendig Einen in all seinen Bedeutungen und Wandlungen, und erweitern die Überlegung zu möglichen Reihungen und Kombinationen (Böse 1981, Harenburg, Wannags 1990, Theiling 1994, Beekmann et al. 1996, Helbig 1997), reflektieren darin wie aus den vielen Einen ein gemeinsam Anderes werden kann.

Inge Meta Hübusch hat mit ihrer Diplomarbeit (1978) „Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum“ das Maß gesetzt, um das es geht. Sie wirft wie Schwarz der gängigen Entwerferpraxis vor, daß sie sich

„aufs Dekorieren verlegt und dabei unter unangemessenen Bedingungen die Beibehaltung feudaler Bau- und Planungsaufgaben fortgeschrieben“ habe (ebd.:11) und setzt demgegenüber eine Philosophie „des sozial verstandenen Lebensraumes, (...) in dem die Chance besteht, ohne katastrophale Niederlagen und Ernüchterungen erprobend Erfahrung mit Gesichtern und über Orte zu sammeln, damit man sich zurecht finden kann.“ (ebd.:7)

Sie versteht den Lebensort nicht nur als materiellen Rahmen sondern auch sozial, mit „Gesichtern erfahr- und erlernbar“, als räumliche „Organisation, die bei allen Dispositionen (...) als Möglichkeit interpretiert werden kann (ebd. 9). Und diese „kleinste und notwendige Einheit“ beschränkt sich sozial wie materiell nicht auf das „Innenhaus“, sondern wird erst vollständig mit dem „Außenhaus“, mit Vorgarten und Eingang, mit Hof (und Garten). In der organisatorischen Dramaturgie von „Innenhaus und Außenhaus“ werden über eine „simple Differenzierung der Arbeitsplätze und Orte häuslicher Produktion“ (ebd.) mehr Hilfsmittel sozialer Verständigung eingeschrieben, als wir uns im alltäglichen Umgang bewußt sind (Böse-Vetter 1993). Diese als Maßstab und als Vorbild, also sozial und materiell gefaßte „kleinste Einheit“ ist mit Alain die Quelle, zu der eine kundige Freiraumplanung steigen muß durch all die Variationen in der äußeren Erscheinung und 'Wirrungen' im inneren Gehalt. Helmut Böse-Vetter (1989) zeichnete am Beispiel von Worpsswede die Genese der Baufreiraumstrukturen nach und zeigte wie Acker-, Bürger- oder Handwerkerhäuser letztlich Variationen des Bauernhauses sind, die analog zum sozialökonomischen Unterschied in Form, Größe und Inhalt variieren.

„Nein, Judith würde argumentieren, sagte Singer, daß der Ausgangspunkt das Entscheidende sei, weil, wenn wir ihn verstünden, verstünden wir sozusagen jeden weiteren Schritt des Fortschritts, während das Ziel nur eine von vielen möglichen Varianten sei, die der Ausgangspunkt determiniere.“ (Menasse 1996:164)

Dasselbe gilt für die Gärten (Troll 1996), zumindest bis zum Barock. Momente der herrschaftlich-ästhetisch uminterpretierten Nutzformen wanderten zurück als Zier- oder Stilelemente. Beim Betrachten dieser langen Wanderung sollte das Wandernde nicht übersehen werden, abgelenkt von all den faszinierenden Ausblicken und Ansichten im Laufe der Reise. Und schon gar nicht sollte es mit den Herbergen, in denen es verweilt und ruht, und deren Besitzern und Pächtern, den Wirten verwechselt werden. Dieses Prinzips und seines Wesens muß sie sich vergewissern, ohne dem das ergänzende „Überher“ (Hübusch I. M.) haltlos wäre, Grünraumgestaltung und

nicht Freiraumplanung. Dieses Prinzip wäre der Ort der Freiraumplanung, seiner gegenständlichen Erscheinung wie seiner sozialen (Handlungs-)Bedeutung nach.

Kommunale Orte als professionelle Gegenstände

Während beim Haus die bauhandwerkliche Tradition und der akademische Gedanke zumindest denselben Gegenstand haben können, wechselt ihn die Landespflege mit dem Einzug in die Akademie. Als Sinnbild für diesen Bruch steht das Niederlegen der Grenze im Landschaftspark in Form des (H)a-ha. Die neue Disziplin orientierte sich gänzlich vom Haus und Hof (und Garten) weg, hin nach draußen, von der Hufe zu den Gemeinflächen, ohne deren inneren Zusammenhang zu reflektieren, nur als Bild, weg vom praktischen Gebrauch hin zur Überredung, zur interesselosen Distanz, wie schon Schlegel anmerkt.

„Die Ansprüche der alten Gärten waren eigentlich weit bescheidener. (...) Die englische Gartenkunst hob einen Teil der Bequemlichkeit auf, denn unstreitig sind geschlungne, bergauf und bergunter gehende Gänge, mit häufig unterbrochenem Schatten usw. nicht so zweckmäßig als gerade gegebene Alleen mit Hecken zur Seite, um darin im Gespräch, iessend oder sonst beschäftigt auf und ab zu gehen. Sie mußte also etwas anderes Höheres an die Stelle setzen und sie unternahm es, den Geist durch interessante Darstellungen anzuziehen, das Gemüt durch den Anblick landschaftlicher Szenen zu gewissen Eindrücken zu stimmen und zu erheben.“ (Schlegel A. W. o.J.)

Die Interpretation des ‚locus communis‘ zum ‚locus amoenus‘ (Bellin mündl.), des Ortes der sozialen Vereinbarung zum Ort der romantischen Vereinnahmung, entbindet die Allmende ihres Hufenbezuges und wirkt als Heilsmetapher bis heute (Troll 1999). Die Abstraktion der Kommunalität, des Wohles der Leute, zum Jargon (Adorno) des Allgemeinwohles ist ihr moralischer Begleiter. Freiraumplaner sind - akademisch verstanden - keine Gärtner mehr, obwohl es von großem Nutzen ist, wenn sie welche sind. Freiraumplaner sind i.d.R. mit kommunalen Angelegenheiten befaßt, analog zur Landschaftsplanung, die eben keine betriebliche Agrarberatung ist, sondern auf Basis der Reflexion der einzelnen Wirtschaften den Rat im Sinne kommunaler Verantwortung formuliert (Groeneveld 1984). Das Verständnis der Kommunalität ist nur vom Haus aus möglich, diese hat im einzelnen Hof seine Voraussetzung aber nicht mehr den unmittelbaren (Produktions-)Gegenstand, sondern nur mehr vermittelt als Ausdruck des Hufenrechtes, das mit Innenhaus und Außenhaus beginnt.

„... so stützten sich alle ihre Ansprüche immer wieder auf diesen Gedanken des gleichen Anrechtes. (...) der ideelle Anteil an dem noch ungeteilten Lande konnte einen sehr erheblichen Bestandteil derselben (der Haushufe, Anm.) bilden, und machte immer wieder eine Erinnerung und einen Ausdruck für dieses Besitz- und Rechtsverhältnis nötig.“ (Meitzen 1895:156)

Genau dieses Verhältnis des erinnernden Ausdrucks zieht sich implizit durch Helmut Böses Arbeit über die Aneignung städtischer Freiräume (1981). Sie handelt von der sozialen und alltagspraktischen Institutionalisierung kommunaler Orte, von der Erweiterung des Außenhauses und den materiell-organisatorischen Bedingungen. Ein zweiter Erzählstrang nimmt Sein und Werden der disziplineigenen Stellung dazu auf. Beides wird exemplarisch am Beispiel des Vorgartens eröffnet und ausgeführt. Von jenem Ort vor der Tür also, der noch unmittelbar zum privat verfügbaren ‚vollständigen Außenhaus‘ gehört und gleichzeitig die sozialmaterielle Benachbarung nach draußen herstellt, hin zum wichtigsten kommunalen Freiraum, der Straße (vgl. Böse-

Vetter 1993, Haag 1993, Hülbusch K.H. 1996), Anlaß und Gelegenheit zur Erweiterung der Bewegungs- und Handlungsspielräume (Hülbusch I. M.). Am Vorgarten läßt sich sowohl der jeweilige disziplingeschichtliche Verständnisstand messen wie tatsächliche bauliche Voraussetzungen zur Bewältigung des Alltags. Der Vorgarten ist Indiz für die Weitsicht wie spezifische Blindheit der Profession (Troll 1996), die „Angst vor dem Garten der Anderen“ (Hülbusch I.M. 1990) wie für den Hof (Helbig 1999). Darüber hinaus markiert der Vorgarten als ephemerer Gegenstand einen wichtigen Bruch innerhalb der städtischen Ökonomie. Er ist gewissermaßen der gesicherte Rest bzw. die klassizistische Erinnerung an den privaten Anteil, an die Verfügung an der Straße (vgl. Hülbusch 1996) und wird als bauliches Prinzip in dem Moment eingeführt, als die Straße neu zoniert und veröffentlicht wird und als Folge davon bestimmte produktive Nutzungen nach hinten in den Hof verlagert werden (Mittendorfer 1991, Braun et al. 1994). Der Wegefunktion wird mehr Platz eingeräumt (Fahrbahn, Bürgersteige). Die Neuverteilung der Straße wird mir Erlässen und Verordnungen durchgesetzt (Mittendorfer 1991:88f). Der private Haustürvorplatz, gesichert als Vorgarten (‘Vorhof’), steht dem ‚Allgemeinwohl‘, gemeint ist der Ambition der Modernisierer, buchstäblich im Wege. Die Landespflege betrieb mit ganz wenigen Ausnahmen (Maasz 1922) die Propaganda der Veröffentlichung des Vorgartens, seit es ihn gibt. An diesem Beispiel sieht man auch, daß die Dinge nicht nur für sich stehen, daß ein Vorgarten ein Vorgarten ist aber nicht nur ein Vorgarten, um Gertrude Steins brühmten Satz von der Rose abzuwandeln.

In diesen Wechseln sind nach Lefebvre drei Aneignungs- bzw. Produktionsformen des Raumes angeschlagen (Harvey 1987). Einmal die materielle/stoffliche Produktion und sein Ort der Haustürvorplatz. Zum anderen die kulturelle/soziale Aneignung in Form des Vorgartens, welche die alltagspraktischen, produktiven Anteile (zumindest als Möglichkeit) beibehält und die private Verfügung sichert, als „Repräsentation des Raumes“ (ebd.). Sowie als drittes die symbolische Produktion, die Erfindung neuer Bedeutungen, hier die Veröffentlichung und irreversible Enteignung zu Fahrbahnbegleitgrün, als „Raum der Repräsentation“ (ebd.). Auf diesem symbolischen Feld tummelt sich die Landespflege, immer schon, davon geht sie aus, wenn wir uns an Kant erinnern. Von den ersten zwei Kategorien denkt die Freiraumplanung aus, daran bemessen sich auch die symbolischen Anteile. Dazu ein literarisch überliefertes Beispiel aus Neubrandenburg.

Bürgermeister Ahlers und die Frau Baronin von Kinsky

Wilhelm Karl Georg Ahlers (1876) führt in seinen historisch-topographischen Skizzen den Leser durch das gründerzeitliche Neubrandenburg und berichtet auf seinem Spaziergang aus dem Nähkästchen der Stadt. Ungewöhnlich ausführlich erzählt bzw. beklagt er als Vertreter der neuen aufgeklärten Zeit von altertümlichen Gewohnheiten vor den Neubrandenburger Türen und insbesondere von einer Baronin von Kinsky, die den ersten Vorgarten in der alten Stadt mit hoheitlicher Hilfe und entgegen den Vorschriften des Rates durchsetzte. Wir reisen nun in die Zeit, als die Straße neu aufgeteilt wurde. Die von Ahlers monierten fehlenden Trottoire (ebd. 164) gereichen uns als Indiz, daß die Umverteilung zwar im vollen Gange ist, aber noch nicht vollständig gelungen. Also beklagt der Bürgermeister die mangelnde Sorgfalt der einzel-

nen Hauseigentümer (ebd. 163) und verlangt aus hygienisch-moralischen Gründen die Einführung einer städtischen Straßenreinigung (vgl. Corbin).

„Es bestand hier nämlich bis zum Jahre 1825, wenigstens de facto, Seitens der Hausbesitzer eine ziemlich umfängliche und willkürliche Benutzungs-Befugnis in Bezug auf den vor ihren Häusern befindlichen sogen. Bürgersteig (Beischlag). Sie stellten auf demselben Holz, Bretter, Steine und Geräthschaften, je nach Bedürfnis und Bequemlichkeit auf und verrichteten daselbst auch mancherlei häusliche Beschäftigungen, legten in warmer und trockener Jahreszeit Gartenfrüchte, Erbsen und Bohnen, zum Trocknen auf ausgebreiteten Laken aus und sonnten ihre Betten darauf. Auch rissen sie nach Gefallen den Damm des Bürgersteiges auf, legten ihn um und ließen ihn, je nach belieben, höher oder niedriger legen. (...) Namentlich errichteten sie auch ohne Widerspruch Anlagen darauf, als Bewehrungen, Staketen, Rampen, kleine Gärten, pflanzten nach Belieben Bäume da-selbst, setzten Laternen-Pfähle und legten Keller-Luken an oder stellten Pumpen auf.“ (Ahlers 1876:67f)

Der Klammerausdruck Beischlag weist im übrigen eindeutig auf den befestigten, morphologisch abgegrenzten Haustürvorplatz (vgl. auch für Burg Stargard Hengfeld et al. 1995). Für den heutigen, also den modernen Bürgersteig verwendet Ahlers das französische, noble Wort ‚trottoire‘. Insgesamt befinden wir uns noch in der Welt der materiellen Alltagsproduktion. Angesichts dieser herkömmlichen, nämlich den Alltag weiterhin produzierenden Widerständigkeit der Neubrandenburger Hausbesitzer beschließt der Rat im Jahre 1825 (Klassizismus), daß die Benutzung der Bürgersteige zu „privaten Anlagen“ (ebd.) jeweils behördlich genehmigt werden muß (vgl. Poguntke 2000). Dieser Konflikt zwischen Verwaltung und Bürger ist der Hintergrund für den ersten Neubrandenburger Vorgarten im engeren Sinn. Die vornehme und reiche Frau Baronin von Kinsky ließ im Jahre 1825 nach ihrer Übersiedlung „vor ihrem Hause eine Bewehrung von Staketen machen“ (ebd. 68), den der Rat sofort abräumen ließ. Im darauffolgenden Rechtsstreit nahm die Baronin „Grund und Boden vor ihrem Hause bis an den Rinnstein als eigenthümliches accessorium ihres Hauses in Anspruch.“ (ebd.) Mehrere Verhandlungen, Bescheide, Rechtsgutachten und Gerichtsurteile, die hin und her wogten, und zweieinhalb Jahre später wurde die Baronin bei der hohen Landesregierung vorstellig und schriftlich beim Großherzog, worauf diese verfügten,

„daß es der von Kinsky von ober-polizeiwegen gestattet sein solle, vor ihrem Wohnhause eine Stakete (unter gewissen näheren Bedingungen) aufrichten zu lassen, wobei sich demnächst endschließlich denn auch der Rath beruhigte.“ (ebd. 70)

Diese Form der feudal gefärbten Altärtümlichkeit, die auf dem Hausrecht vor der eigenen Tür bestand und dieses standesgemäß, repräsentativ (kulturell-sozial) interpretierte, war dem modernen Menschen Ahlers selbst im Nachhinein, fast zwei Generationen später ein solches Ärgernis, daß er sowohl die Beweggründe der Baronin als „Leichtfertigkeit und Frivölität“ (ebd. 70) wie auch ihre Verhaltensweise als „mit solchen Heucheleien erschwindelt“ (ebd. 71) ausgiebig ins Reich des Niederträchtigen stellte.

Die ausführliche Würdigung dieses archivalischen Dokuments aus Neubrandenburg geschieht wegen des exemplarischen Charakters u.a. für die Strategie der Durchsetzung moderner administrativer Interessen. Die sich nicht im offiziellen Sinn zu Wort melden, sondern schlicht im materiell-produktiven Sinne da sind, in und mit ihren Gewohnheiten und Tätigkeiten, Wirtschaftsweisen und angestammten Arbeits-

plätzen werden als moralisch-hygienisches Hindernis denunziert, die sowohl der neuen Zeit wie dem 'Allgemeinwohl' zuwenig Ehrerbietung entgegenbringen. Der offensiv und selbstbewußt vorgetragene Einwand gegen die Enteignung und Entmündigung der einzelnen Bürger wird ob seines angeblich verwerflichen Beweggrundes und unlauteren Geschäftsgebarens abgebügelt, ohne darauf einzugehen. Der Vorgarten steht für eine kluge Interpretation gewandelter ökonomischer Bedingungen sowohl auf der Straße wie im Haus. Der Vorgarten akzeptiert nicht die Auflösung des unmittelbaren Zusammenhangs zwischen der Hufe des Hauses und den kommunalen Orten. Er besteht auf der Fortführung dieses Verhältnisses, nicht mehr als barer Haustürvorplatz sondern auch als Ausdruck der neuen Wohnhausökonomie. Er besteht auf der Häuserstadt, wahlgemerk nicht auf der Gartenstadt, die ihre Experimente der Auflösung gleichfalls von Vorne her betrieb (Ney 1996, Panerei 1977). Der Vorgarten beharrt auf der privaten Teilhabe am 'städtischen Markt', nicht nur als Umschlagplatz der Waren verstanden sondern als Handlungsort (vgl. Arendt 1981), auf dem individuellen Anteil an der Öffentlichkeit und dessen Ausdruckmöglichkeiten. Er verweist auf den Umstand, daß die Häuser den Rand und die Ökonomie der Straße machen (Hülsbusch K.H 1996) und nicht einfach daneben stehen. Die Diskussion um den Vorgarten ist auch darin bedeutsam, weil sie die öffentlichen Freiräume von der Tür aus debattiert und versteht, vom sozialökonomischen Prinzip her. Die Landespflege war ja im Gegensatz dazu immer strikt dagegen, gegen diese Türautomomien, und mußte ihre Ersatzprogramme (Böse 1981) häufig ändern, ohne die Gründe dafür zu kennen, weil ihr die Ökonomie vom Rand her unbekannt oder ein Greuel ist, die Tür als stilistisches statt soziales Moment versteht.

Tür und Tor

Die Fortsetzung der von Helmut Böse zeitlich wie örtlich erweiterten Diskussion über Haus und Hof, zeitlich in die Herkunft der Disziplin und örtlich zur kommunalen Erweiterung des Außenhauses, führte zur Straße (Muchow, Muchow 1935, Athmann 1981, Böse, Schürmeyer 1984, Lucks 1989, Frenken, Kölzer 1990, Machatschek 1992, Hülsbusch K.H. 1995, Hülsbusch K. 1996, Bellin 1999a), zu den Wegen und Plätzen (Collage Nord 1996), zu den Rändern (Bogner et al. 1993, Böse-Vetter 1996) und dysfunktionalen Anteilen (Heinemann, Pommerenning 1979). Die Frage der sparsamen und ökonomischen Stadterweiterung (Bekeszu 1993, Mehli 1993, Möller, Schneider 1993) zeigte in der Unterscheidung zwischen Hufen- und Blockbebauung (Beekmann et al. 1996) das Prinzip des Hauses, das Haushufe und Straße gegen Fläche und Ensemble stellt. Selbst die Debatten über die stilistischen Ausprägungen an den Oberflächen der Hausökonomien (Braun et al. 1994, Bednar et al. 1996., Braun 1996) messen am Innen- und Außenhaus und tragen zu einem konsolidierteren Verständnis bei. Kommunale Freiräume sind immer Ergänzungen des Außenhauses und müssen umgekehrt darin ausgedrückt und begriffen (Helbig 1997) und hinsichtlich der hausökonomischen Bedeutung und des Anteils an der Wirtschaftshufe - allmendhaft wie in privater Zuständigkeit - differenziert werden, in Orte vor der Tür und solche vor den Toren. Das gilt gleichermaßen für den einzelnen Haushalt wie für die Kommune als Ganzes. In dieser Debatte ist genauso wie bei Rudolf Schwarz das Haus immer mitgedacht, auch bei den Angelegenheiten vor den

Toren, ohne das es immer dabei sein muß. Während die Landespfege das Heil des „locus amoenus“ immer gegen das Haus wendet, gegen die Stadt (Lefebvre 1990:117, Klein 1993), das Haus als Gebäude rausstellen will, zum wohnen, vor die Tore. Die Aufhebung der Torsperre immer falsch, immer zu direkt verstanden.

Bewohner des Elfenbeinturmes (Handke)

Der Elfenbeinturm ist das Zuhause der akademischen Disziplinen (Panofsky 1957), ein vorzüglicher Ort der Beobachtung, dem Gedanken und dem kommunalen Rat verpflichtet – von amtswegen – und nicht der billigen Beteiligung, die auf „emotionale Übereinstimmung“ regrediert unter Beibehaltung „marginal formalistisch-geschmäcklerisch oder verfahrenstechnische Streitpunkte“ (Hülbusch 2000) zur Legitimation der Dienstanweisungen.

Im Haus, eigentlich im Hof und darüberhinaus im Garten liegen die handwerklichen Herkünfte der Freiraumplanung, der angestammter Ort. Sie sind Gegenstand der Erinnerung wie Prüfstein des Gedachten gleichermaßen. Die akademische Seite lebt von der Weitergabe der Bedeutungen und ihrer „ikonographischen Kontexte“, der gegenständlichen Reihen, ist also wie jede Erzählung vom Ende her darauf hin gedacht (Aichinger 1991), und reflektiert das Problem der Übersetzung ins Bauen, kurzum das Prinzip und die Regel (Kuhle 1999). Sie baut nicht selbst, sondern nimmt das Bauen und das Gebaute zum Ausgangspunkt der Überlegung. Die akademische Disziplin besitzt keinen Hof noch ist sie selbst Besitz eines Hofes (und seines Besitzers) wie dem äußeren Anschein nach ein Le Notre. Die Legitimation liegt in vielen Höfen und nicht in dem einen (s. Protze 1993, Helbig 1999). Der eine, der des Kardinals oder der des Königs, interessiert nur als generalisierbarer Hof, als exemplarischer Fall unter vielen, als Beispiel für die und nicht an Stelle der vielen Höfe. Der Verpflichtung dem kommunalen Gedanken gegenüber immanent ist ein „System der Fälle“ (Bourdieu), welches das 'Einzelne des Lebens' (Schwarz), für das der eigene Eingang steht, zum Ausgangspunkt macht, von der Tür und nicht vor den Toren aus gedacht wird. In dem Moment des Umzugs in den Elfenbeinturm ist die Reflexion über die professionelle Position ein entscheidendes Moment, das vor Blindheit schützt.

„So geht es mir nicht darum, unmethodisch aus dem Leben zu schöpfen, sondern Methoden zu finden. Geschichten schreibt das Leben bekanntlich am besten, nur das es nicht schreiben kann.“ (Handke 1972:22)

Die antihistorische und später dann die ahistorische Geste des modernen Bauens (Achleitner 1981) mag vielleicht emotional bindend sein, eine Null erleichtert, des wegen nicht klüger. Die heftige und aggressive Reaktion gegen Rudolf Schwarz ist auch darin ein Indiz. Wir wollen den modernen Vorstellungen und Ideen des Wohnens folgen und im Gebauten prüfen. Wie sie gedacht und proklamiert waren, seit der Aufhebung der professionellen Torsperre, worauf sie sich ikonographisch beziehen, ihre gegenständlichen und gedanklichen Herkünfte inklusive der Brüche, wie sie tatsächlich im gegenständlichen Sinn sind und was sie darüber hinaus bedeuten, mit ständiger Rücksicht auf eine Relevanz, wie sie uns Rudolf Schwarz und Inge Meta Hülbusch mit auf den Weg geben.

Literatur

- ACHLEITNER Friedrich 1981: Dreißig Jahre Zukunft. Bemerkungen zur Architektur der BRD. In: Ders. 1987: Aufforderung zum Vertrauen. Aufsätze zur Architektur. S. 157-176. Salzburg, Wien.
- ADORNO Theodor W. 1962: Philosophie und Lehrer. In: Ders. (1963) 1996: Eingriffe. Neun kritische Modelle. S. 29-53. Frankfurt am Main.
- ADORNO Theodor W. 1964: Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie. Frankfurt am Main.
- ADORNO Theodor W. 1967: Funktionalismus heute. In: Ohne Leitbild. Parva Aesthetica. S.104-127. Frankfurt a.M.
- ADORNO Theodor W. 1973: Ästhetische Theorie. Frankfurt am Main.
- AHLDERS Wilhelm Karl Georg 1876 (1995): Historisch topographische Skizzen aus der Vorzeit der Vorderstadt Neubrandenburg. Neubrandenburg. Neuau
- AICHINGER Ilse 1991: Nur Zusehen - ohne einen Laut. Josef Conrad. In: Kleist, Moos, Fasane.. . 91-92. Frankfurt a. M.
- AICHINGER Ilse 1991: Das Erzählen in dieser Zeit. In: Der Gefesselt. Erzählungen (1948-1952). S. 9-11. Frankfurt a. M.
- ALAIN 1909: Kinderzeichnungen. In: Ders. 1985: Spielregeln der Kunst. S.23-24. Frankfurt am Main.
- ALAIN 1921a: Architektur. In: Ders. 1985: Spielregeln der Kunst. S.89-91. Frankfurt am Main.
- ALAIN 1921b: Material und Form. In: Ders. 1985: Spielregeln der Kunst. S.95-97. Frankfurt am Main.
- ARENDT Hannah 1981: Vita activa oder Vom täglichen Leben. München.
- ATHMANN Alwin 1981: Zurück zur Straße. Kassel.
- BACHMANN Ingeborg 1980: Frankfurter Vorlesungen. Probleme zeitgenössischer Dichtung. München.
- BACHMANN Ingeborg 1983: Wir müssen wahre Sätze finden. München.
- BAUMGARTEN Karl 1968/69: Die Bauernhauentwürfe des Ernst Christian August Behrens. Ethnologia Europaea, II/III. S. 49-54.
- BAUMGARTEN Karl 1982: Zur Frage der Reglementierung ländlichen Bauens im Mecklenburg des 18. Jahrhunderts. In: RACH H.-J. 1982. S. 86-92.
- BEDNAR Beatrice et al 1996: Der Stil der Ökonomie. Studienarbeit. Kassel.
- BEEKMANN Helena et al. 1996: Von gemeinen Hufen, extravaganten Blöcken und anderen Typen. Gründerzeitliche Siedlungserweiterungen in Dorf und Stadt. Projektarbeit. Kassel.
- BELLIN Florian 1999a: Ein Stück Storkower Straße. In: Notizbuch 52 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 153-169. Kassel.
- BELLIN Florian 1999b: "Von Haus zu Haus" In: Notizbuch 52 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 202-214. Kassel.
- BEKESZUS Katrin 1993: Ein Plan von Kirchditmold. In: Notizbuch 37 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 249-290. Kassel.
- BENJAMIN Walter 1977: Der Erzähler. In: Illuminationen. S. 385-410. Frankfurt a. M.
- BERGER John 1990: Der Geschichtenerzähler. In: Das Sichtbare und Verborgene. S. 23-30. München, Wien.
- BERGER John 1991: Velazquez Äsop. Erzählungen zur spanischen Malerei. Frankfurt am Main.
- BERGER Peter L., KELLNER Hansfried 1984: Für eine neue Soziologie. Ein Essay über Methode und Profession. Frankfurt a. M.
- BLOCH Ernst 1962: Erbschaft dieser Zeit. Frankfurt a.M.
- BÖSE Helmut 1981: Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Arbeitsbericht des FB 13 Stadtplanung und Landschaftsplanung. Ghk. Heft 22. Kassel.
- BÖSE Helmut, SCHÜRMAYER Bernd 1984: Die Freiräume der Straße oder die Straße als Landschaft. In: Das Gartenamt. Heft 8. S 537-550. Und in: Notizbuch 10 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 136-160. Kassel.
- BÖSE-VETTER Helmut 1989: Hof und Haus. Zum Beispiel Worpsswede. In: Notizbuch 25 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 109-152. Kassel 1991.
- BÖSE-VETTER Helmut 1993: „Man wohnt und wohnt und merkt es nicht“ In: Cooperative Landschaft. Über Vorgärten. S. I-VIII. Wien.
- BÖSE-VETTER Helmut 1996: Von der Reihe zum Rand. In: Notizbuch 40 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 189-201. Kassel.
- BOGNER Eva et al. 1993: Stadtränder am Beispiel der Hansestadt Miltenberg und der Ackerbürgerstadt Bürgstadt. Studienarbeit. Kassel.
- BOURDIEU Pierre 1974: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt am Main.
- BRAUN Ulrike et al. 1994: Wie aus Ton, Steine, Erden ... Decken und Beläge werden. Studienarbeit zum PlanerInnenseminar in Weimar. Kassel.
- BRAUN Ulrike et al. 1994: Baustuktur, Freiraum und Baustile oder Wie kommt die Zeit ins Bauen. Projektarbeit. Kassel.
- BRAUN Ulrike 1996: Der Stil der Ökonomie. Zum Beispiel Hannoversch Münden. Diplomarbeit. Kassel.
- BURGER Hermann 1990: Die allmähliche Verfestigung der Idee beim Schreiben. Frankfurter Poetik-Vorlesung. Frankfurt am Main.
- CLIFFORD Derek 1966: Geschichte der Gartenkunst. München.
- COLLAGE NORD. MANG Harald et al 1993: Möglichkeiten der Verwendung des Niederschlagwassers in der Stadt. In: Notizbuch 33 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 1-147. Kassel.
- COLLAGE NORD. BÄUERLE Heidbert, THEILING Christoph 1996: Plätze in Bremen - Platz haben und Platz lassen. In: Notizbuch 44 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 1-134. Kassel.
- CONRADS Ulrich et al. 1994: Die Bauhaus-Debatte. Dokumente einer verdrängten Kontroverse. Bauwelt Fundamente 100. Wiesbaden.
- CORBIN Alain 1988: Pesthaufen und Blütenlauf. Eine Geschichte des Geruchs. Frankfurt am Main.
- DOHRN Wolf 1908 (1992): Die Gartenstadt Hellerau. Dresden.
- DURAS Marguerite 1988: Die Autobahn des Wortes. In: Dies.: Das tägliche Leben. S. 14. Frankfurt/Main.
- DURAS Marguerite: 1994: Schreiben. Frankfurt am Main.
- FIAN Antonio 1989: Bilder vor Augen, Bilder im Kopf - Wiener Vorlesungen zur Literatur. In: Ders.: Es gibt ein Sehen nach dem Blick. S. 65-113. Graz, Wien.
- FRENKEN Petra, KÖLZER Andrea 1990: Was hat Martha Muchow mit Astrid Lindgren zu tun? In: Notizbuch 19 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 1-104. Kassel.
- GEHLKEN Bernd 1999: Vom vergnüglichen Dasein in soliden Häusern. In: Notizbuch 52 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 187-201. Kassel.
- GIONO Jean 1963: Das Phantom der Helena. In: Ders. 1989: Die Terrassen der Insel Elba. S. 59-64. Frankfurt am Main.
- GOTHEIN Marie Luise 1926: Geschichte der Gartenkunst. Band I. und II. Jena.

- GROENEVELD Sigmar 1984: Agrarberatung und Agrarkultur. In: Notizbuch 43 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 6-90. Kassel.
- GROENEVELD Sigmar (Hg.): Grün kaputt - warum? Eine Textsammlung. Schriften Agrarberatung und Agrarkulturen 3. Kassel.
- GRUNDLER Hubert, LUHRS Helmut 1983: Straßenbegleitgrün in der Krise. In: Notizbuch 27 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 1-99. Kassel.
- HANDKE Peter 1972: Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms. Frankfurt am Main.
- HAAG Mario 1993: Über Vorgärten. Beitrag zu einer Freiraumtheorie. In: Über Vorgärten. Hg.: Cooperative Landschaft. S. 1-65. Wien.
- HARD Gerhard 1981: Problemwahrnehmung in der Stadt. Osnabrücker Studien zur Geographie 4. Osnabrück.
- HARD Gerhard 1991: Landschaft als professionelles Idol. In: Garten + Landschaft 3/1991. München.
- HARENBURG Bernd, WANNAGS Ingeborg 1990: Von Haustür zu Haustür. Organisationsformen und ihre Gebrauchsmerkmale. In: Notizbuch 23 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 6-123. Kassel.
- HARVEY David 1987: Flexible Akkumulation durch Urbanisierung. Reflexionen über den „Postmodernismus“ in amerikanischen Städten. In: PROKLA 69. 17. Jg. Berlin.
- HEGEL Georg Wilhelm Friedrich (1807) 1985: Die Phänomenologie des Geistes. Frankfurt/Main.
- HEGEL Georg Wilhelm Friedrich (1835) 1970: Vorlesungen über die Ästhetik I - III. Frankfurt/Main.
- HEINEMANN Georg, POMMERENING Karla 1979: Struktur und Nutzung dysfunctionaler Freiräume. Diplomarbeit. In: Notizbuch 12 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel 1989.
- HELBIG Regina 1997: Der Garten zum, am oder ohne Haus. Diplomarbeit. Kassel.
- HELBIG Regina 1999: Hof und Haus. In: Notizbuch 54 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 87-96. Kassel.
- HENGESFELD Markus, HUNDT Matthias, VOIGTLÄNDER Heidegunde 1995: Wege ins/im Dorf (Stadt) – Wegeschichten. Projektarbeit. Neubrandenburg.
- HIRSCHFELD Christian Cay Laurenz 1779-1785: Theorie der Gartenkunst. Kiel.
- HÖFNER Jeanette et al. 1997: Der Geschosshausbau auf der grünen Wiese am Beispiel der Oststadt in Neubrandenburg. Projektarbeit. Neubrandenburg.
- HOEG Peter 1994: Fräulein Smillas Gespür für Schnee. München, Wien.
- HORKHEIMER Max, ADORNO Theodor W. 1988: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt am Main.
- HÜLBUSCH Inge Meta 1978: Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe der Organisationseinheit Architektur - Stadtplanung - Landschaftsplanung. Gh Kassel.
- HÜLBUSCH Inge Meta 1978 b: Jedermann Selbstversorger - Das koloniale Grün Leberecht Migges. In: Notizbuch 10 der Kasseler Schule. Hg. AG Freiraum und Vegetation. S. 1-15. Kassel 1989.
- HÜLBUSCH Inge Meta 1990: Die Angst vor dem Garten der Anderen. In: Notizbuch 47 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 62-70. Kassel 1997.
- HÜLBUSCH Karl Heinrich 1981: Zur Ideologie der öffentlichen Grünplanung. In: ANDRITZKY Michael, SPITZER Klaus (Hg.): Grün in der Stadt. S. 320-330. Reinbek bei Hamburg.
- HÜLBUSCH Karl Heinrich 1983: Wo steht der Naturschutz in Theorie, Forschung und Praxis? ABN (Hg.) Naturschutz und Landschaftspflege zwischen Gestalten und Erhalten. Jahrbuch Naturschutz und Landschaftspflege Bd. 33. S. 38-61. Bonn.
- HÜLBUSCH Karl Heinrich 1985: Die Renaturierung der Naturausstattung. In: HEINEMANN G. et al.: Naturschutz durch Landnutzung. Urbs et Regio Heft 40/1986. S. VIII-XII. Kassel.
- HÜLBUSCH Karl Heinrich 1986: Notizbuch der Kasseler Schule. Programmatische Anmerkungen. In: Notizbuch 2 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 158-163. Kassel.
- HÜLBUSCH Karl Heinrich 1988: Nicht nur die Natur ist kaputt durch Zählen. In: Groeneveld (Hg.) 1988. S.51-56. Kassel.
- HÜLBUSCH Karl Heinrich 1989: Collagen. 15 Jahre Kassel(er Schule). In: Notizbuch 10 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 201-219. Kassel.
- HÜLBUSCH Karl Heinrich 1990: Variabilität versus Flexibilität. In: Notizbuch 16 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 2-5. Kassel.
- HÜLBUSCH Karl Heinrich 1991a: 'Entwerfen' oder 'Planen'. In: Notizbuch 22 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 177-184. Kassel.
- HÜLBUSCH Karl Heinrich 1991b: Morphologie und Organisation. In: Notizbuch 23 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. I-VIII. Kassel.
- HÜLBUSCH Karl Heinrich 1995: Die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Schreiben. In: Auerswald et al: Ein Stück Landschaft. Diesmal: Bockholmwick in Angeln. Studienarbeit. S. 25-32. Kassel.
- HÜLBUSCH Karl Heinrich 1996a: Die Straße als Freiraum. In: Stadt und Grün 4/96. S. 246-251.
- HÜLBUSCH Karl Heinrich 1996b: Die Straße als Landschaft. In: Stadt und Grün 11/96. S. 781-784.
- HÜLBUSCH Karl Heinrich 2000: Der große Unterschied. Unveröff. Manuskript.
- HÜLBUSCH Katharina 1995: Die Kinderzeichnung auf der Straße. In: Notizbuch 39 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- KANT Immanuel (1790) 1974: Kritik der Urteilskraft. Frankfurt am Main.
- KLEIN Bernhard 1993: Die physiokratische Verlandschaftung der Stadt um 1800. Städtebau und Stadtauflösung in der Realität von Freiburg in Breisgau sowie in der Utopie des französischen Revolutionsarchitekten Ledoux. München.
- KÖHLMAYER Michael 1996: Sagen des klassischen Altertums. München.
- KRUFT Hanno-Walter 1989: Chaux: die demirurgische Vision des Architekten Ledoux. In: Ders. Städte in Utopia. München.
- KUHLE Dagmar 1999: 'Friedhofs-Moden' Über Vorkommen und Folgen modischer Gestaltung auf dem Friedhof. Diplomarbeit. Kassel.
- LEFEBVRE Henri 1990: Die Revolution der Städte. Frankfurt am Main.
- LIESSMANN Konrad Paul 1991: Ohne Mitleid. Zum Begriff der Distanz als ästhetische Kategorie mit ständiger Rücksicht auf Theodor W. Adorno. Wien.
- LIESSMANN Konrad Paul 1993: Philosophie der modernen Kunst. Wien.
- LORBERG Frank 1995: Das Maß der Dinge. Einige Gedanken zu Gebrauch und Funktionalisierung. In: Notizbuch 46 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 146-164. Kassel 1997.

- LORBERG Frank 1996: Die Heide. Ein Essay über die ästhetische Entdeckung der Heide um 1900. In: Notizbuch 42 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 5-70. Kassel.
- LUCKS Theresia 1989: Die 'kreative Zerstörung' der Straße. Zum Beispiel Bremen. In: Notizbuch 27 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 100-183. Kassel.
- LÜHRS Helmut 1990: Der Bürgermeisterpark Hafeninsel in Saarbrücken. In: Notizbuch 35 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 25-43. Kassel 1995.
- LÜHRS Helmut 1994: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. In: Notizbuch 32 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- LÜHRS H. et al. 2000: Katen auf dem Hof und Katen ohne Hof. Neubrandenburger landeskundige Skizzen. F.3. Neubrandenburg.
- MAASZ Harry 1922: Zwischen Straßenzaun und Baulinie. Vorgartenstudien. Frankfurt a. d. Oder.
- MACHATSCEK Michael 1992: Die Aufierung der Straßenfreiräume - anhand von Beispielen aus Wien. In: Wiener Geschichten. Beiträge zur Freiraumplanung und Vegetationskunde. Schriften der Cooperative Landschaft 4. S. 51-161. Wien.
- MARTINS Paul 1927: Friedrich Wilhelm Dunckelberg, ein Mecklenburg-Strelitzer Landbaumeister um 1800. Meckl.-Strel. Geschichtsblätter Jg. III.
- MEHLI Reto 1993: Der Baublock - wiederentdeckt und doch verwirrend neu. Diplomarbeit. In: Notizbuch 37 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 25-174. Kassel 1995.
- MEITZEN A. (1895) 1963: Siedlung und Agrarwesen. Darmstadt.
- MENASSE Robert 1995: Phänomenologie der Entgeisterung. Frankfurt a. M.
- MENASSE Robert (1988) 1996: Sinnliche Gewissheit. Frankfurt am Main.
- MIGGE Leberecht 1913: Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Jena.
- MITTENDORFER Konstanze 1991: Biedemeier oder Das Glück im Haus. Bauen und Wohnen in Wien und Berlin 1800 - 1850. Wien.
- MÖLLER Reiner, SCHNEIDER Claudia 1993: Die ökonomische Erweiterung der Stadt. In: Notizbuch 37 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 175-248. Kassel.
- MUCHOW Martha, MUCHOW Hans Heinrich 1935: Der Lebensraum des Großstadtkindes. Hamburg.
- NADOLNY Stein 1990: Das Erzählen und die guten Absichten. Münchner Poetik-Vorlesungen. München.
- NERDINGER Winfried 1994: Das Bauhaus zwischen Mythisierung und Kritik. In: CONRADS et al. 1994. S. 7-19.
- NEY Silvia 1996: Die Gartenstadt Neu-Siebethsburg in Wilhelmshaven. Notizbuch 41 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- NIETZSCHE Friedrich (1874) 1996: Unzeitgemäße Betrachtungen. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben. München.
- PANEREI Philippe et al. 1977 (1985) Vom Block zur Zeile. Bauwelt Fundamente Bd. 66. Braunschweig, Wiesbaden.
- PANOFSKY Erwin 1957: Zur Verteidigung des Elfenbeinturms. In: Der Rabe 41. S. 147-155. Zürich 1994.
- PANOFSKY Erwin 1979: Ikonographie und Ikonologie. In: KAEMMERLING E. (Hg.): Bildende Kunst als Zeichensystem. S. 207-225. Köln.
- PFISTER Rudolf 1953: Verwirrung auf der ganzen Linie! Ein Vorschlag zur Güte. In: CONRADS U. et al. 1994. S. 202-213.
- POGUNTEK Maya 2000: Von Haus aus ... Straße und Haus-Plätze in Friedrichstadt. In: Notizbuch 56 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. S. 60-194. Kassel.
- PROTZE Käthe 1993: Ohne Göd - ka Musi. Die Zentralisierung der Hauswirtschaft und ihre Folgen für die Wahlmöglichkeiten der Leute am Beispiel des Gemeindebaus des 'Roten Wien' bzw. Was bedeutet 'freiraumplanung' für den Alltag der Frauen. In: Schriften der Cooperative Landschaft n. 4. S. 1-50. Wien 1995.
- RACH Hans-Jürgen 1982: Vom Bauen und Wohnen. 20 Jahre Arbeitskreis für Haus- und Siedlungsforschung in der DDR. Berlin.
- SAUERLAND Karl 1979: Einführung in die Ästhetik Adornos. Berlin, New York.
- SCHLEGEL A. W. o.J.: Gartenkunst. In: BEISEL et al. 1997: Gartenlob. Ein kulturgeschichtliches Lesebuch. S. 89-95. München.
- SCHÜTZ Alfred 1982: Das Problem der Relevanz. Frankfurt am Main.
- SCHNEIDER Gerda 1989: Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege. In: Notizbuch 15 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- SCHWARZ Rudolf 1929: Neues Bauen? In: Conrads 1979: Rudolf Schwarz. Wegweisung der Technik und andere Schriften zum Neuen Bauen 1926-1961. Bauweltfundamente Bd. 51. S.121-131. Wiesbaden.
- SCHWARZ Rudolf 1951: Das Anliegen der Baukunst. In: Mensch und Raum. Das Darmstädter Gespräch 1951. S.73-86. Braunschweig.
- SCHWARZ Rudolf 1953a: „Bilde Künstler, rede nicht“. Eine (weitere) Betrachtung zum Thema „Bauen und Schreiben“ In: CONRADS U. et al. 1994. S.34-47.
- SCHWARZ Rudolf 1953b: Was dennoch besprochen werden muß. In: CONRADS U. et al. 1994. S.162-178.
- STEIN Gertrude: 1971: Erzählen. Frankfurt am Main.
- STOLOFF Bernhard 1983: Die Affäre Ledoux. Autopsie eines Mythos. Bauwelt Fundamente 60. Braunschweig, Wiesbaden.
- THEILING Christoph 1994: Reihenhausstadt. Von Handwerkerhäusern, Architektenhaus und Zellen in Bremen. In: Notizbuch 44 der Kasseler Schule. Hg. AG Freiraum und Vegetation. S. 135-200. Kassel.
- TROLL Hartmut 1996: Potsdam und Sanssouci oder: die Gärten der Stadt sind unsichtbar. In: ANHUT et al.: Potsdam. Wandel und Beständigkeit einer erfundenen Stadt. Neubrandenburg.
- TROLL Hartmut 1999: Die Arbeit im Holz. In: ADAM et al. 1999: Ein Stück Landschaft cette fois: Amancey en Franche Comté: Studienarbeit. Kassel. Neubrandenburg. S. 71-79.
- VEBLEN Thorstein (1899) 1993: Theorie der feinen Leute. Frankfurt am Main.
- WEBER Max 1995: Wissenschaft als Beruf. Stuttgart.
- WHATELY Thomas 1771: Betrachtungen über das heutige Gartenwesen. Leipzig.
- WIMMER Alexander Clemens 1989: Geschichte der Gartentheorie. Darmstadt.
- WOLF Christa 1983: Voraussetzungen einer Erzählung: Cassandra. Frankfurt am Main
- WOLFE Tom 1990: Mit dem Bauhaus leben - From Bauhaus to our house. Frankfurt a. M.

Von gemeinen Hufen, extravaganten Blöcken und anderen Typen*

Gründerzeitliche Siedlungserweiterungen in Dorf und Stadt

Inhalt

Einleitung

I Vorüberlegungen

43

1. ANLASS UND ARBEITSTHESEN
 - Eine ärgerliche Behauptung
 - Die historische Stadt und das Dorf
 - Warum gerade Gründerzeit?
 - Gründerzeitliche Erweiterungen
 - Lage zum Ort
 - Erschließung
 - Parzellierung
 - Stellung der Häuser
 - Vorbilder der gründerzeitlichen Erweiterungen
2. EINE ERSTE KORREKTUR DER THESEN
 - Gründerzeitliche Erweiterungen als Vorbild?
3. EINE PROGNOSE ZUM LERNERTRAG
 - Erweiterbarer Plan oder 'monolithischer' Entwurf

II Spaziergang in Grebenstein

49

1. GREBENSTEIN (1)
 - Entstehung des Gartengürtels
 - Erste gründerzeitliche Erweiterung (2)
 - Zweite gründerzeitliche Erweiterung (3)
 - Gartengürtel im Norden
- Kurze Zusammenfassung der gründerzeitlichen Erweiterungsformen

III Die Geschichte der Siedlungserweiterung erzählen - ein Text zur Methode

54

1. EINE REISE DURCH DIE GRÜNDERZEITLICHEN SIEDLUNGSERWEITERUNGEN
2. GRUNDANNAHMEN
 - Exkurs zum Koinzidenz-Begriff
 - Mitgebrachtes
 - Bedeutung des Gegenstandes für die Erzählung
3. VORGEHENSWEISE
 - Bearbeitung der Beispiele
 - Die Arbeit mit den Beispielen
4. SYSTEMATISIERUNG
 - Vorikonographie
 - Ikonographie
5. ANALOGIE ZU PFLANZENSOZIOLOGIE UND VEGETATIONSKUNDE
6. UNTERSCHIEDE ZU PFLANZENSOZIOLOGIE UND VEGETATIONSKUNDE
7. DIE MERKMALE
8. VORGELEISTETE ARBEIT
9. INTERPRETATION
 - Ikonologie
10. PRÜFBARKEIT DER EBENEN
 - Bedeutung der Vorgehensweise im Vergleich zu positivistischer Forschungstechnik
11. DER PLAN ENTHÄLT DIE PROGNOSE

IV Die gründerzeitlichen Erweiterungstypen

65

- Vorgehensweise
- Übersicht
1. HUFE-ERWEITERUNG
 - Typ Haushufe-Erweiterung
 - Homogenität der Haushufe
 - Die Reihung als konstituierendes Element der Hufe-Erw.
 - Hierarchische Raster-Erschließung

* Projektarbeit im Studiengang Landschaftsplanung der GhKassel, SS/WS 1995/96

Typ Wirtschaftshufe-Erweiterung
Große Parzellen
Erschließung
Standardisierte Gebäude und Haustypen
Lage: Abseits vom Ort
Typ Ausfallstraßen-Erweiterung
Lineare Erschließung und Lage zum Ort
Erkennungsmerkmal sekundäre Ausfallstraße
Wechselnde Parzellengrößen
Wechsel der Haus/Gebäudetypen
Moderne Variationen zur sekundären Ausfallstraße
2. BLOCK-ERWEITERUNGEN
Typ Block-Erweiterung
Zentralisierte Erschließung
Inhomogene Parzellierung
Bebauung
Typ Werkwohnungsbau
Dezentrale Lage
Homogen wirkende Parzellierung
Homogene Bebauung

V Interpretation

89

1. ERWEITERBARKEIT
Die Haushufen-Erweiterung im Raster
Ausfallstraßen-Erweiterung
Die Block-Erweiterung
Statt der Erweiterung des Bestehenden ein neuer Entwurf
Von der Haushufe zum Block
Der Werkwohnungsbau und die Gartenstädte
Nachverdichtungen
2. ALTERUNGSFÄHIGKEIT - DIE GRÜNDERZEIT AUF DEM WEG ZUM FUNKTIONALISMUS
Die hierarchische Erschließung der Haushufe-Erweiterung
Qualitative Gleichheit - nicht Gleichmacherei
Eine Stadt für alle
Das zentralisierte Raster der Blockerweiterungen
Soziale Entmischung des Quartiers
Soziale Entmischung der Stadt
Die Wirtschaftshufen- und Werks-Siedlungen: Funktionalisierung auf Selbstversorgung
Exkurs: Vom Haushufendorf zur Wirtschaftshufenkolonie - eine Analogie 'vom Lande'
3. ÖKONOMIE DER ERWEITERUNGEN
Geiz
Spekulation
Sparsamkeit
Zur Ökonomie von Haus- und Wirtschaftshufen
Erweiterungstypen und Lokalisationsimpulse

VI Resümee - Erster Teil

111

Resümierende Gedanken zum Dazugelernten
Kleine Erweiterungsabschnitte
'Flächenhafte Erweiterungen'

VII Resümee - zweiter Teil

113

UND AM ENDE STEHEN WIEDER NEUE THESEN
Beginn der Separierung an der Peripherie
Das Villenquartier als 'Kolonie der Stadt'
Das Neubaugebiet am Dorfrand als 'Städtische Kolonie'
'Lockere Dorferweiterung' - nur ein Vorwand
Folgen der 'städtischen Dorferweiterung'
Dorferneuerung und Stadtsanierung als Folgen der 'Verstädterung'
Folgen der Verschwendungen von Bauland
Der vorausschauende und nachhaltige Plan: Die Haushufe-Erweiterung

Literaturverzeichnis

Einleitung

Wenn wir jetzt die Geschichte der verschiedenen Formen gründerzeitlicher Erweiterungen und die Folgen für spätere Erweiterungen sowie für die dort lebenden und arbeitenden Menschen erzählen, so geschieht dies in einer Abfolge, die "so aussieht oder so tut, als wäre es in dieser Reihenfolge entstanden" (NADOLNY, S. 1990: 24). Die Geschichte unseres Projekts und der Arbeit war eine andere. Anfang und Anlaß der Arbeit war, den klassischen Vorwand zu widerlegen, eine dichte 'städtische' Dorferweiterung sei 'undörflich'. Anhand der gründerzeitlichen Siedlungserweiterungsformen wollten wir beweisen, daß es keinen prinzipiellen Unterschied zwischen städtischen und dörflichen Erweiterungen gibt. Die vielen guten freiraumplanerischen Vorbilder der Gründerzeit, die bisher beschrieben und bewertet wurden (vgl. HARENBURG, B./WANNAGS, I. 1991; GRUNDLER, H. et al 1992; MEHLI, R. 1995), ließen uns vermuten, aus dieser Zeit auch jede Menge Vorbilder für Siedlungserweiterungen zu finden. Ganz so einfach, wie wir uns das anfangs gedacht haben, war es dann aber doch nicht. In Miltenberg lernten wir während des PlanerInnen-Seminars (vgl. AUTORINNENKOLLEKTIV 1995), daß es verschiedene Stränge der Gründerzeit gibt, die wir zu Beginn nicht wahrgenommen haben, ein differenzierteres Sehen aber nötig machte. Neu war seit Miltenberg auch, daß der Bruch zwischen den aus ökonomisch und freiraumplanerischer Sicht guten Dorf- und Stadterweiterungen und den folgenden, jüngeren und mit zunehmenden Defiziten behafteten Erweiterungen früher stattfand als in der Gründerzeit. Neben dieser neuen, differenzierenden Sicht der Gründerzeit stießen wir bei der Typisierung unserer Beispiele auf eine grundsätzliche Unterscheidung der Siedlungsformen: die Trennung in Hufe-Erweiterungen und in Block-Erweiterungen (vgl. Kap. IV). In dieser Trennung wurde der o.g. qualitative Bruch sichtbar, zu dem wir nun eine plausible Geschichte erzählen können. Sie führte zum Verständnis der unterschiedlichen ideologischen Sichtweisen der Gründerzeit, auf die Unterscheidung in zum einen Entwerfer bzw. "Urbani-Täter" (HÜLBUSCH, K.H. mündl.), die eine Stadt bzw. ein Quartier nur von der (Haus- bzw. Bau-) Dichte aus berechnen und für die häufig die ganze Stadt ein imaginäres Gebole ist. Und zum anderen in gute PlanerInnen, die eine brauchbare Siedlung haben wollen und bei den kleinsten Einheiten, den Häusern und Parzellen (Hufen) ihre Planung beginnen.

Diese ganzen "Wechselbewegungen" und Umdenkprozesse während der Projektarbeit ersparen wir den LeserInnen. Wir geben das Ergebnis in einer Reihe wieder, die

"wie ein Film über eine Reise, die erfolgreich beendet, nun in glatter und annehmbarer Form und mit größerer Folgerichtigkeit hergestellt wird. Irrtümer und Fahrlässigkeiten werden nun, da sie eine Geschichte für sich sind (und natürlich nicht die, die man erzählen will) mit Recht weggelassen." (NADOLNY; S. 1990: 25)

(Irrtümer und Fahrlässigkeiten werden sicherlich noch in unserer Arbeit enthalten sein) Die Geschichte beginnt mit den Ausgangsfragen und Thesen (Kap. I). Mit diesen Vermutungen und Behauptungen 'im Gepäck' haben wir den Grebensteinsspaziergang gemacht (Kap. II). Nicht alles konnten wir von unseren Thesen wiederfinden, aber eine erste vorläufige Reihe aufstellen. Es folgt ein methodisches Kapitel (Kap III), in dem allgemeine Überlegungen zum Planungsverständnis (freiraumplanerische Theorien) angestellt werden und in dem Aussagen zur Vorgehensweise (Konzept) gemacht werden. Bisher gab es nur lokale Siedlungstypologisierungen (vgl. An-

hang), Über die verschiedenen Siedlungstypen eines Ortes miteinander verglichen wurden. Wir haben Siedlungsgrundrisse gleicher Siedlungstypen einer Zeit (der Gründerzeit) aus verschiedenen Orten miteinander verglichen und beschrieben (vgl. Kap IV). Über den Vergleich der Typen sind wir dann zur Interpretation (Kap. V) gekommen, in der Bedeutung, Hintergrund und Folgen der verschiedenen Typen auf den Bestand und auf Folgendes genannt sind. Im Resumee (Kap. VI) wird zum einen noch einmal auf die Thesen zurückgegriffen und diese in einer kontextualisierenden Zusammenfassung zum Gelernten gestellt. Es wird weiter der Zusammenhang hergestellt zu den heutigen Siedlungserweiterungsformen und der damit verbundenen Ideologie. Dies geschieht allerdings mehr auf einer thesenhaften Ebene, über Regeln, die wir kennen, unsere Beispiele können dafür nicht den Beweis liefern. Hier müssen andere weiterkommen als wir, denn "jede wissenschaftliche >Erfüllung< bedeutet neue >Fragen< und will überboten werden..." (WEBER,M. (1919) 1995: 46)

I. Vorüberlegungen

1. ANLASS UND ARBEITSTHESEN

Eine ärgerliche Behauptung

Die Behauptung, daß man auf dem Dorf locker bauen könnte oder gar müßte, scheint eine harnäckige und verbreitete Meinung zu sein. Nicht nur unzählige Neubaugebiete am Rand von Dörfern, sondern auch Erfahrungen von PlanerInnen mit Bebauungsplänen in ländlichen Gemeinden (vgl. AUTORINNENGRUPPE 1994a) bestätigen diese Einschätzung. Von Bauwilligen werden Grundstücksgrößen von 1 000qm und mehr gefordert und die beteiligten Verwaltung nicht zustimmend. Obwohl die uferlosen Ein-Familienhausgebiete, die seit den 50zigern um die Dörfer herum entstehen, eines Besseren belehren müßten, werden weiterhin flächenverschwendende Siedlungsentwürfe bevorzugt und damit die Chance für eine ökonomischere Siedlungs- und Freiraumplanung vertan. Vorschläge für eine dichte und erweiterbare Siedlungsstruktur z.B. mit Reihenhäusern werden abgelehnt (vgl. ebd.). Dichte Bebauung wird per se als städtisch deklariert und deshalb für das Dorf als untypisch und unangemessen bezeichnet. Implizit enthält der Vorwand vom 'lockeren Bauen' auf dem Dorf noch einen anderen wesentlichen Aspekt, nämlich die Annahme von einem grundlegenden Unterschied zwischen dörflichen und städtischen Erweiterungen. Dieser Annahme wollen wir mit dieser Arbeit einmal gründlich auf den Grund gehen. Wir glauben, daß es in der Gründerzeit, einer ungemein erweiterungsfreudigen Zeit, so ungefähr von 1850- 1920 (und auch davor), keinen Unterschied zwischen Dorf- und Stadterweiterungen gab. Entsprechend gibt es auch keinen Grund dafür, daß man heute auf dem Dorf anders erweitern müßte als in der Stadt. Anhand der gründerzeitlichen Erweiterung wollen wir darlegen, daß der Unterschied zwischen dörflichen und städtischen Erweiterungen in erster Linie den Umfang der Erweiterung betrifft, nicht aber die Art der Erweiterung. Mit anderen Worten, der Unterschied ist ein quantitativer und nicht in der fiktiven und konstruierten Polarisation zwischen Dorf- und Stadterweiterungen begründet.

Die historische Stadt und das Dorf

Wir wollen an dieser Stelle noch weiter gehen und die Überlegungen, über den Zeitraum der Gründerzeit hinaus, erweitern. Wir behaupten, daß es auch historisch keinen Unterschied zwischen Dorf und Stadt gegeben hat. Diese These bestätigte ein Spaziergang in der Stadt Grebenstein. Die giebelständigen Fachwerkhäuser, die den mittelalterlichen Siedlungsgrundriss bilden, haben Ähnlichkeit mit den Diermel-Sachsen-Höfen, die aneinander gereiht als Straßendorfer (vgl. BEKESZUS, K 1995: 272) den historischen Grundriss der Dörfer bilden. Bei den Straßendorfern liegen die Produktionsflächen hinter dem Hof, diese Einheit von Haus/Hof und dazugehöriger Wirtschaftsfläche nennen wir Wirtschaftshufe. Der rasterartigen Siedlungsgrundriss der mittelalterlichen Stadt entsteht durch die Reihung von Straßen, die beidseitig mit giebelständigen Häusern bebaut sind, dazu kommen die notwendigen Querverbindungen. Der mittelalterliche Stadtgrundriß von Grebenstein entspricht somit der Addition von Straßendorfern. Die mittelalterliche Stadt wurde mit kleineren Haushufen (vgl. ebd.) gebaut. Teile der Hufe, d.h. die zum Haus gehörigen notwendigen Wirtschaftsflächen, liegen bei der Stadt außerhalb der Stadtmauern. Reste dieser Organisation sahen wir bei einem Gang durch den Gartengürtel am äußeren Rand der Stadtmauer. Die Gärten am Rand der Stadt bilden das notwendige Gegenstück zur dicht mit Haushufen bebauten Stadt. Das Prinzip, die Reihung von Hufen beidseitig der Straße und die dichte giebelständige Hausorganisation, wurde vom Dorf übernommen. Das Vorbild der historischen Stadt ist die Siedlungs- und Hausorganisation des Dorfes. Entscheidend an dieser Beobachtung ist, daß alte Siedlungsgrundrisse aus Gotik und Renaissance Übereinstimmungen zwischen Dorf und Stadt erkennbar sind.

Warum gerade die Gründerzeit?

Die gründerzeitlichen Erweiterungen sind ein Thema, das in vielen Arbeiten, die im Rahmen der Kassier Schule entstanden, schon häufiger bearbeitet wurde. Eine der jüngsten und umfassendsten Veröffentlichungen dazu ist die Arbeit von Reto Mehli 'Der Baublock- wiederentdeckt und doch verwirrend neu'. Es gibt viele weitere Arbeiten, die im Rahmen der Hochschule und in Büros entstanden und die das Material sowie die 'vorgeleistete Arbeit' für den Vergleich der Siedlungserweiterungen liefern. Die gründerzeitlichen Erweiterungen wurden bisher vorwiegend im städtischen Kontext betrachtet. Für städtische Erweiterungen gelten die dichten Gründerzeitquartiere als vorbildlich. Sie weisen eine hohe Bebauungsdichte sowie gebrauchs- und anpassungsfähige Strukturen auf. Der gründerzeitliche Siedlungsgrundriss als Raster bietet gute Anknüpfungsmöglichkeiten für spätere Erweiterungen.

"Weil an den gründerzeitlichen Baublöcken Prinzipien der Bau- und Freiraumorganisation mit einer gebrauchsfähigen Organisation von Haus, Hof und Garten und einer Organisation von Stadtquartieren mit mannigfaltigen Gebrauchsmöglichkeiten deutlich werden, kann die gründerzeitliche Blockrandbebauung freiraumplanerisch als alltagsgerechter Bautyp für Mietverhältnisse im Sinne der 'bewährten Vorbilder' beschrieben werden; als Ergänzung zum bewährten Bautyp des Reihenhauses." (MEHLI, R.1995: 31)

Den gründerzeitlichen Erweiterungen der Dörfer wurde bisher weniger Beachtung geschenkt, obwohl in ihnen, entsprechend der These, auch Vorbilder für Siedlungs-erweiterungen enthalten sein müßten. Wir gehen davon aus, daß die gründerzeitli-

chen Erweiterungen, im Gegensatz zu den Erweiterungen der 50-90ziger Jahre, einen Fundus für gute Vorbilder bieten, mit denen die Behauptung, man müsse auf dem Dorf locker bauen, widerlegt werden kann.

Gründerzeitliche Erweiterungen

Die wirtschaftliche Prosperität der sgn. Gründerjahre (vgl. MEHLI, R. 1995: 33) brachte fast allen Ortes, in Städten aber auch in einigen Dörfern, eine Erweiterung bestehender Siedlungen. Der Umfang der Erweiterungen ist unterschiedlich, je nachdem wie stark der Einfluß der industriellen und verkehrstechnischen Neuerungen vor Ort ausgeprägt war. Dementsprechend ist zu erwarten, daß vor allem quantitative Unterschiede und zeitliche Verzögerungen zwischen Peripherie und Zentrum bestehen. Wir gehen jedoch davon aus, daß es trotz des quantitativen Unterschiedes, Übereinstimmungen zwischen städtischen und dörflichen Erweiterungen bestehen. Es gibt Erweiterungen im Bestand und Erweiterungen außerhalb des Bestandes. Bei gründerzeitlichen Erweiterungen im Bestand wird z.T. auf die bestehenden Straßen und Parzellierungen zurückgegriffen. Allerdings wird bei dieser sgn. Lückenbebauung häufig Stellung und Organisation des Hauses verändert. Interessant sind in erster Linie die Erweiterungen außerhalb des Bestandes, denn hier stellt sich die grundsätzliche Frage nach der Organisation der Erschließung neu. Der Vergleich der Beispiele erfolgt auf der Ebene des Siedlungsgrundrisses. Organisatorischen Merkmale wie Erschließung, Parzellierung und Stellung der Häuser sind für den quantitativen und qualitativen Vergleich maßgeblich. Hinzu kommt die Lage der Erweiterung zur bestehenden Siedlung.

Lage zum Ort

Die Lage der Erweiterung zur bestehenden Siedlung ist ein Kriterium, dem eine wichtige ökonomische Bedeutung zukommt. Die Grundstückspreise sinken mit zunehmender Entfernung vom Zentrum. Der Aspekt der unterschiedlichen Bodenrente ist insbesondere für die Lage von städtischen Erweiterungen von Bedeutung. Nicht zufällig liegen gerade gründerzeitliche Erweiterungen mit großen Flächenbedarf, z.B. Gartenstädte oder die späteren Selbstversorger-Siedlungen, weit außerhalb der Stadt. Mit zunehmender Entfernung zum Ort steigt allerdings der Aufwand und damit die Kosten für die Erschließung. Hierbei ist nicht nur der Herstellungsaufwand zu berücksichtigen, sondern auch die langfristige Unterhaltung sowie die Versorgung mit Infrastruktur z.B. Post. Die Entfernung zum Ort bestimmt aber die Länge des Weges, den die BewohnerInnen täglich zurücklegen müssen. Je weiter die Erweiterung vom Zentrum entfernt ist, desto größer ist der Aufwand an Zeit und Kosten, den die BewohnerInnen tragen müssen. Die Lage zum Ort hat somit Bedeutung für die kommunale Ökonomie wie auch für die private Ökonomie der BewohnerInnen.

Erschließung

Die wesentlichste Frage der Erschließungsstruktur ist die Erweiterbarkeit. Wir gehen davon aus, daß es kluge Erweiterungen gibt, die vorausschauend an zukünftige Erweiterungen gedacht haben, z.B. indem Lücken gelassen wurden, die eine Ergänzung des Rasters ermöglichen. Auf der anderen Seite finden wir Beispiele, die Folgeerweiterungen erschweren oder zumindest qualitative Einbußen oder immense

Kosten verursachen. Bei den ersten Oberlegungen wurde klar, daß manche Erweiterungen einfach auf bestehende Erschließungen zurückgreifen. In der Regel sind das ehemals oder auch heute noch wichtige Ortsverbindungen, manchmal auch Gemarkungswege, an denen erweitert wurde. Wir haben diesen Erschließungstyp zunächst als 'schmarotzende' Ausfallstraßenbebauung bezeichnet.' Schmarotzend' insofern, weil bestehende Straßen bebaut werden, ohne vorausschauend dafür Sorge zu tragen, daß Folgeerweiterungen ermöglicht werden. Davon zu unterscheiden sind Erweiterungen, die in eine neue rasterartige Erschließung investieren und damit den Grundstein für einen erweiterbaren Siedlungsgrundriss legen. Darüber hinaus ist zu prüfen, wie die Erweiterung an bestehende Strukturen anknüpft. Als negatives Beispiel können hier Erweiterungen angeführt werden, die den bestehenden Siedlungsrand zerstören, z.B. durch die Bebauung von Gartenflächen. Die Erschließung steckt nicht nur die Möglichkeiten der Erweiterbarkeit ab, sondern bestimmt auch die Qualitäten des Quartieres, z.B. im Fall einer Rastererschließung den Zuschnitt der Blöcke und damit die Parzellierungsmöglichkeiten.

Parzellierung

Ein weiteres Merkmal ist Form und Größe der Parzellen. Der Zuschnitt der Parzelle entscheidet darüber, wie viele Häuser an einer Straße Platz finden. Die gründerzeitlichen Erweiterungen weisen verschiedenen Parzellenformen auf: rechteckige, quadratische, dreieckige. Wesentlich ist die Lage der Parzelle zur Straße, d.h. ob die lange oder die kurze Seite der Parzelle zur Straße liegt. Parzellierungsstrukturen, bei denen die lange Seite des Grundstückes zu Straße liegt, sind kein Novum der Gründerzeit. Beobachtungen beim PlanerInnen-Seminar in Miltenberg (1995) gezeigt, daß schon barocke Erweiterungen diese Organisationsform bevorzugen, ebenso folgen barocke Stadtgründungen dem Prinzip der traufständigen Bebauung z.B. Bad Karls-hafen (vgl. MÖLLER, R. / SCHNEIDER, C. 1993). Nicht nur Form und Größe der Parzellen sind für gründerzeitliche Erweiterungen ein quantitatives und qualitatives Unterscheidungskriterium, sondern auch die Verteilung der Parzellen innerhalb eines Baublocks. Im rechteckigen Baublock ist eine homogene Parzellierung möglich, dagegen ist im quadratischen und dreieckigen Baublock eine gleichmäßige Verteilung der Grundstücke nicht möglich. Die Form des Blocks entscheidet also darüber, ob jeder Parzelle qualitativ gleich Anteile an Straße, Haus und (Hinter-)Hof zugeordnet werden können. Die Homogenität des Parzellenzuschnittes ist somit ein wichtiges Kriterium des Siedlungsgrundrisses.

Stellung der Häuser

Offensichtlich gibt es einen Zusammenhang zwischen Parzellenzuschnitt und Bebauungsform. Lange, schmale und rechteckige Parzellen gehen häufig mit einer straßenorientierten Bebauung einher, wohingegen bei quadratischen Parzellen die Häuser oder Gebäude tendenziell in der Mitte des Grundstückes stehen. Die Stellung des Hauses ist ein wichtiges qualitatives Merkmal, das über die Organisationsmöglichkeiten von 'Haus und Hof' (vgl. BÖSE-VETTER, H. 1991) und die Zuordnung von öffentlich und privat nutzbaren Flächen entscheidet.

Vorbilder der gründerzeitlichen Erweiterungen

Wir gehen davon aus, daß die Abkehr von ökonomischen und sparsamen Siedlungsorganisationen schon vor der Gründerzeit begonnen hat. Die Tendenz zur Funktionalisierung ist schon in barocken und klassizistischen Erweiterungen enthalten (vgl. AUTORINNENG RUPPE 1995b). Dennoch können wir für die gründerzeitlichen Erweiterungen Unterschiede feststellen. Wir gehen davon aus, daß auf verschiedene Vorbilder zurückgegriffen wurde. Zum einen sind das die vorbarocken Siedlungen, wie z.B. Grebenstein. Charakteristisch hierfür sind die beidseitig dicht und giebelständig bebauten Straßen, die den Siedlungsgrundriss bestimmen. Ein weiteres Kennzeichen dieser Siedlungsorganisation ist, daß Haus und dazugehörige bäuerliche Wirtschaftsfläche zu Gunsten einer dichten und sparsamen Organisation der Stadt getrennt liegen. Ein anderes Vorbild ist der barocke Siedlungsgrundriss, für den das orthogonale Blockraster kennzeichnend ist. Die Blockform variiert zwischen quadratisch und rechteckig, ebenso die Parzellierung. Die Parzellen sind breiter und die Bebauung i.d.R. traufständig (MÖLLER, R. / SCHNEIDER, C. 1 993). Im Gegensatz zum vorbarocken Grundriss ist hier die Parzellierung der Blockform untergeordnet.

2. EINE ERSTE KORREKTUR DER THESEN

Gründerzeitliche Erweiterungen als Vorbild ?

Die hohe Erwartung an die gründerzeitlichen Erweiterungen resultiert aus dem eingengten Blick auf die vorbildlichen städtischen Blockrandquartiere mit rasterartigen Siedlungsgrundriß, z.B. des Vorderen Westens in Kassel. Doch in der Gründerzeit entstanden auch die privilegierten Villenquartiere für die eine 'repräsentative' Flächenverschwendungen kennzeichnend ist. Insbesondere seitdem PlanerInnen-Seminar 1995 in Miltenberg wird 'die Gründerzeit' kritischer betrachtet. Für die gründerzeitliche Erweiterung in Miltenberg ist die freistehende Villa typisch. An der Hausorganisation und den Fassaden der Villenquartiere wurde deutlich, daß die Kennzeichen des modernen Städtebaus, nämlich Zentralisierung und Funktionstrennung schon in gründerzeitlichen Erweiterungen ablesbar sind (vgl. AUTORINNENGRUPPE 1995b: 107). Die Vorbereitung von modernen Erweiterungs- und Baustrukturen findet schon im Barock statt, in dem durch traufständige Bauweise der Anteil an der Straße und damit an der Produktionsöffentlichkeit des Marktes, auf eine geringere Anzahl von Häusern verteilt wird (vgl. ebd.: 106). Auch die Erweiterungen des 19 Jhd. sind also Vorläufer des modernen funktionalistischen Städtebaus (vgl. SCHWARZ, R. (1953) 1994: 39). Die Diskussion gab neue Hinweise und machte deutlich, daß die Betrachtung der gründerzeitlichen Erweiterungen einen viel kritischeren und aufmerksameren Blick erfordert, als bisher angenommen. So müssen wir davon ausgehen, daß auch in Dörfern und Kleinstädten qualitativ sehr unterschiedliche gründerzeitliche Siedlungserweiterungen zu finden sind, die einer Reihe der zunehmenden Flächenverschwendungen zuzuordnen sind. Auf der Ebene der Baustuktur korreliert diese Reihe mit dem Übergang von einem gut organisierten brauchbaren Haus (vgl. HÜLBUSCH, 1.M. 1978) zum Gebäude, in dem die alltägliche Arbeit auf die Wohnung reduziert wird (vgl. NAGL, A. 1993).

3. EINE PROGNOSÉ ZUM LERNERTRAG

Wir beschränken uns zunächst auf die Betrachtung der gründerzeitlicher Erweiterungen, doch die Überlegungen folgen letztendlich immer planerischen Fragestellungen: Weiche Erweiterungen sind ökonomisch und langfristig tragfähig? Weiche Prinzipien stecken in einer kluge Siedlungserweiterung?

Erweiterbarer Plan oder 'monolithischer' Entwurf

Ausgangspunkt einer Siedlungserweiterung ist ein wirtschaftlicher Impuls oder besser gesagt ein Lokalisationsimpuls (vgl. NEEF, E. 1950). Diesem Impuls folgt eine nicht immer genau bestimmbar Nachfrage nach Wohnraum. Wir gehen davon aus, daß es zwei grundsätzlich verschiedene Möglichkeiten gibt auf diese Nachfrage zu reagieren. Es gibt die eine Möglichkeit, bei der versucht wird den Bedarf an Wohnraum möglichst genau zu quantifizieren. Die Erhebung des Bedarfs und der dazugehörigen Infrastruktur wird mit Analysen und Daten berechnet. Entgegen der eigentlichen Zielsetzung, der durchwachsenen und lebendigen Mischung, ist bei dieser Methode die Funktionalisierung im Entwurf vorprogrammiert.

"Die analytisch-funktionalen Konzepte haben immanent den Erfolg zunehmender Funktions-trennung, ohne daß dies das Ziel war bzw. sogar erklärt verhindert werden sollte."
(HÜLBUSCH, K.H. et al. (1973) 1994: 266)

Diese funktionalistische Herangehensweise findet ihre Entsprechung im 'monolithischen Entwurf' (vgl. HÜLBUSCH, K.H. 1 991 b: 180) - der scheinbar perfekten Lösung für den analysierten Bedarf. Was aber, wenn die Nachfrage sinkt, der Bedarf nicht mehr stimmt oder der Impuls nicht im erwarteten Ausmaß eintritt? Die wirtschaftliche Entwicklung ist nicht einschätzbar, sie wird immer nur eine Prognose bleiben, die im seltensten Fall exakt mit der realen Entwicklung übereinstimmt. Den Prognosen zu trauen und daraus einen 'bedarfsgerechten' Entwurf abzuleiten, wird immer ein unsinniges Unternehmen sein oder, wie J.F.C. Turner es treffend ausdrückt: "Voraussagen über den Wohnbedarf sind immer falsch." (vgl. ebd. 1 978: 34)~ Der Plan ist unabhängig von quantifizierenden Prognosen und Bedarfsberechnungen. Der Plan versteht die Nachfrage als prinzipielle Anfrage nach Siedlungserweiterungen. Statt der funktionalistischen Analyse enthält der Plan einen überlegten und erweiterbaren Siedlungsgrundriss, der von prognostischen Berechnungen und Daten unabhängig ist. Ein wesentliches Kriterium des Planes ist die Variabilität, d.h. nichts anderes als Spielraum zu lassen, der die Anpassung an veränderte Ökonomien und wechselnde Nachfragen ermöglicht. Es geht uns bei der Betrachtung der gründerzeitlichen Siedlungserweiterungen um die Suche nach Prinzipien von langfristig tragfähiger Siedlungsplanung. Niemand wird in der Lage sein einzuschätzen, ob aus einem Dorf nicht irgendwann eine Kleinstadt werden wird. Diesem Aspekt muß durch eine variable Planung Rechnung getragen werden. Die aktuell stattfindenden Dorferweiterungen negieren und verhindern die Möglichkeit von Folgeerweiterungen, weil sie jeweils nur an aktueller Nachfrage orientiert sind. Sie sind kurzsichtig gedacht. Eine ökonomische und langfristig tragfähige Erweiterung der Dörfer wird somit im wahrsten Sinne des Wortes verbaut.

II. Der Spaziergang in Grebenstein

Unsere Projektgruppe mit dem Thema 'Siedlungserweiterung auf dem Dorf und in der Stadt während der Gründerzeit' hat Grebenstein als ein Beispiel vor Ort ausgesucht. Hier wollen wir eine erste lokale Typisierung durchführen. Mit der Behauptung, daß es gründerzeitliche Erweiterungen gibt, die zum einen als Ausfallstraßenbebauungen auftreten und die zum anderen eine eigene Erschließung/ ein eigenes Raster mitbringen, nähern wir uns diesem Ort. Dabei stellen wir uns natürlich die Frage, woran erkennen wir überhaupt eine Ausfallstraßenbebauung, wodurch ist sie gekennzeichnet, wie sieht eine Erweiterung mit einem eigenen Raster aus? Wie geht die Erweiterung mit dem Stadtrand um? Der Umgang mit dem Ortsrand ist sehr wichtig, wenn man die Bedingungen für die Menschen innerhalb der Stadt nicht zerstören will. Auch darauf wollen wir unsere Aufmerksamkeit richten.

Wie so oft bei solchen Spaziergängen ist uns der Wettergott nicht gut gesonnen. Es regnet in Strömen und selbst die mitgebrachten Regenschirme bieten keinen besonderen Schutz.

Da wir uns die Gründerzeit genauer ansehen möchten, beginnen wir unseren Spaziergang durch die Jahresringe Grebensteins und stellen damit eine erste Annäherung an die Geschichte des Ortes dar.

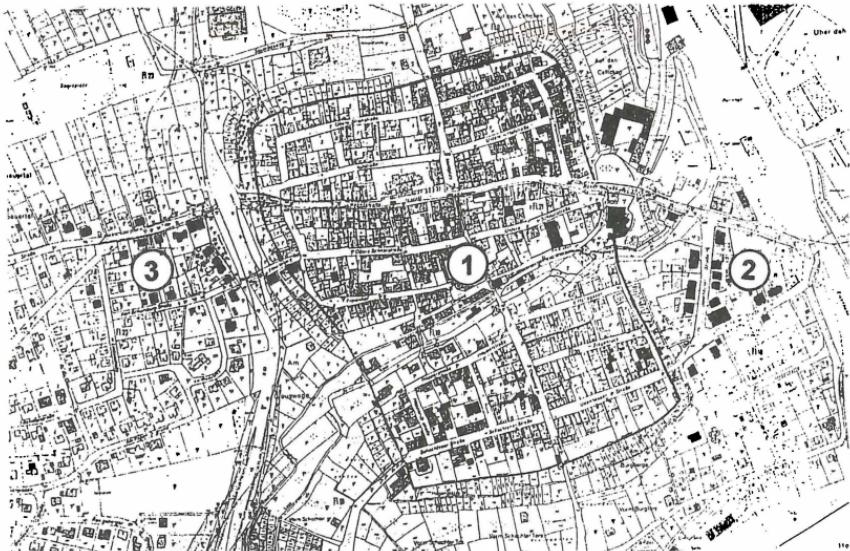
"Der Spaziergang zur Annäherung an einen Ort ist auf das Verständnis der Geschichte eben dieses Ortes gerichtet, damit wir ihn nicht in Bilder pressen, die andernorts erfunden und formuliert wurden" (HÜLBUSCH, K. H., in : MACHATSCHEK/ MOES, 1988: 1).

Um den Ort zu verstehen müssen wir die Phänomene und Indizien aufspüren, die in den Formen der materiellen Ausstattung und in der erscheinungshaften Bedeutung der einzelnen Bauphasen enthalten sind. Diese Phänomene und Indizien spiegeln die "aktuellen Ausgangsbedingungen des gesellschaftlichen Alltags" (BUSCH, D., et al., 1991: 15) wider.

1. GREBENSTEIN (1)

Grebenstein liegt nördlich von Kassel. Die Geschichte der alten nordhessischen Festungsstadt, beginnt mit der Entstehung der Burg 1272. Sie wurde im Auftrag von dem Grafen Ludolf von Dassel auf einem Basaltkegel im Essetal zum Schutz seiner Güter erbaut.

Wir beginnen unseren Spaziergang durch die Jahresringe im Stadtkern. Nachdem die Burg errichtet war, entstand zu ihren Füßen zuerst die Altstadt, die mit Mauern und Türmen angelegt wurde. Im Jahre 1356 entwickelt sich eine weitere Siedlung am Fuße der Burg, die sogenannte Neustadt oder Freiheit, die 1370 mit der Altstadt zu einer Stadt vereint wurde. Im Laufe der Zeit wurde die Stadt immer wieder von Katastrophen heimgesucht, wie zum Beispiel von Überschwemmungen, Bränden oder von zerstörerischen Horden, die den Ort in Schutt und Asche legten. Obwohl sich der Ort immer nur schwer erholte, ist Grebenstein heute eine Stadt, in der wie in kaum einer anderen in unserer Region, das mittelalterliche Stadtbild mit seinen Mauern und Türmen und seinen Fachwerkhäusern gut erhalten ist. So steht hier beispielsweise auch eines der ältesten Häuser in unserem Raum aus dem Jahre 1431, in dem sich das heutige Ackerbürgermuseum befindet.



Katasterkarte Grebenstein verkleinert, im Original 1 : 5000

Entlang der Hauptstraße gibt es geschlossene Häuserfronten mit großen Höfen. In den anderen Straßen sind die Häuser durch Traufgassen voneinander getrennt, was wahrscheinlich mit den vielen Bränden zu tun hat. Die Hofflächen liegen zwischen und hinter den Gebäuden. Die Bebauung zeichnet sich durch eine hohe Dichte aus. Das Platzangebot innerhalb der Stadtmauern ist sehr beschränkt. Die Häuser stehen grenztändig oder sehr nahe an der Straße. Trotzdem ist der 'Vorgarten' nicht vergessen worden. Die zwar extrem reduzierte, aber vorhandene Zone zwischen privatem Haus und öffentlicher Straße wird hier in Form von Treppenstufen oder Absätzen vor der Haustür dargestellt.

"Die Morphologie, wie eine Terrassierung, für die es verschiedene in der Bedeutung und der praktischen Interpretation wie Lesbarkeit vergleichbare Mittel gibt, übersetzt Entfernung in Schwellen und Grenzen. Wir müssen also auch hier eine qualitative Betrachtung einführen, damit die Sparsamkeit des Platzgebrauchs - eine ökonomische Notwendigkeit - und die Zeichen der Distanz mit realer Distanz als Analogie und nicht als nur quantitativer Unterschied verstanden und gelesen werden können." (HÜLBUSCH, K. H. 1991 a : III / IV)



Die notwendige psychische Sicherheit und Distanz zwischen Haustür und öffentlichem Gehweg ist somit schon durch ein paar Stufen gegeben.

Zu den Häusern gehören im hinteren Bereich die privaten Höfe, die den AnwohnerInnen als privat verfügbares Außenhaus (vgl. I. M. HÜLBUSCH, 1978) zur Verfügung stehen.

Das Wegenetz ist sehr engmaschig. Eine Hauptstraße verläuft von Norden nach Süden, quer dazu Parallelstraßen, die durch Quererschließungswege verbunden sind. Außerdem verläuft entlang der Stadtmauer eine Ringstraße. Das Raster entstand durch die Aneinanderreihung von langen schmalen Hufen entlang einer Straße. Diese Aufteilung entsprach dem auf Gleichheit angelegtem Prinzip, das seit der Gründung der Stadt, in der Gotik bis hin zur Renaissance Anwendung fand. Das ermöglichte vielen BewohnerInnen an der Ökonomie der Gemeinschaft teilzuhaben.



Die Häuser standen grundsätzlich giebelständig gereiht zur Straße. Dieses Prinzip der Gleichheit änderte sich mit dem Barock. Durch die Traufständigkeit der Häuser und die dadurch breiteren Parzellen hatten nur noch wenige Häuser einen qualitativ gleichwertigen Anteil an der Straße.

Im Klassizismus wurde dieses Prinzip beibehalten. Die Traufständigkeit und die dadurch breitere Parzelle demonstrierte den Reichtum der BesitzerInnen, "Der Reichtum drückt sich in erster Linie über die Quantität d. h. über die Parzellenbreite aus über die jemand verfügt." (AUTORINNENKOLLEKTIV, 1993: 94)

In der Gründerzeit Ende des 19ten Jahrhunderts wurde dann das Prinzip der Gleichheit gänzlich abgeschafft. Das altbewährte Strickmuster der Hufenerweiterungen wurde durch das Zusammenlegen mehrerer Hufen zerstört. Innerhalb der Stadtmauern fand in dieser Zeit eine Lückenbebauung mit Villen statt. Die Bebauung aus dieser Zeit ist hier eingezwängt im alten Rahmen und hat deshalb nicht so starke Auswirkungen gehabt. Die Villen stehen zwar einzeln auf zusammengelegten Parzellen, aber immer noch grenzständig oder sehr nah an der Straße. Diese innerörtlichen gründerzeitlichen Erweiterungen können als Pendant zu den außerörtlichen Erweiterungen dieser Zeit gesehen werden.

Entstehung des Gartengürtels

Aus ökonomischen Gründen war keine Gartennutzung im größeren Stil innerhalb der Stadtmauern vorgesehen. Jedem Haus stand deshalb eine Gartenfläche außerhalb der Stadtmauern, als Ergänzung zur notwendigen häuslichen Produktion zur Verfügung. Diese Grabeländer/ Produktionsgärten waren rund um die Stadtmauer angelegt und umschlossen sie wie einen Gürtel. Dieser Gartengürtel befand sich im so genannten Hagen. Der Hagen muß als Zwischenraum einer zweiten zusätzlichen Mauer (der Hagenmauer) verstanden werden, die im Belagerungsfall die Gärten zusätzlich bewehrte. Diese Gärten bildeten den Stadtrand und waren für alle BewohnerInnen zugänglich. Dieser sicherte auch bei hoher Erschließungsdichte des Ortes allen BürgerInnen die Grundlagen einer häuslichen Ökonomie.

Erste gründerzeitliche Erweiterung (2)

Wir verlassen nun den alten Stadt kern und gelangen über die Udenhäuserstraße auf die östliche Seite der Stadtmauer, in die erste gründerzeitliche Siedlungserweiterung, die um die Jahrhundertwende entstand. Hier stellte sich uns die Frage, mit was haben wir es hier zu tun? Handelt sich es um eine Ausfallstraßenbebauung, oder ist es eine Blockerweiterung, die hier vor uns liegt? Welche Phänomene und Indizien finden wir hier?



In der Straße, die später zur Bahnhofsstraße wurde, fand die erste Bebauung schon im 18ten Jahrhundert statt. Aus dieser Zeit stammt das Hospital, der Saalanbau entstand allerdings erst während der Gründerzeit. Die Hagenmühle ist ebenfalls wesentlich älter. Noch vor der Jahrhundertwende wurde der neue Bahnhof hier errichtet, nachdem die Bahnstrecke aus der Stadt verlegt wurde.

Die Bebauung in der Udenhäuser- und Immenhäuserstraße besteht aus "gründerzeitlichen Villen", Doppelhäusern und aus einem Aussiedlerhof. Baulücken wurden hier später aufgefüllt. Das letzte größere Wohngebäude wurde erst kürzlich fertiggestellt. Die Villen und Doppelhäuser stehen straßenorientiert mit kleinen Vorgärten in einer Bauflucht gereiht entlang der Udenhäuser- und Immenhäuserstraße. Die Wirtschaftsgebäude stehen hinten im Grundstück oder als Anbau seitlich angrenzend. Hier wurde die Parzellierung auf länglichen Hufen durchgeführt. In dem Dreieck (Udenhäuser-, Immenhäuser- und Bahnhofsstraße) liegen die Gärten aneinander. An der anderen Seite der Udenhäuserstraße steht der Aussiedlerhof zurückgesetzt. Hinter dem Wirtschaftsteil befindet sich Land, das an den Gartengürtel der Stadtmauer anschließt. Auf dieser Seite stehen weiter vorne im Grundstück zur Straße orientierte Doppel- oder Einzelhäuser. Die Parzellen sind hier größer und breiter. Es muß geklärt werden um welche Erweiterungsform es sich dabei handelt. Dafür sehen wir uns das Straßennetz genauer an. Die Udenhäuserstraße führt aus dem alten Ort heraus. Sie bildet mit der Immenhäuser- und Bahnhofsstraße ein Dreieck. Alle Straßen sind auffallend breit dimensioniert, was uns nach längerer Diskussion auf eine Ausfallstraßenbebauung schließen lässt. Die Straßennamen bestärken unsere Vermutungen noch. Die ehemalige Molkereistraße, die Udenhäuserstraße der Neustadt verläuft aus dem alten Stadt kern heraus. Davon zweigt die Immenhäuserstraße ab, die die alte Verbindungsstraße nach Immenhausen darstellt.

Der Ortsrand wurde durch diese Erweiterung nicht zerstört. Die Erhaltung der Grabeländer und der alten Wegeverbindung führten zu einer Spiegelung des Stadtrandes. Dadurch, daß die Gärten der Erweiterung und das Wirtschaftsland des Hofes anschließen, steht der gealterte Produktionsort für die StadtbewohnerInnen weiterhin zur Verfügung. Auf der südlichen Seite, am Fuß des Burgbergs blieb der alte Stadt rand ebenfalls in seiner alten Form erhalten.

Zweite gründerzeitliche Erweiterung (3)



Wir durchqueren nun wieder den alten Ort und gelangen über die Fußgängerbrücke, der Verlängerung der Karl-Schomburgstraße die zur Überquerung der B 83 dient, auf die westliche Seite von Grebenstein. Hier finden wir eine gründerzeitliche Erweiterung, die in den zwanziger Jahren entstanden ist. Die Bebauung besteht hier aus Einzel- und Doppelhäusern. Die Gebäudehöhe liegt bei zwei Geschossen. Die

Häuser stehen in einer Bauflucht, haben kleine Vorgärten und sind zur Straße orientiert. Die Nebengebäude (Wirtschaftsgebäude, Schuppen und Garagen) befinden sich im hinteren Bereich der Gärten oder als Anbauten seitlich daneben. Die Baulücken wurden durch neuere Bauten späterer Jahre aufgefüllt. Die Parzellierung der Grundstücke ist sehr unterschiedlich. Wir finden hier neben langen schmalen auch fast quadratische Grundstücke. Die Verteilung der Straßen findet in einem orthogonalen Raster statt, das explizit für diese Erweiterung gebaut wurde. Die Verkehrsverbindung zum alten Ort erfolgt über die vielbefahrene Friedrichstalerstraße. Bei dieser Erweiterung sind wir uns schnell einig, daß es sich um eine Rastererweiterung handelt. Die so entstandenen Flächen zwischen den Straßen zeichnen sich durch ihre quadratische Form und der ungleichmäßig verteilten und angeordneten Grundstücke, sowie durch die Gleichseitigkeit der Bebauung aus.

Der Stadtrand bzw. der Gartengürtel ist hier nicht mehr vorhanden, was aber nichts mit der Siedlungserweiterung aus der Gründerzeit zu tun hat, sondern mit dem Bau der B 83. Die B 83 stößt hier sehr nahe an den alten Ortskern, wodurch die Gärten für dessen Bau zum Opfer fielen. Weiter südlich und auch nördlich sind die Grabeländer noch vorhanden.

Gartengürtel im Norden

Wir verlassen diese Siedlungserweiterung und gehen durch die Gärten des nördlichen Stadtrands wieder zurück zum Bahnhof. Hier wurde in neuerer Zeit der Stadtrand durch öffentliche Einrichtungen und Gebäude besetzt. Durch diese Besetzung verliert er als privater Arbeits- und Produktionsort für die StadtbewohnerInnen seine Bedeutung. Die Ökonomie der Stadt wird eingeschränkt und die Entwicklungs- und Alterungsfähigkeit behindert. Die noch vorhandenen Gärten sind zum Teil sehr gepflegt und werden als Gemüseanbauflächen, als Obstgärten oder als Ziergärten genutzt. Allerdings finden wir hier auch zunehmend Flächen die aus der Nutzung gefallen sind und als Abstellflächen für einen Landmaschinenhändler dienen, oder brach liegen, was die Umwidmungstendenz als Bauland vermuten läßt. Diese Gärten sind vermutlich Spekulationsflächen der Gemeinde, die irgendwann mit öffentlichen Gebäuden zugestellt, oder durch Grünanlagen weggegrünt werden.

Kurze Zusammenfassung der gründerzeitlichen Erweiterungsformen.

Innerhalb der Stadtmauern im alten Bestand (1) wurde während der Gründerzeit lediglich eine geringe Anzahl an Häusern gebaut. Diese Villen stehen nicht mehr auf

länglichen Parzellen, sondern haben durch das Zusammenlegen von mehreren Hufen quadratische Grundstücke erhalten. Diese Form der Erweiterung hebt das Prinzip des Gemeinsinns auf und geht verschwenderisch mit dem Platz um.

Außerhalb des Bestandes finden wir eine Ausfallstraßeenerweiterung (2). Für diese Erweiterung wurden keine Neuinvestitionen in die Erschließung getätigt, da schon vorhandene Straßen bebaut wurden. Diese Siedlungserweiterung umfaßt nur wenige Häuser, wodurch die Dimensionierung eher klein ausfällt. Die Parzellierung wurde weitestgehend in lange schmale Hufen durchgeführt, wobei die einzelnen Nutzungen aneinanderstoßen (Gärten an Gärten). Jedes Grundstück hat Bezug zur Straße.

Bei der Blockerweiterung(3) wurde in ein neues Erschließungsnetz investiert. Das Raster dieser Erweiterung besteht nur aus 5 Straßen. Die beiden Blöcke sind sehr klein. Die Parzellen sehr unterschiedlich im Zuschnitt und in der Größe. Bis auf zwei Grundstücke haben alle einen Bezug zur Straße.

Damit haben wir mehrere Typen vor Ort gefunden mit denen sich eine Reihe bilden läßt. Diese vorläufige Reihe stellt die Grundpfeiler für die weitere Arbeit dar.

III. Die Geschichte der Siedlungserweiterungen erzählen - ein Text zur Methode

1. EINE 'REISE' DURCH GRÜNDERZEITLICHE SIEDLUNGSERWEITERUNGEN

Thema unseres Projektes sind verschiedene Siedlungserweiterungen der Gründerzeit. In geringem Umfang haben wir Beispiele vor Ort aufgesucht, hauptsächlich wurden bereits bestehende Arbeiten zu diesem Thema gesammelt und aufgearbeitet. Neben der Sichtung vorhandenen Materials unter der Fragestellung, inwiefern die beschriebenen Beispiele Gemeinsamkeiten aufweisen, aus denen wir Einsichten zu verschiedenen Qualitäten unterschiedlicher "Typen" von Siedlungserweiterungen gewinnen können, ging es um das Erlernen einer Methode, die uns eine eben solche Typisierung ermöglicht. Denn nur über einen systematischen Vergleich ist es möglich, die zahlreichen Einzelbeispiele miteinander zu verbinden. Um das sehr umfangreiche Material, das wir auf unserer (literarischen) Reise durch die verschiedenen gründerzeitlichen Siedlungserweiterungen gesammelt haben, sinnvoll zu organisieren, bedarf es eines "Reiseführers", der uns einen Weg zum Verständnis des Materials vermittelt. An dieser Stelle haben wir eine Arbeit von E. Panofsky zu Rate gezogen. Sie wurde 1955 von ihm für die Kunstgeschichte geschrieben und beinhaltet eine systematische Vorgehensweise für die Bildinterpretation. Als Methode übertragen bietet sie jedoch auch einen Zugang zum Verständnis anderer Gegenstände, so auch zu dem Gegenstand der Siedlungserweiterungen. Darüber hinaus ist es eine Methode, die eine Prüfung der einzelnen Arbeitsschritte ermöglicht. Die Übertragung Panofskys' Methode, die an einigen Stellen unseres Arbeitsgegenstandes gemäß verändert gehabt werden muß, wird in Kapitel 4. näher ausgeführt. Zunächst sollen jedoch die Grundannahmen, auf denen unsere Arbeit beruht, erläutert werden.

2. GRUNDANNAHMEN

Alle uns vorliegenden Beispiele haben wir auf der Ebene des Vergleiches miteinander in Beziehung gesetzt. Hierzu schreibt Bourdieu:

"Durkheim stellte fest, daß 'die Analogie eine legitime Form des Vergleichs und der Vergleich das einzig taugliche Mittel ist, über das wir bislang verfügen, um ein Verständnis der Dinge zu gewinnen'..." (BOURDIEU, P. 1970:30).

Der Vergleich macht nur Sinn, da wir für die verschiedenen Beispiele der Siedlungsweiterungen Koinzidenzen voraussetzen. So gehen wir davon aus, daß zwischen der Zeit ihrer Entstehung und der Erscheinungsform Koinzidenzen bestehen (sonst könnten wir gründerzeitliche Erweiterungen nicht von denen vorher und nachher unterscheiden), desweiteren Koinzidenzen zwischen den einzelnen Beispielen z.B. hinsichtlich Parzellierung und Baustuktur, die eine differenzierte Beschreibung von "Typen" ermöglichen. Vorausgesetzte Koinzidenzen werden zum einen durch den Vergleich der Beispiele auf ihre Richtigkeit hin überprüft, zum anderen ergeben sich Hinweise auf Koinzidenzen erst durch die vergleichende Arbeit. Aus der Fülle der Beispiele wird so das Material erarbeitet, das später interpretiert werden kann.

Exkurs zum Koinzidenz-Begriff

R. Tüxen beschrieb 1956 den Begriff der Koinzidenz. Er meint das Zusammenfallen von zwei Erscheinungen - so innerhalb der Pflanzensoziologie

"das Zusammentreffen bestimmter floristisch-soziologischer Merkmale innerhalb einer Pflanzengesellschaft mit gemessenen, also quantitativ bestimmten Faktoren oder Faktorengruppen" (TÜXEN, R. 1956:131).

Dabei bedeutet Koinzidenz nicht Kausalität, sie beschreibt ausschließlich das Zusammenfallen zweier Erscheinungen, ohne sich über die Ursachen zu äußern. Wesentlich ist die quantitative Zuordnung einer Pflanzengesellschaft auf bestimmte Größenbereiche eines Faktors, wobei die soziologische Einheit so eng wie möglich zu wählen ist (vgl. ebenda:132). Daraus können wir für unseren Gegenstand den Hinweis entnehmen, die Merkmalskombinationen, zwischen denen Koinzidenzen vermutet werden, nicht zu üppig zu veranschlagen. Um vergleichen zu können müssen wir zunächst einzelne Merkmale benennen. Dabei sind gegebenenfalls quantitative Merkmale (z.B. Parzellengrößen) in qualitative Merkmale (Verhältnis der Parzellenseiten: Breite zu Länge) zu übersetzen, um einen Vergleich auf der qualitativen Ebene, auf den es uns ankommt, zu ermöglichen. Während es in der Pflanzensoziologie die kennzeichnenden Artenverbindungen (nach Braun-Blanquet) sind, die eine begründete floristische Diagnose ermöglichen (vgl. SCHMITHÜSEN, J. 1961:85) (und auch hier erfolgt eine genaue Diagnose vor der Bedeutungsgebung) müssen wir auf die Siedlungserweiterungen bezogen unsere Merkmale erst vorweg formulieren und begründen (siehe Kap.6,7). Die Formulierung der Merkmale wird ein Stück weit von ersten Vermutungen über ihre Bedeutung getragen. Erst nach dieser Vorarbeit können wir das Material auf Koinzidenzen hin untersuchen (vgl. BRAUN, U./LINNE, K. 1991; HARENBURG, B./WANNAGS, I. 1991; MEHLI, R. 1995).

Mitgebrachtes

Auf der Ebene des Vermutens von Koinzidenzen und des Vergleichens kommt bereits ein umfassendes Wissen um die Genese, Bedeutung und Wirkung der Gegenstände zum Tragen, auch wenn es an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt wird. Denn bei jeder Begegnung mit uns fremden Gegenständen erinnern wir uns an Vergleichbares, Bekanntes und Gelerntes, was in die Betrachtung einfließt. Beiläufig und selbstverständlich wird dieses Wissen sowohl zur Erfassung des Gegenstandes wie

auch zu seiner Prüfung herangezogen. Zu der Begegnung mit Neuem - dem Vorgang einer Reise vergleichbar - schreibt A. Appel:

"Wenn wir eine Reise machen, sind wir immer vom Vertrauten und Bekannten ins Fremde oder weniger Bekannte unterwegs. Wir nehmen unsere bisher gemachten Erfahrungen mit auf den Weg und gewinnen neue hinzu, wenn es uns gelingt, das Fremde in Vertrautes zu verwandeln" (APPEL, A. 1991:18).

Wesentlich ist die Aufmerksamkeit gegenüber den Phänomenen, bei J. Giono finden wir diese Haltung in der Beschreibung des "Sehen lernens" wieder (vgl. GIONO, J. (1987) 1989:13-20). In diesem Kontext können wir die vermuteten Koinzidenzen auch als "vorher sehende Erwartung" (LÜHRS, H. 1994:7) bezeichnen.

Bedeutung des Gegenstandes für die Erzählung

Wie in der Pflanzensoziologie/Vegetationskunde die Vegetationsausstattung als Indiz verstanden wird, als Spur, die es zu lesen gilt (vgl. GINZBURG, C. 1983:88), so verstehen wir die Siedlungserweiterungen als Phänomene, anhand derer wir die dazugehörige Geschichte zu verstehen und gewissenhaft zu erzählen suchen (vgl. BERGER, P./KELLNER, H. 1984:71). Wesentliche übereinstimmende Merkmale geben uns Anhaltspunkte für eine grobe Unterteilung in verschiedene Kategorien der Siedlungserweiterungen, die feinere Differenzierung lässt uns genauer eine Geschichte der verschiedenen "Typen" von Siedlungserweiterungen erzählen. C. Ginzburg hat dazu folgenden Gedanken formuliert:

"Charakteristisch für dieses Wissen ist die Fähigkeit, in scheinbar nebensächlichen empirischen Daten eine komplexe Realität aufzuspüren, die nicht direkt erfahrbar ist. Man kann hinzufügen: der Beobachter organisiert diese Daten so, dass Anlauf für eine erzählende Sequenz entsteht" (GINZBURG, C. 1983:88).

Oft haben wir es mit nur schwer entzifferbaren Indizien zu tun, z.B. bei Gegenständen, die uns fremd sind, da wir die sie bedingende Ursache oder Arbeit nicht kennen. Bezogen auf Siedlungserweiterungen sind dies Beispiele, deren unmittelbarer Entstehungszusammenhänge und damit verbundene Absichten uns fremd sind. In diesem Fall gibt es keine andere Möglichkeit, als die Ursachen und Absichten aus den Indizien zu folgern (vgl. ebd.:68).

3. VORGEHENSWEISE

Bearbeitung der Beispiele

Jedes Beispiel einer Siedlungserweiterung haben wir in Form einer Graphik, einer "Briefmarke" (vgl. HOSE, G. 1983:4) dargestellt. Sie besteht aus einem Kartenausschnitt oder einer Skizze im Maßstab 1:5000, die den Siedlungsgrundriss wiedergibt. Dabei werden die umgebenden Siedlungsstrukturen mitabgebildet, denn auch aus ihnen können wir direkt oder indirekt etwas über die im Blickpunkt stehenden Erweiterungen erfahren. Für eine gute Lesbarkeit der uns besonders wichtigen, also der gründerzeitlichen, Häuser und Gebäude haben wir die entsprechenden Strukturen durch Schwärzen gekennzeichnet. Diese "Briefmarken" sind es, die wir in dem Hauptteil der Arbeit abgebildet haben. Ergänzend hierzu sind im Anhang zu den einzelnen Beispielen "Steckbriefe" zu finden. Sie beinhalten einen Kartenausschnitt, der die Lage der Siedlungserweiterung in Bezug auf den Ort verdeutlicht und stichwortartige Informationen über die Siedlungserweiterung (Zeit der Entstehung, Art der Be-

bauung). Wir haben diesen Teil des Materials der besseren Übersicht halber in den Anhang der Arbeit gestellt.

Die Abstraktion des realen Beispieles auf eine schwarz-weiße, zweidimensionale Graphik in großem Maßstab ist auf die Wiedergabe der wesentlichen Merkmale beschränkt. Unmittelbar ablesbar bleiben die Merkmale der Erschließung, der Parzellierung, der Lage der Häuser/Gebäude und die Benachbarungen. Alle anderen Aufmerksamkeiten können zu diesen Graphiken nur in Form von Erinnerungen, Vermutungen und Möglichkeiten ergänzt werden. Jede Graphik dient daher als Gedächtnisstütze, anhand derer die Erinnerungen an dazugehörige Merkmale wachgerufen werden. Dazu muß ich nicht jedes einzelne Beispiel vor Ort kennen, denn die Herausarbeitung von Informationen aus dem Kartenmaterial und ihr Vergleich ermöglicht die Aufstellung von Thesen darüber, was vor Ort zu erwarten ist (vgl. BEHR, J. et al. 1984/85:11). Die Fähigkeit der Abstraktion des realen Beispieles in Form einer Graphik und die Umkehrung, das "Lesen" des realen/möglichen Beispieles aus der Graphik sind professionelle Fertigkeiten. Beispiele erinnern, Vermutungen anstellen, Möglichkeiten erwägen ist jedoch nur möglich, wenn Beispiele - und im Laufe der Zeit viele Beispiele - aufmerksam, mit professionellem Blick betrachtet wurden und ich mir darin eine gewisse Routine angeeignet habe. In diesem Sinne kann jeder Spaziergang 'am Rande' ein professioneller Spaziergang sein, indem er mein Repertoire an Beispielen erweitert. Dies kommt wiederum der Arbeit des Plan-Lesens zugute.

Die Arbeit mit den Beispielen

Die "Briefmarken" können in einem nächsten Schritt miteinander verglichen werden. Dabei werden alle Beispiele, also die der städtischen und die der dörflichen Erweiterungen, gemeinsam bearbeitet. Auffällige Analogien oder Unterschiede zwischen ihnen ergeben erste Gruppierungen, die einer vorläufigen Typisierung entsprechen. Diese werden entweder durch das Material bestätigt und können eventuell weiter differenziert werden, oder andere Analogien bzw. Unterschiede werden deutlich, die eine Neugruppierung erfordern. G. Hose schreibt hierzu in der Arbeit über verschiedene Reihenhaustypen:

"Um die charakteristischen Merkmale verschiedener Typen herausarbeiten zu können, habe ich die Beispiele nach verschiedenen Kriterien geordnet. Diese Sortierungsvorgänge zeigten jedoch sehr rasch, daß typenbildende Merkmale nicht an einem einzigen Kriterium festzustellen sind, sondern daß sich erst aus der Kombination dieser Sortierungsvorgänge und ihrer Ergebnisse Schlüsse auf die grundlegenden physischen Unterscheidungsmerkmale ziehen lassen" (HOSE, G. 1984:23).

Da ein Typ aus der Kombination vieler Merkmale besteht, sind kleine Abweichungen innerhalb des "Musters" unwesentlich, wesentlich bleibt die Festlegung der Grenzen zwischen benachbarten Mustern/Typen.

4. SYSTEMATISIERUNG

Die Frage ist nun, auf welche Weise die "Indizien unserer Reise" zu ordnen und zu beschreiben sind, um zu einem Verständnis des Gegenstandes über das Einzelbeispiel hinaus zu gelangen. In der Organisation der Indizien sollte gleichzeitig der "Anlaß für eine erzählende Sequenz" - wie Ginzburg es nennt enthalten sein. E.

Panofsky hat 1955 für die Kunstgeschichte ein solches Prinzip der Beschreibung für die Bildinterpretation veröffentlicht, das ebenfalls einen Zugang zu dem Gegenstand der Siedlungserweiterungen bietet. Im seltensten Falle ist es ja so, "daß die Dinge selber (...) den Schlüssel in die Hand geben, mit dem sie entschlüsselt werden wollen" (BOURDIEU, P. 1974:133). D.h. wenn ein unmittelbarer, direkter Zugang zur Entschlüsselung eines Gegenstandes nicht gegeben ist, müssen wir uns ihm allmählich, über verschiedene Ebenen nähern, indem wir quasi von der Peripherie her Wissen über ihn sammeln. Lassen wir den Vorgang des Verstehens mit der ersten Anschauung der Dinge beginnen und mit ihrer Bedeutungsfindung (zunächst) enden, so beschreibt Panofsky für diese Spanne drei Ebenen der Gegenstandswahrnehmung, die der Betrachtende nacheinander vollzieht.

Vor-Ikonographie

Erster Schritt ist dabei die vor-ikonographische Beschreibung. Sie beinhaltet eine schlichte Aufzählung der 'reinen Formenwelt'. In der Kunst sind dies die künstlerischen Motive. Zugang hierzu ist unsere praktische, alltagsweltliche Erfahrung, der routinierte Umgang mit den Gegebenheiten. Doch "es gibt keine Wahrnehmung, die nicht einen unbewußten Code einschlässe" (ebd.:162). Deshalb müssen an dieser Stelle als korrigierende Momente die Stilgeschichte und das Gelernte befragt werden, d.h. "das Wissen um die Art und Weise, wie unter wechselnden historischen Bedingungen Gegenstände und Ereignisse durch Formen ausgedrückt wurden" (PANOFSKY, E. (1955) 1991:223). D.h. für die Siedlungserweiterungen der Gründerzeit muß ich festhalten, welches Muster an Merkmalen sie ausmacht, gleiches sollte mir auch von den "benachbarten", also den Erweiterungen vorher und nachher bekannt sein, um so die Einordnung der gründerzeitlichen Siedlungserweiterungen vornehmen zu können. Auf der Ebene der Vor-Ikonographie fließt all das ein, was unter dem Kapitel "Mitgebrachtes" bereits ausgeführt wurde.

Ikonographie

Die darauf folgende Ebene ist die der Ikonographie, durch die Motive und Kombinationen mit Themen oder Konzepten verknüpft werden (vgl. Begriff der "Konzeptualisierung" bei BERGER, P./KELLNER, H. 1984:39f). Dies meint die Identifizierung der "Bilder, Anekdoten und Allegorien" (PANOFSKY, E. (1955) 1991:210). Nehmen wir das Beispiel des gründerzeitlichen Villenquartieres im Kasseler Vorderen Westen, so wäre darin die Summe vieler kleiner Herrensitze zu identifizieren. Oder zu jener freistehenden Villa fällt die gebräuchliche Bezeichnung "Kaffeemühle" (vgl. BÄRENWEILER, C./CORDS, H.-J. 1992) ein. Die Ikonographie umfaßt die Sammlung, Beschreibung und Klassifizierung des Materials, womit die später folgende Erfassung von Herkunft und Bedeutung vorbereitet wird. Sie setzt eine Vertrautheit mit dem Gegenstand voraus, die durch das Studium der Literatur oder mündliche Tradition erworben werden kann. Ergänzt, bzw. korrigiert wird dieses Wissen wiederum durch das Hinzuziehen der Typengeschichte, die darüber Auskunft geben kann, wie unter wechselnden historischen Bedingungen bestimmte Themen vergegenständlicht wurden. So finden wir in der Gotik und Renaissance giebelständige Reihenhäuser (Einspänner), während ab dem Barock traufständige Zweispänner mit zentralisiertem Eingang vorkommen. Die Themen Stellung des Hauses, Erschließung, Fassade wur-

den zu verschiedenen Zeiten also unterschiedlich verhandelt (vgl. AUTORINNEN-GRUPPE 1995b, PlanerInnenseminar Miltenberg). Die Ikonographie erfordert eine typengeschichtliche Beschreibung des Gegenstandes. Damit wird auch die Möglichkeit eröffnet, die Reihe der Beispiele durch neue Beobachtungen zu erweitern. Um zu einer Typisierung des Materials zu gelangen ist ein vergleichend systematisches Arbeiten, das "die Disziplin und die Fertigkeit schult, sowie vom Schwadronieren schützt" (HÜLBUSCH, K. H. 1995:25) angebracht. Der Vergleich der "Briefmarken" und ihre Sortierung nach Ähnlichkeiten, bzw. Unterschieden, die Herausarbeitung von Typen und Varianten ist einer Vorgehensweise aus der Pflanzensoziologie entlehnt, die wesentlich von J. Braun-Blanquet und R. Tüxen geprägt wurde. H. Lührs faßt sie prägnant zusammen als ein "Verfahren 'typisierender Vergleiche'. Darin umfaßt sie verschiedene Stufen der Abstraktion, die sich aus der typologischen Anordnung des empirischen *Materiale*s ergeben" (LÜHRS, H. 1994:15). Mit ihrer Anwendung sind wir inzwischen über die vielen pflanzensoziologischen Arbeiten, die im Rahmen der "Kasseler Schule" entstanden sind, je nach persönlicher Biographie mehr oder weniger vertraut und geübt. Bei einem Wechsel des Gegenstandes ist es immer wieder hilfreich, sich einer bekannten Technik als Vorgehensweise auf vertrautem Gebiet zu erinnern. Darüber werden die einzelnen Schritte des handwerklichen Vorgehens auf neuem Terrain plausibel und gesichert.

Dieser Arbeitsschritt bereitet die dritte Ebene der Ikonologie vor, die den Gehalt oder die eigentliche Bedeutung des Gegenstandes erschließt. An diese Ebene wird in dem Kapitel der Interpretation wieder angeknüpft.

5. ANALOGIE ZU PFLANZENSOZIOLOGIE UND VEGETATIONSKUNDE

Analog zu dem Paradigma vegetationskundlicher Arbeiten, das die Vegetation als synthetischen Ausdruck aller an einem Standort wirksamen Faktoren versteht (TÜXEN, R. 1970), legen wir in unserer Arbeit die Annahme zugrunde, daß jegliche Baufreiraumstruktur die an diesem Ort wirksamen Lebensbedingungen widerspiegelt (vgl. BUSCH, D. et al. 1991:5). In den aktuell sichtbaren Bau- und Siedlungsstrukturen ist die Geschichte der Produktion und Reproduktion, der Alltagsvoraussetzungen und Lebensbedingungen enthalten. Verstehen wir sie als Vergegenständlichung der historischen und aktuellen gesellschaftlichen Verhältnisse und Bedingungen, so wird deutlich, daß im Laufe der Zeit Widersprüche zwischen einst 'passend' Gebautem und den sich verändernden Verhältnissen auftreten. (vgl. NEEF, E. 1950:392). So unterliegen Wertgebungen der NutzerInnen Veränderungen (z.B. durch die Veränderung ökonomischer Bedingungen), oder andere Ideologien werden durchgesetzt (z.B. indem bestimmte Wohnformen propagiert, andere diskreditiert werden). Solche Veränderungen tragen zu einer Lockerung der ursprünglichen "Funktionstreue" eines Bauwerkes bei, Neuinterpretation und Anverwandlung an die neuen Erfordernisse werden notwendig. Ist dieser Spielraum gegeben (vgl. ZIMMERMANN, J. 1977:13), kann die Anpassung an die "Wechselfälle des Lebens" (STEINHÄUSER, U. 1990:55) vollzogen werden, liegt darin eine Qualität, die E. Neef mit dem Begriff der "Persistenz" umschreibt. Analog zu diesem Begriff wurde in vielen Arbeiten der "Kasseler Schule" zu der Frage der Nachhaltigkeit gearbeitet.

Die aktuell sichtbaren Phänomene zeigen die Bandbreite von der Unmöglichkeit einer Neuinterpretation - was im Extremfall Abriß bedeutet - über verschiedenen Grade der Anverwandlung bis hin zur nachhaltigen, da revidierbaren Anpassung auf. Diese Qualität, die erst im Laufe der Zeit wirksam und sichtbar wird, ist also bei allen neu entstehenden Bauten mitzubedenken: Das Entstehende ist Ausgangssituation für Zukünftiges (vgl. HÜLBUSCH, K.H. 1967:26). Dieser Gedanke ist für die Betrachtung der Siedlungserweiterungen insofern wesentlich, als sie nie das Ende der Erweiterungsmöglichkeiten markieren sollten, sondern vielmehr die Möglichkeit einer späteren, anschließenden Erweiterung mitbedacht und vorbereitend in ihnen angelegt sein sollte.

Analog zur Vegetationskunde, in der die Vegetationsausstattung als Indiz für die Geschichte der Nutzung verstanden wird (vgl. LÜHRS, H. 1994) lesen wir die baulichen Phänomene als Indizien einer Nutzungsgeschichte. Hier wie dort entnehmen wir im Alltag aus den Indizien ganz nebenbei Informationen. So wie ich z.B. aus der Vegetation eines Trampelpfades Schlüsse auf die Betretbarkeit einer Fläche ziehe, vermittelt mir die Organisation eines Quartiers Hinweise darauf, wo ich mit großer Wahrscheinlichkeit z.B. Läden finden werde. Für den Gegenstand der Pflanzensoziologie wie für Baufreiraumstrukturen bewirken veränderte Ökonomien Einzelner oder breitangelegte Propaganda Veränderungen in der Nutzung und damit Veränderungen der Indizien (Veränderungen in der Zusammensetzung der Pflanzengesellschaften/des Erscheinungsbildes der Baufreiraumstrukturen). In beiden Bereichen können wir uns mit Hilfe der Indizien darum bemühen, die Geschichte nach einer gewissenhaften Bearbeitung und Beschreibung des Materials vom Ende her nachzuerzählen.

6. UNTERSCHIED ZU PFLANZENSOZIOLOGIE UND VEGETATIONSKUNDE

Während in der Pflanzensoziologie alle Merkmale, also alle Arten der Aufnahmefläche für die Abbildung gleich bedeutsam sind, muß bei Baufreiraumstrukturen für die einzelnen Merkmale vorab eine Hierarchie der 'Wesentlichkeit' festgelegt werden. Denn hier tauchen dominante und abhängige Merkmale auf (vgl. THEILING, C. 1994:21). So ist z.B. in einem gründerzeitlichen Quartier die straßenorientierte Bebauung ein dominantes Merkmal. Sie bedingt den Platz für eine Vorgartenzone, deren materielle Ausstattung wiederum sehr unterschiedlich aussehen kann, sie ist von individuellen Entscheidungen abhängig. Die Ausstattung ist zwar wesentlich für die Lesbarkeit der Zonierung, doch hat sie accessoirischen Charakter. Der Versuch einer Beschreibung und Organisation der Beispiele nach solchen Details würde zur Verwirrung führen (vgl. HARENBURG, B./WANNAGS, I. 1991:14). Deswegen soll vorab eine vorläufige 'Hierarchie' der Merkmale für die Aufnahme von Organisationsformen erstellt werden (vgl. ebd.:14). Darin ist bereits ein Anteil an vermuteter Bedeutung enthalten, die nachfolgend jedoch durch den Vergleich geprüft und gegebenenfalls revidiert wird. Die Beschreibung der wesentlichen Merkmale führt quasi auf einen vorab formulierten Idealtyp zu, der auf gut begründeten Vermutungen beruht. Für manche Merkmale fällt die Einordnung in 'dominant' oder 'abhängig' schwer. Hier wird der Vergleich der Beispiele Entscheidungen bestätigen oder korrigieren, oder aber Einsichten in bislang übersehene Zusammenhänge eröffnen. D.h. es besteht

ein wechselseitig wirksam werdendes Verhältnis zwischen Materialsammlung und Auswertung, also zwischen Ikonographie und Ikonologie, was gegebenenfalls eine rückwirkende Korrektur der Kriterien ermöglicht. Diesen Vorgang kennen wir wiederum aus der Pflanzensoziologie, in der dieser Vergleich tabellarisch geführt wird: auch hier kann ein veränderter Blickwinkel die Neuorganisation der Tabelle notwendig werden lassen. R. Tüxen nennt diesen Vorgang "Umkristallisation" (TÜXEN, R.1974:24).

7. DIE MERKMALE

Für die Beschreibung der Siedlungsbeispiele sollen uns folgende Merkmale als Anhaltspunkte dienen:

1. Lage der Siedlungserweiterung in Bezug auf den Ort
2. Organisation der Siedlung
 - Erschließung
 - Organisation (Anordnung) der Parzellierung
 - Parzellenzuschnitte
 - Dimensionierung der Parzellen
3. Organisation auf den Parzellen
 - Stellung der Häuser auf den Grundstücken (Zonierung)
 - Art der Bebauung

8. VORGELEISTETE ARBEITEN

Es gibt eine Reihe von Arbeiten, die die Vorgehensweise der Typisierung bereits auf die Erfassung von Quartiersausstattungen angewandt haben. So z.B. die Arbeit von Claisses, R. und Gehu, J.M. über "Die Anwendung der pflanzensoziologischen Methode für die Analyse der städtischen und ländlichen Landschaft" (1978), die allerdings eher als ein Hinweis auf diese Möglichkeit zu verstehen ist, da ein wesentlicher, eingangs der Arbeit erwähnter Hinweis in ihrer Vorgehensweise unberücksichtigt bleibt.

"Das Objekt 'Stadt' ist ein gemachtes und kein gegebenes Produkt. Man muß daher die gebrauchten Konzepte für die natürliche Umgebung anpassen, indem man die spezifischen Eigenschaften des menschlichen Handelns mitrechnet" (CLAISSES, R./GEHU, J.M. 1978:1).

Dieser Hinweis gilt dem Unterschied der Gegenstände: Während der Zusammenhang zwischen der Summe der standörtlichen Faktoren und dem Vorkommen einer bestimmten Pflanzengesellschaft ein unmittelbarer ist, ist der zwischen bedingenden Ursachen und Baufreiraumstruktur schwieriger zu erfassen und bedarf, wie beschrieben, einer vorangestellten Hierarchisierung der Merkmale. Anhand von Arbeiten der "Kasseler Schule" ist der Weg einer immer differenzierter werdenden Übertragung der originär pflanzensoziologischen Vorgehensweise nachvollziehbar. So z.B. über die Arbeiten von

- H. BAUERLE /K.H. HÜLBUSCH et al. über Schleswig (1979)
G. HOSE über die Typisierung von Reihenhäusern (1983)
H. BÖSE über Haus und Hof - zum Beispiel Worpsswede (1989)
B. HARENBURG/I. WANNAGS über häusliche Organisationsformen (1990)
U. BRAUN/K. LINNE über Haustypologie (1990)

Daneben gibt es Arbeiten, die eine Übertragung der Methode auf andere Gegenstände vollziehen, so z.B. von H. BÖSE et al. in der Untersuchung zur Bundesgartenschau 1989, von COLLAGE NORD über die Möglichkeiten der Verwendung des

Niederschlagwassers in der Stadt (1993) und von U. LÄSKER-BAUER über Stellen-ausschreibungen. Diesen Arbeiten standen teilweise bereits formulierte Grundannahmen und die "Technik" zur Verfügung. Ihre Qualität liegt in der sorgfältigen Anwendung der Technik, wodurch das örtliche Material auch einer weiteren Bearbeitung erschlossen wurde. Gemeinsam ist diesen Arbeiten die Anwendung der Vorgehensweise auf einen spezifischen Ort (oder ein Thema), im übertragenen Sinne sind sie mit der "Lokalflora" befaßt. Im Unterschied dazu beschäftigen wir uns, teilweise auf der Grundlage dieser Arbeiten, mit ortsübergreifenden Vergleichen von Siedlungserweiterungen.

Um nochmals einen Vergleich zur Pflanzensoziologie zu ziehen: Unser Vorgehen, aus vorgeleisteten Arbeiten die gründerzeitlichen Siedlungserweiterungen zusammenzuführen, entspricht der Zusammenfassung z.B aller Vegetationsaufnahmen, die im Rahmen verschiedener Exkursionen zu den Grönlandern angefertigt wurden. Jede unserer "Briefmarken" ist somit einer Pflanzengesellschaft vergleichbar, über deren Typisierung wir zu einer "systematischen Soziologie" gelangen.

9. INTERPRETATION

Nun ist diese Vorgehensweise, so umfangreich das bearbeitete Material auch sein mag, nicht Zweck und Ziel an sich, worauf in der Pflanzensoziologie R. Tüxen hinwies (TÜXEN, R. 1970:149, vgl. auch HÜLBUSCH, K.H. 1986:65). Nach der genauen Beschreibung des Gegenstandes sind wir nun bei dem Schritt der Bedeutungsfindung angelangt, Panofsky benennt ihn mit dem Begriff "Ikonologie".

- Ikonologie

In der Kunst geht es an dieser Stelle darum, die Grundprinzipien der Konzeption für die Bilder, Anekdoten und Allegorien, sowie der materiellen/technischen Herstellung zu erfassen. Darüber kommen wir der eigentlichen Bedeutung oder dem Gehalt des Gegenstandes auf die Spur. Als notwendige Ausrüstung hierfür erachtet Panofsky die "synthetische Intuition" (vgl. LÜHRS, H. 1994:8) und als korrigierendes Prinzip führt er an: "...die Einsicht in die Art und Weise, wie unter wechselnden historischen Bedingungen wesentliche Tendenzen des menschlichen Geistes durch bestimmte Themen und Vorstellungen ausgedrückt wurden" (PANOFSKY, E. (1979)1991:223). Der Bedeutungsfindung stellt H. Lührs die Bedeutungsgebung zur Seite.

"Während der vorgenannte Weg (die Bedeutungsfindung - Anm.d.V.) eher reaktiv darauf abzielt, einen vorab als gegeben angenommenen Sinn irgendeiner Situation zu ermitteln, fordert die Bedeutungsgebung umgekehrt, den gefundenen Bedeutungen selbst einen Sinn zu geben. Erst wenn dies geleistet ist, ist eine hinreichend zufriedenstellende planerische Arbeit umrissen" (LÜHRS, H. 1994:8).

Auf der Grundlage der genauen Beschreibung des Materials können wir uns jetzt vom Einzelfall lösen und die Bedeutungen, die mit den herausgearbeiteten Typen einhergehen, nachfragen. In unserer Arbeit haben wir Bedeutungsfindung und -gebung in einem Kapitel bearbeitet. Unsere Grundannahmen werden an dieser Stelle fortgeführt.

Auf dieser Ebene wird erkennbar, daß gleiche, homolog erscheinende Phänomene unterschiedliche Ursachen haben können und unterschiedliche Phänomene Analogies bedeuten können.

10. PRÜFBARKEIT DER EBENEN

Diese Interpretationsmethode geht aus der Synthese, nicht aus der Analyse hervor. Jede Ebene muß daher für sich genommen korrekt bearbeitet werden, da sie die Ausgangssituation für die nächste Ebene darstellt. So ist die aufmerksame, ikonografische Analyse (Sammlung, Beschreibung, Klassifizierung der Beispiele) die Voraussetzung für die ikonologische Interpretation. Des Weiteren ist die unbedingte Trennung der einzelnen Ebenen für die gegenseitige Prüfbarkeit wesentlich. Das gewonnene Verständnis dient darüber hinaus auch als prüfende Ebene für neu darin einzureihende Phänomene. D.h. habe ich über diese Vorgehensweise die Prinzipien der gründerzeitlichen Siedlungserweiterungen verstanden, so kann ich darüber zukünftig auch solche Siedlungserweiterungen mir fremder Ortschaften verstehen. Sollte deren Einordnung nicht möglich sein, so ist der "Sinn der Reihe" derart zu verändern, daß die neuen Beobachtungen einen Platz darin finden (vgl. BOURDIEU, P. 1974:134). Dem so erworbenen Wissen kommt quasi die Bedeutung einer "Oberinstanz" (ebd.:133) zu, eines Leitfadens für das Einfügen neuer Phänomene. Bisher gefundenen 'Wahrheiten' kann so Neues hinzugefügt werden, oder aber sie werden so modifiziert, daß sie die neuen Beobachtungen aufnehmen können. Entweder die "Oberinstanz" fällt, oder sie kann wachsen.

Da die Methode an sich unverändert bleibt, wird nicht nur der Vergleich gleichzeitig bearbeiteter Gegenstände, sondern auch der chronologisch nacheinander bearbeiteter Gegenstände möglich.

Diese Wissenschaft kann somit "mit keinen anderen Beweisen für die Wahrheit ihrer Ergebnisse rechnen, als den Wahrheiten, die mit ihrer Hilfe zu gewinnen sind" (ebd.:133).

Bedeutung der Vorgehensweise im Vergleich zu positivistischer Forschungstechnik

Hier steht Methode versus positivistischer Forschungstechnik, die ob ihrer Forderung nach unbedingter Beweisbarkeit die Dinge aus ihren Zusammenhängen reift. Praktiziert werden Quantifizierung und das Experiment, was die Wiederholbarkeit der Dinge impliziert. Der Einbezug der Welt als erklärender Kontext kommt darin nicht vor (vgl. LÜHRS, H. 194:12; HARD, G. 1990:273-274; GEHLEN, A. 1957:11). Die Datensammlerei, wie sie nicht nur in der Landespflege gerne praktiziert wird, bleibt von daher

"... unabhängig von deren faktischer 'Richtigkeit' (Genauigkeit) bedeutungslos, weil weder der Zusammenhang (im methodischen Sinn die 'Ökologie') noch die Folgen (im Sinne von politökonomischen Bewertungen/Werturteilen) vermittelt sind (HÜLBUSCH, K. H. 1986:6; vgl. auch GRONEMEYER, M. 1977:193).

Der Unterschied zwischen Indizienwissenschaft und galiläischer Naturwissenschaft durchzieht die unterschiedlichsten Disziplinen. C. GINZBURG schreibt hierzu:

"Entweder sie - die Humanwissenschaften - (Einf. v.d. Verf.) akzeptieren eine wissenschaftliche unabgesicherte Haltung, um zu wichtigen Ergebnissen zu kommen, oder sie geben sich in eine wissenschaftlich abgesicherte Ordnung, um zu Ergebnissen von geringer Bedeutung zu kommen" (GINZBURG, C. 1983:91).

Im gleichen Sinne sieht G. HARD den Platz der Planung außerhalb der 'harten' Naturwissenschaften, indem er auf die Arbeitsinhalte der Planung hinweist, und das sind alltägliche Situationen und Ereignisse.

"Das ist der Grund, warum Planung nicht 'wissenschaftlich' ist und nicht 'wissenschaftlich' sein soll, warum ein naiv-ungebrochener Bezug auf 'wissenschaftlicher Grundlage' so oft zu schlechter Planung führt und der Ruf nach 'wissenschaftlichen Grundlagen' oft nur Unheil stiftet" (HARD, G. 1981:35).

Die Aufgabe der Landschaftsplanung besteht zunächst darin, die Gegenstände der Arbeit ihrem eigentlichen Bedeutungsgehalt nach zu verstehen. Da sich das Ergebnis landschaftsplanerischer Arbeit meist nicht sofort und unmittelbar am Ergebnis prüfen lässt, ist es um so wichtiger, eine Methode zugrunde zu legen, die eine Prüfbarkeit der Arbeitsschritte ermöglicht. Mit dieser Art der Arbeit gehen auch 'moralische' Anforderungen einher. Berger/Kellner formulierten diese Anforderung für den Beruf des Soziologen und die Methode der Soziologie:

"So stand die Klärung des Interpretationsaktes im Mittelpunkt der Methodologie Webers. Zu dieser Klärung jedoch gehörte mehr als trockene methodologische Überlegung. Sie hatte eine moralische, ja sogar humanistische Dimension. Hinter der sorgsamen, geduldigen Beobachtung von Bedeutungen im Leben anderer Menschen, hinter der aufmerksamen 'Entzifferung' der inneren Bedeutungen von sozialen Phänomenen steht eine besondere existentielle Einstellung. Zu ihr gehört Respekt vor anderen Menschen, vor ihren Absichten, Hoffnungen und Lebensweisen. Dazu gehört ferner die Entschlossenheit, die soziale Welt so zu sehen, wie sie ist, unbeschadet der eigenen Wünsche und Ängste - das heißt zu unterscheiden zwischen dem, was ist, und dem was nach der eigenen Auffassung sein sollte" (BERGER, P./KELLNER, H. 1984:16-17).

11. DER PLAN ENTHÄLT EINE PROGNOSÉ

Der bis hierhin beschriebene Weg ist für viele Disziplinen von Bedeutung, z.B. für die Kunstgeschichte, Geschichte, Archäologie. Im Unterschied zu diesen ist für die Landschaftsplanung über die Sammlung, Beschreibung und das Verständnis des Arbeitsgegenstandes hinaus auch das Erstellen von Prognosen von Bedeutung. So geht es, bezogen auf den Gegenstand der Siedlungserweiterungen, um das Verstehen der Beispiele, um darüber zu Prognosen über die Brauchbarkeit der verschiedenen Prinzipien zu gelangen. Aus diesem Verständnis heraus lassen sich Planungskriterien begründet ableiten und Vorbilder formulieren.

Der Aspekt der in die Zukunft gerichteten Prognose macht die Vorgehensweise in der Planung mit den Regeln des Ablaufes in der Medizin vergleichbar (vgl. hierzu AUTORINNENGRUPPE 1994a, Reader zum Balint-Seminar). Das in der Medizin etablierte regelhafte Vorgehen bestehend aus Anamnese, Diagnose, Therapie und Katamnese ist in seinem Sinnzusammenhang ebenfalls auf die Prognose hin ausgerichtet. Auch in diesem Prozeß ist zunächst das Verständnis des Gegenstandes (die Anamnese führt zur Diagnose) Schlüssel für alle folgenden Schritte. Entscheidungen über folgende therapeutische Maßnahmen sind an der Prognose, an der Erwartung über den zukünftigen Krankheitsverlauf, orientiert. Das Zutreffen (oder Nichtzutreffen) der Prognose wird anhand des Krankheitsverlaufes kontrolliert. Abschließend wird in einer Katamnese der gesamte Krankheitsverlauf festgehalten, dies entspricht einer prüfenden Rückschau auf die Arbeit. Die Katamnese dient dabei nicht allein der Reflexion der Arbeit und dem Wissenszuwachs bezogen auf den Einzelfall, sondern führt diesen Fall auch dem Vergleich mit anderen zu. Ebenso ist es im Rahmen der Planung notwendig, Rückschau auf ein abgeschlossenes Projekt zu halten, die Frage nach dem Zutreffen der vorab gestellten Prognosen zu stellen. Nur so wird ein Lernen aus dem Abgeschlossenen für die "neuen Fälle" möglich. Der Wissenstand,

der über diese Vorgehensweise erreicht wird, stellt seitens des Planers/der Planerin die Grundlage für den jeweils folgenden Interpretationsakt dar. Somit werden die Ausgangsbedingungen bezogen auf die Ebene der Vor-Ikonographie, also auf der Ebene des mitgebrachten Wissens, immer üppiger. C. Ginzburg nennt dieses aus Erfahrung gesammelte und durch jede weitere Erfahrung wachsende Wissen "Indizienwissen" (GINZBURG, C. 1983:104). Daran wird nochmals das Prinzip des Wissens- oder Lernzuwachses dieser Vorgehensweise deutlich.

IV DIE GRÜNDERZEITLICHEN ERWEITRUNGSTYPEN

Vorgehensweise

Wie im vorhergehenden Kapitel (Methodentext) ausführlich beschrieben, erfolgte die Typisierung der gesammelten Beispiele mit Hilfe des graphischen Vergleiches. Dazu wurden die Beispiele zunächst in einem einheitlichen Maßstab (1:5000) und in ähnlicher Plangraphik abgebildet und dann nach Ähnlichkeit sortiert. Bei dieser Arbeit haben wir die Beispiele aus den Dörfern und die aus den Städten gemeinsam behandelt. Ursprünglich sollten die Beispiele jeweils getrennt nach Dorf und Stadt typisiert werden. Die beabsichtigte Aufteilung der Beispiele warf allerdings einige Fragen auf, deren Beantwortung recht schwierig ist und schon eine ganze Menge an Vorüberlegungen und Festlegungen erfordert. Wann ist ein Ort noch ein Dorf, wann schon Stadt? Waren die heutigen Städte bis zur Gründerzeit noch Dörfer und wurden durch die Erweiterungen dieser Zeit erst zu Städten, oder waren sie vorher schon Städte? Lassen sich Dorf und Stadt überhaupt durch den Umfang des bebauten Geländes bestimmen oder sind Dorf und Stadt eher ökonomische Kategorien? Zu diesen ganz praktischen Schwierigkeiten bei der Durchführung der Aufteilung gesellte sich dann noch die Einsicht, daß dieser Schritt auch methodisch falsch wäre. Denn eine wichtige Regel jeder Indizienwissenschaft ist es, auf normative Vorwegdefinitionen zu verzichten und dem Material das 'letzte Wort' zu überlassen. Wer das zu bearbeitende Material von anfang an seinen mitgebrachten Vorurteilen oder ideologischen Klischees unterwirft, wird nur herausbekommen, was er ohnehin schon weiß (vgl. BERGER, P.L./KELLNER, H. 1984:123). Zwar ist es wichtig, mit konkreten Fragestellungen und Thesen zu arbeiten, weil man bekanntlich ohne Fragen auch nichts herausbekommt (vgl. HÜLBUSCH, K.H. 1986) aber die Thesen und Vermutungen dürfen nicht die Auswahl und die Bearbeitung des Materials beeinflussen. Die indizienwissenschaftliche Methode des qualitativen Vergleiches ist als solche unabhängig von der Interpretation und der Kontextualisierung (vgl. HÜLBUSCH, K.H. 1994:III). Entsprechend war auch die Auswahl der Beispiele recht zufällig. Sie richtete sich nicht nach deren 'Richtigkeit', sondern nach der Qualität des Kartenmaterials und der dazugehörigen Beschreibung.

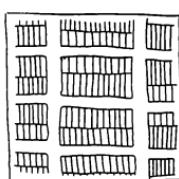
Auch ausgehend von unserer Anfangsthese zur prinzipiellen Gleichheit von Dorf und Stadt ist eine gemeinsame Behandlung aller Beispiele plausibel. Denn wenn die Siedlungserweiterungen der Dörfer und Städte organisatorisch gleich sind, wie wir anfangs behaupteten, ist es nicht notwendig, sie getrennt zu analysieren. Sollte unsere These aber falsch sein, dann müßten dörfliche und städtische Erweiterungen jeweils eigene Typen bilden. Dann wird das Material unsere These widerlegen.

"Wo es Erfahrungswissenschaft gibt, haben die Dinge das letzte Wort beim Zutreffen oder Nichtzutreffen unserer Annahmen über sie" (SLOTERDIJK, P. 1987:83).

Übersicht

Der graphische Vergleich der aus vielen Studien-, Projekt-, Diplom- und Auftragsarbeiten ausgesuchten Beispiele ergab zwei deutlich zu trennende Siedlungserweiterungstypen: Die **Hufen**-Erweiterungen und die **Block**-Erweiterungen.

Hufen-Erweiterungen: Der 'Grundbaustein' dieser Erweiterung ist die Hufe als Organisationseinheit von Haus und Hof auf einer länglichen Parzelle. Durch die Reihung der Hufen beidseitig der Straße und die Addition der Straßen entsteht eine homogen parzellierter und erschlossene Siedlungserweiterung. Innerhalb dieses Erweiterungsprinzipes können wir drei Typen unterscheiden.



Haus-Hufen-Erweiterung

Den ersten Typ bilden die **Haushufen**-Erweiterungen. Der Kanon von Haus und Hof ist hier auf einer relativ kleinen Parzelle - einer Haushufe - untergebracht. Zur Ergänzung der Haushufen gibt es häufig Wirtschaftsparzellen außerhalb des Quartieres in Grabeländern oder Kleingartenanlagen. Diese Organisation führt zu einer hohen Hausdichte im Quartier. Die Parzellierung der Haushufen-Siedlungen ist ausgesprochen homogen. Ähnlich 'homogen' ist auch die hierarchische Erschließung mit Haupt- und Nebenstraßen.



Wirtschafts-Hufen-Erweiterung

Aus wesentlich größeren Parzellen ist die **Wirtschaftshufen**-Siedlung zusammengesetzt. Damit einhergehend ist hier auch die Dichte der Bebauung geringer. Die Wirtschaftshufen-Siedlungen schließen außerdem nicht direkt an die bestehende Bebauung an, sondern liegen (oder lagen zur Zeit ihrer Gründung) außerhalb der Städte. Die hierarchische Erschließung ist teilweise aufgehoben und durch nahezu gleichwertige Straßen mit einigen platzartigen Aufweitungen ersetzt.



Ausfallstraßen-Erweiterung

Den dritten Typ bilden die **Ausfallstraßen**-Erweiterungen. Sie sind deutlich durch ihre lineare Ausdehnung beidseitig entlang einer bestehenden Ausfallstraße (daher der Name - wer hätte das gedacht?), sowie eine stark varierende Parzellengröße und Baustuktur

gekennzeichnet. Als wichtiges Erkennungsmerkmal sind hier außerdem die charakteristischen Erschließungsmuster der späteren Erweiterungen 'hinter' den Ausfallstraßen von Bedeutung; meist in Form einer parallel zur Ausfallstraße verlaufenden sekundären Ausfallstraße.



Block-Erweiterung

Block-Erweiterungen: Die Block-Erweiterung ist durch die auf einige Plätze bzw. den alten Ort hin zentralisierte Erschließungsstruktur deutlich von den hierarchisch erschlossenen Hufen-Erweiterungen zu unterscheiden. Statt einer organisatorisch bedingten Hierarchie der Straßen sind im Block-Raster alle Straßen gleich

bedeutend. Die Erschließung bezieht sich dabei aber immer auf einen (z.T. entworfenen) wichtigen Ort. Auch die Parzellierung in den Block-Erweiterungen folgt einem anderen Prinzip. Statt der Aneinanderreihung gleicher Hufen werden die zwischen dem entworfenen Straßennetz liegenden meist quadratischen Baublöcke parzelliert. Das führt zu einer charakteristischen inhomogenen Parzellierung.

Ebenfalls zu den Block-Erweiterungen zu zählen ist der Typ **Werkswohnungsbau**.

Die geringe Baudichte und die periphere Lage dieser Siedlungen, sowie die relativ homogene Parzellierung verbinden diese Werkswohnungsbausiedlungen mit den


Wirtschafts-Hufen-Siedlungen. Allerdings ist hier die Bebauung wie bei den 'typischen' Block-Erweiterungen rings um einen quadratischen Block angeordnet und die Grundstücke sind in eine Hausparzelle und eine im Block liegende Gartenparzelle aufgetrennt.

Werkswohnungsbau

1. HUFE-ERWEITERUNGEN

Mit dem Begriff Hufe ist eine längliche Parzelle als Organisationseinheit von Haus und Hof mit straßenorientierter Lage der Bebauung gemeint. Dazu gehört immer ein Fluranteil (vgl. MEHLI, R 1995: 55; BEKESZUS, K. 1995: 264), der entweder direkt an den Hauslandanteil anschließt (z.B. bei Moorhufendorf) oder in einem 'Gartengürtel' außerhalb der bebauten Siedlungsfläche liegt (vgl. Grebenstein). Ein weitere wesentlicher Bestandteil jeder Hufe ist immer die Straßenhälfte vor dem Grundstück. Es

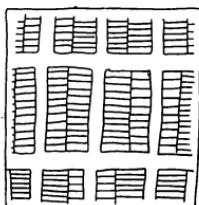
ist dies der kommunale Anteil der privaten Organisationseinheit Hufe und gehört als organisatorisches Element der Erschließung einer Siedlung immer dazu (vgl. COLLAGE NORD/BÄUERLE, H. et al. 1994: 76 ff). Über die Aneinanderreihung der Hufen entstehen die Straßen, die Addition der Straßen ergibt die Siedlung (vgl. NAGL, A 1993: 21). Das ist das Prinzip der Hufe-Siedlung und der Hufe-Erweiterung.

Über den Vergleich unserer Beispiele konnten wir drei Typen dieser Erweiterung herausarbeiten. Zum einen trennen sich die Beispiele über die Größe der Erweiterung, d.h. über die Unterscheidung in flächige und in lineare Erweiterungen. Die flächigen Erweiterungen trennen sich weiter über die Größe der Parzellen in die Typen der Haushufe-Erweiterungen und in die der Wirtschaftshufe-Erweiterung. Bei der linearen Erweiterung, der Ausfallstraßen-Erweiterung, haben wir nicht weiter nach der Parzellengröße unterschieden.

Typ Haushufen-Erweiterung

Die kleinste Einheit dieser Erweiterung ist die Haushufe, die eine Organisationseinheit von Haus und Hof bildet. Der Wirtschafts- bzw. Fluranteil der Hufe ist räumlich

getrennt von dem Hauslandanteil (z.B. Gartengürtel/Kleingärten). Die Haus- und Hoforganisation der Haushufe ist entsprechend des von H.J. Biegler (1979) beschriebenen elementaren Urhauses. Jede Einzelparzelle hat die Form eines schmalen Rechtecks, das mit der schmalen Seite an der Straße liegt. Die Parzelle ist mindestens doppelt so tief wie breit, d.h., das Verhältnis von Länge zu Breite beträgt 2 : 1 - 3 : 1.



Schematische Skizze der Haushufen-Erweiterung

Die Größe der Parzellen reicht von 6 x 17 m bis 9 x 45 m. Der Durchschnitt liegt bei 8 m Breite und 25 m Tiefe.

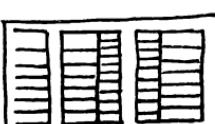


Die Parzellen weisen eine unterschiedliche Zonierung der Fläche auf: nach einer schmalen Vorgartenzone (Ausnahme ist die grenzständige Bebauung) folgt die straßenorientierte, meist geschlossene Bebauung. An diese schließt sich eine Hof-/Gartenzone an. Jede Parzelle hat Anteile von öffentlichen (Gehweg, Straße) und privaten bzw. hausöffentlichen Flächen (Vorgarten / Hof / Garten). Der Anteil an der Straße ergibt sich zwangsläufig darüber, daß zu jeder Hufe ein Stück Straße gehört. Der Anteil ist unterschiedlich und richtet sich nach der Breite der Hufe. Die Größe der Hufen reicht in unseren Beispielen von 100 m² bis 400 m², der Durchschnitt liegt bei 200 m². Ihre Organisation innerhalb einer Hufe-Erweiterung führt zu einer hohen Hausdichte. Die straßenorientierte Stellung der Häuser, die geschlossene Bebauung und ein rückwärtiger Hof/Garten stellt das Prinzip der Haushufe in der Stadt dar. In unseren Beispielen ist damit die Bebauung mit Reihenhäusern und Geschoßhäusern (Bsp. Lübeck) verbunden, die größtenteils giebelständig organisiert sind. Über die Reihung der Haushufen werden so Straßen mit einer sehr hohen 'Häuserdichte' (mündl. VETTER, C. A.) gebildet.

Homogenität der Haushufen

In den meisten Fällen haben die Parzellen auf beiden Seiten einer Straße die gleiche Tiefe, d.h. die Grundstücksgrößen entlang einer Straße sind recht homogen. Alle Parzellen einer Straßenseite haben einen gemeinsamen, straßenparallelen rückwärtigen Grenzverlauf. Beim Vergleich unserer Beispiele ist uns aufgefallen, daß parallel verlaufende Straßen häufig unterschiedliche Parzellenbreiten und -tiefen aufweisen, so daß der rückwärtige Grenzverlauf der Parzelle häufig nicht in der Mitte zwischen zwei Straßen liegt. Die seitlichen Grenzen der Parzellen verlaufen nur selten in einer Flucht von Straße zu Straße (vgl. Abb.). Daran wird deutlich, daß die Straße mit den beiden Häuserreihen eine Einheit bildet und daß es die Addition dieser Straßen ist, über die eine Hufen-Erweiterung gebildet wird.

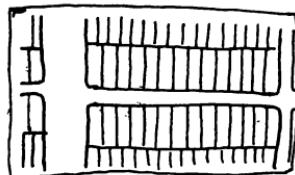
Zwei parallele Straßen mit unterschiedlich großen Haushufen



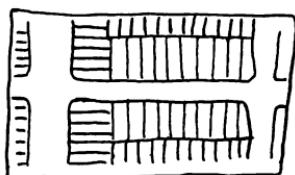
-Parzellierung an Kreuzungen

Eine Straße entsteht über die Reihung der Haushufen, eine Haushufen-Siedlung über die Reihung bzw. Addition der Straßen. Diese werden über Querstraßen miteinander verbunden. An den Kreuzungen kommt es zu der Situation, daß die Parzellen dort an zwei Seiten Straßen haben (vgl. Abb). Aus dieser Situation heraus ergeben sich unterschiedliche Parzellierungen dieses Bereiches:

a) die Parzellierung entspricht der der übrigen Straße, es ist die für die Straßen typische Parzellierung.



b) Die Parzellen, die in Form und Größe den übrigen Parzellen entsprechen, liegen jedoch um 90° gedreht zu den übrigen Haushufen der Straße (vgl. Abb). Diese Parzellierung orientiert sich an der Querstraße. Besonders wenn die Querstraßen breite Hauptstraßen sind, können wir dieses Phänomen beobachten. Entlang der schmalen Querstraßen tritt diese 'Vor-Kopf-Parzellierung' wesentlich seltener auf. Das Aneinandergrenzen mit unterschiedlicher 'Vor-Kopf-Parzellierung' ist ein weiterer deutlicher Hinweis auf die Einheit von Straße und der sie bildenden Hufen als Typ-bildendes Merkmal.



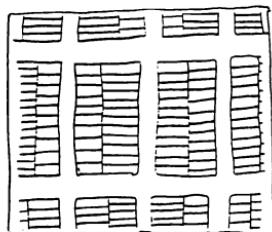
Die Reihung als konstituierendes Merkmal der Hufe-Erweiterung

In der Literatur finden wir bislang keine Trennung in Hufe-Erweiterungen und Block-Erweiterungen. Die Haushufen wurden als blockbildende Einheit betrachtet, die Haushufe-Erweiterungen bisher als eine Form der Block-Erweiterung beschrieben (vgl. BÖSE-VETTER, H et al 1990; HARENBURG, B./WANNAGS, I. 1991; NAGL, A. 1993; MEHLI, R. 1995). Bei dieser Sichtweise wird die Reihung von einzelnen Hufen, "die zu einem Block gereihten Hofstätten" (NAGL, A. 1993: 27), als Prinzip der Parzellierung von Blockflächen beschrieben. Die Betrachtung geht vom Block bzw. dem Raster und den Rasterfeldern als städtebauliche Form, als Verteilungsmuster, aus. Das Prinzip der Hufe-Erweiterung ist die Reihung von selbstständigen Einheiten, den Hufen, zur Straße und weiter zu einem Strickmuster, zur ganzen Siedlung. Die Betrachtung geht von den Hufen als kleinste selbstständige Einheit aus, über deren Reihung erst Straßen und weiter ganze Erschließungssysteme (Raster) entstehen. Dieses Umdenken in der Sichtweise, von den Flächen bzw. der Erschließung bei den Blöcken hin zur Reihung der Einzel-Hufen ist wichtig, um das Prinzip der Hufe-Erweiterung und die Folgen daraus (Erweiterbarkeit, Sparsamkeit etc.) verstehen zu können.

Hierarchische Raster-Erschließung

Über die Reihung der Straßen (wir werden sie im weiteren auch als Wohn- oder Nebenstraßen (vgl. STÜBBEN, J. 1907: 70; LUCKS, TH. 1993: 123) bezeichnen) und die Verknüpfung dieser über ein weitmaschiges 'Haupterschließungsnetz' (vgl. LUCKS,

TH. 1993: 122) entsteht eine hierarchische Erschließung aus 'Wohn-' und Hauptstraßen.

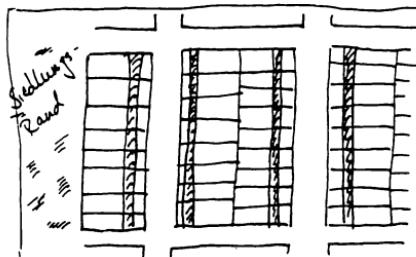


Die Reihung der Straßen
ergibt das Raster der
Hufen-Erweiterung

Durch die Aneinanderreihung von Straßen mit unterschiedlichen Haushufe-Größen kommt es zu unterschiedlichen Abständen zwischen den Straßen und damit auch zu den unterschiedlichen Abständen der Kreuzungen mit den Hauptstraßen. Im Durchschnitt liegt der Abstand in unseren Beispielen bei 40 m. Durch diese kurzen Abstände haben die Hauptstraßen eine hohe Anzahl an Kreuzungen und damit verbunden eine hohe Öffentlichkeit. Diese ist erkennbar an der Verteilung der Infrastruktur entlang der Hauptstraßen (vgl. LUCKS, TH. 1993: 123). Über

"die vielen Einmündungen [werden] die Querstraßen zur Einkaufsstraße, an der dann auch Häuser mit Läden im Erdgeschoß gebaut sind. Das ist keine 'Funktionalisierung' von Wohnen und Einkaufen/Arbeiten, sondern eine Ergänzung, die auf vielen Wegen 'um die Ecke' liegt." (THEILING, CHR. 1994: 98)

Die von Theiling beschriebene 'Lage auf dem Wege' und die damit verbundene hohe Öffentlichkeit nimmt bei den (Neben-) Straßen vom Rand her zur Mitte hin ab und die soziale Kontrolle gleichzeitig zu. Die Länge der Straße ist für die soziale Kontrolle und für die Sicherheit in einem Quartier (vgl. MEHLI, R. 1995: 94) bzw. in einer Straße von Bedeutung. Zu lange Straßen "zeigen eine direkt greifbare Neigung zur Selbstisolierung" (JACOBS, J. (1961) 1969: 83), zu kurze Straßen schränken die soziale Kontrolle durch die hohe Öffentlichkeit ein. Für die (Neben-) Straßen haben wir aus unseren Beispielen eine durchschnittliche Länge von 150 m ermittelt. Diese Länge liegt nahe der von R. MEHLI (1995: 94) ermittelten optimalen Straßenlänge (MEHLI spricht von Blocklänge, die gleichzusetzen ist mit Straßenlänge; Anm. der AutorInnen) von 120-140 m. Das Haushufe-Raster als Netz von Haupt- und Nebenstraßen hat eine hohe Durchlässigkeit und ermöglicht durch die kurzen Wege eine hohe Erreichbarkeit aller Orte (vgl. LUCKS, TH. 1993: 124). An den Rändern dieses Strickmusters gibt es eine Vielzahl von Anschlußmöglichkeiten. Die Siedlungen enden mit einer beidseitig bebauten Straße, d.h., die Gärten hinter den Häusern bilden den Ortsrand (vgl. AUTORINNENKOLLEKTIV 1992: 72).



Die Erweiterung endet an den Siedlungs-
rändern mit einer beidseitig bebauten Straße

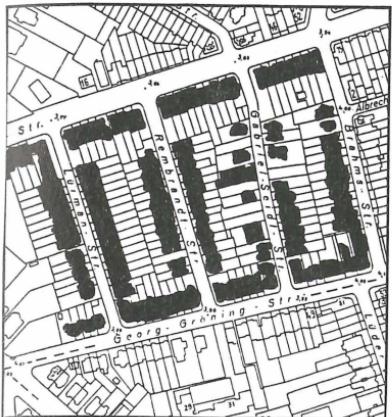
Typ Haushufen-Erweiterung

Bremen / Rembrandstraße

Entstehungszeit: 1900-1920

Bebauung: Reihenhäuser

Quelle: Theiling, C. 1994

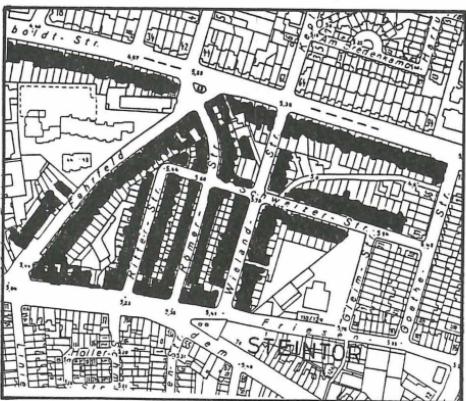


Bremen / Steintor

Entstehungszeit: 1860-1920

Bebauung: Reihenhäuser

Quelle: Theiling, C. 1994

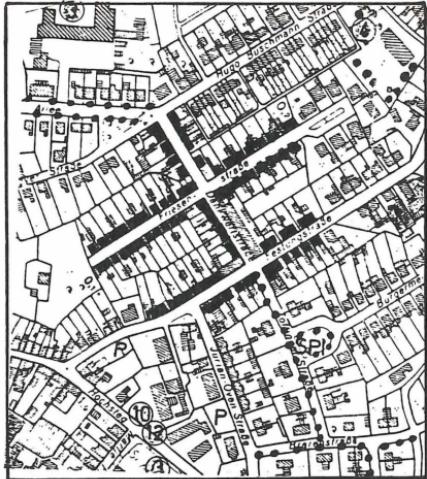


Lübeck / St. Lorenz Nord

Entstehungszeit: 1865-1900

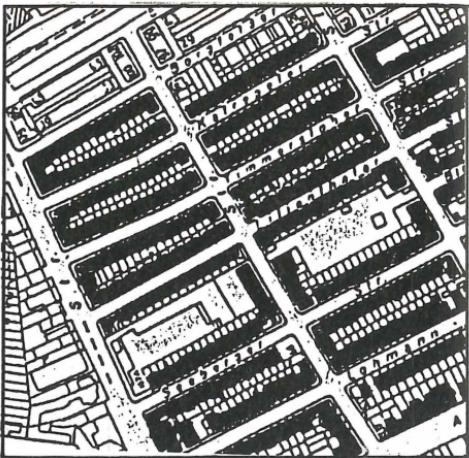
Bebauung: Einspanner-Geschoßhäuser

Quelle: Böhnen, M. 1994



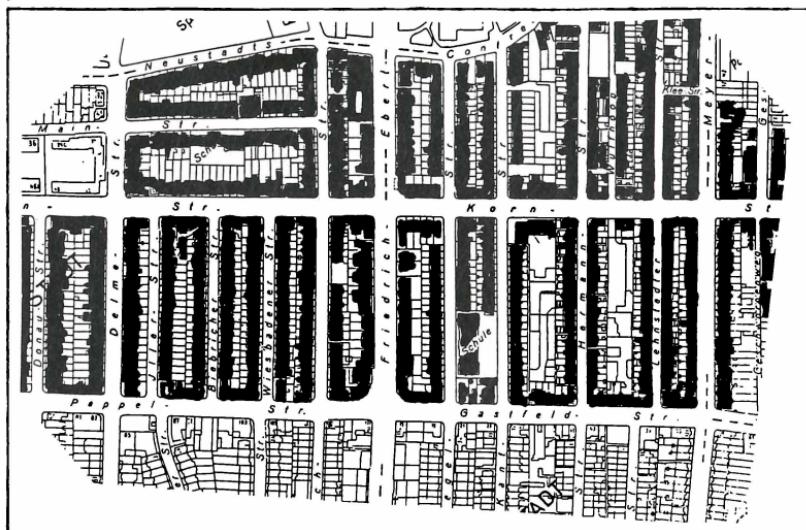
Tönning / Friesenstraße

Entstehungszeit: 1850-1900
Bebauung: Einzel-Doppelhäuser
Quelle: Bartung, L. et al. 1988



Bremen / Finndorf

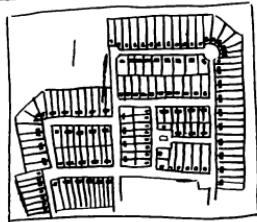
Entstehungszeit: 1900-1920
Bebauung: Reihenhäuser
Quelle: Theiling, C. 1994



Bremen / Neustadt

Entstehungszeit: 1860-1920
Bebauung: Reihenhäuser
Quelle: Theiling, C. 1994

Typ Wirtschaftshufen-Erweiterung

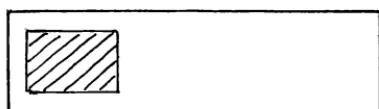


Schematische Skizze einer Wirtschaftshufen-Siedlung

Dieser Typ Siedlungserweiterung ist der Kategorie der Hufen-Erweiterung untergeordnet, da in ihm wesentliche Prinzipien der Hufe-Erweiterung enthalten sind, so der längliche Parzellenzuschnitt und das Nebeneinander gleicher Grundstückszonierungen.

Große Parzellen

Der augenfälligste Unterschied zur Haushufe liegt in der Größe der Parzellen: in der Wirtschaftshufe sind Haushufe und zur Ökonomie zugehöriges Land in einer Parzelle zusammengefaßt. Solche Wirtschaftshufen sind uns aus wesentlich früheren Siedlungserweiterungen bekannt, so aus den physiokratischen Moorkolonisationen des 17. Jahrhunderts (vgl. LILIENTHAL, K. 1982:69). Das Prinzip der dort vorkommenden Wirtschaftshufen taucht in unseren Beispielen, also im Rahmen der Selbstversorger-Siedlungen, der Gartenstädte und Werkarbeitersiedlungen wieder auf. In unseren Beispielen ist die kleinste Wirtschaftshufe 400 mq groß, die größte um die 1000mq, die durchschnittliche Größe beträgt 700 mq. Ihre gegenüber der Haushufe wesentlich größere Fläche wird über den durchschnittlichen Größenvergleich der beiden deutlich:



Wirtschafts-Hufe
700 m²



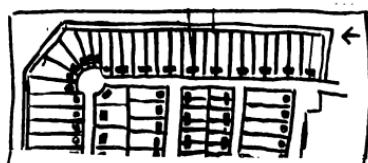
Haus-Hufe
200 m²

Das heißt auch, die "Häuserdichte" (VETTER, C. 1992 mündl.) dieser Siedlungserweiterungen ist im Vergleich zu den Haushufen-Erweiterungen wesentlich geringer. Die Parzellen sind relativ breit und damit sind auch die Wege von Haus zu Haus relativ lang. Die Sorge um den Nachweis "städtischer Lebensbedingungen" in Gartenstädtsiedlungen (vgl. HOWARD, E. 1968:10) weist auf die Folgen dieser geringen (Häuser-)Dichte hin.

Erschließung

Das Prinzip der "langen Wege" finden wir auf der Ebene der Siedlungserschließung fortgesetzt. Nur in den Selbstversorger-Siedlungen ist eine Erschließung im Raster enthalten, doch sind hier im Vergleich zu der Haushufen-Erweiterung im Raster die Abstände zwischen den angelegten Querverbindungen wesentlich größer. Bei den Gartenstädten und Werkarbeiter-Siedlungen gibt es teilweise noch rasterähnliche

Erschließungen, doch ist in einigen Beispielen, bzw. an manchen Stellen, die Aufhebung des Rasters festzustellen. Dies geschieht, indem die rechtwinklige Lage der Straßen zueinander extrem, z.B. zu sternartigen Figuren, verschoben wird, die Durchlässigkeit der Erschließung vermindert wird und die Straßen annähernd gleich dimensioniert werden. An einigen Stellen weisen die Straßen platzartige Aufweitungen auf. Darüber hinaus sind zentrale Plätze angelegt, an denen Gebäude mit Gemeinschaftseinrichtungen stehen (Bsp. Dortmund-Eving). Insgesamt betrachtet ist dieses Erschließungsnetz einzig auf die Siedlung ausgerichtet, in sich geschlossen und mit wenigen Anschlüssen nach außen versehen. Weitere Anschlüsse sind nicht vorgesehen, bzw. möglich. In einigen Beispielen erschließen schmale Wirtschaftswege die an den Siedlungsranden liegenden Parzellen von der Rückseite her (vgl. hierzu BEKESZUS, K. 1995:265).



Rückwärtige Erschließung durch schmale Wirtschaftswege

Standardisierte Gebäude- und Haustypen

Die Bebauung der Wirtschaftshufen-Erweiterungen besteht aus Einzelhäusern, Doppelhäusern und Doppel-Geschoßhäusern. Sie stehen meist straßenorientiert und in offener Bauweise. Den Erweiterungen der Gartenstädte und denen des Werkwohnungsbau ist eine Bebauung aus wenigen standartisierten Haustypen gemeinsam, die straßenweise einheitlich angeordnet ist. Gleichzeitig dazu kommt eine relativ homogene Parzellierung und eine gleichmäßig dimensionierte Erschließung vor, was einen "homogenen Gesamteindruck" der Gartenstädte und des Werkwohnungsbau vermittelt - alles Verweise auf nur einen einzigen Bauherren, bzw. Investoren. Während aus den Beispielen der Selbstversorger-Siedlungen einzig ablesbar ist, daß es um eine "schlichte" Organisation der Wirtschafts-Hufen geht, werden in den Grundzügen der Gartenstadt und des Werkwohnungsbau bezogen auf Erschließung, Parzellierung und Dimensionierung andere Momente der Gestaltung sichtbar, die eben jenen "homogenen Gesamteindruck" entstehen lassen.

Lage: abseits vom Ort

Allen diesen Erweiterungen ist eine meist größere Entfernung zum "alten Ort" gemeinsam. Dieses Prinzip wird anhand einer Lage-Abbildung von (etwas später entstandenen) Selbstversorger-Siedlungen um Bremen deutlich (vgl. Abb. auf der folgenden Seite). Die Werkarbeiter- und Selbstversorger-Siedlungen waren in ihrer Lage den sie begründenden Werken zugeordnet, während die Erweiterungen mit Gartenstadt-Charakter einer theoretisch begründeten Ideologie folgten (vgl. HOWARD, E. 1968:65). In der Konsequenz bilden alle diese Erweiterungen isolierte "Trabanten" mit nur wenigen Anschlüssen an den nächsten Ort.

Die Sorge um den Nachweis, "...daß das Leben in der Gartenstadt ebenso interessant, ebenso vielseitig, ebenso erregend sein würde wie das in der großen

Typ Wirtschaftshufe-Erweiterung Selbstversorgersiedlungen

Lübeck / St. Lorenz

Entstehungszeit: 1865-1900

Bebauung: Einspänner-Geschoßhäuser / Doppelhäuser

Quelle: Böhnen, M. 1994

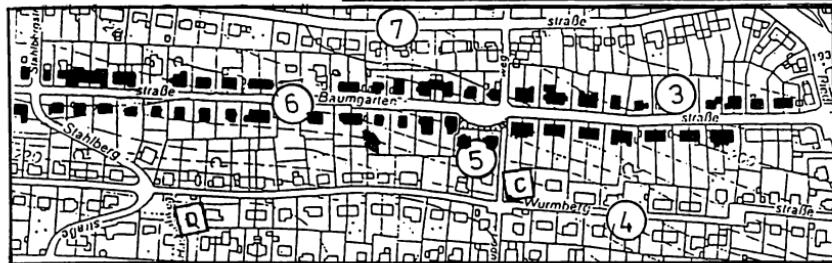


Oldenburg 1

Entstehungszeit: um 1900

Bebauung: Einzel- Doppelhäuser

Quelle: Reschke, K. et al. 1974



Kassel / Baumgartenstraße

Entstehungszeit: 1900-1920

Bebauung: Einzel- Doppelhäuser

Quelle: Bärenweiler, R. & Cordts, H.J. 1992



Lübeck Schlutup / Palinger Weg

Bebauung: Einzel-

Doppelhäuser

Quelle: Ostwald, D. & Plath, R. 1995

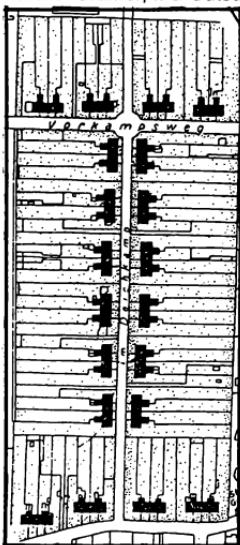
Typ Wirtschaftshufe-Erweiterung Werkswohnungsbau und Gartenstädte

Bremen / Siedlung Hollerland

Entstehungszeit: 1923

Bebauung: Vierfamilienhäuser

Quelle: Cramer, I. & Gutschow, N. 1982

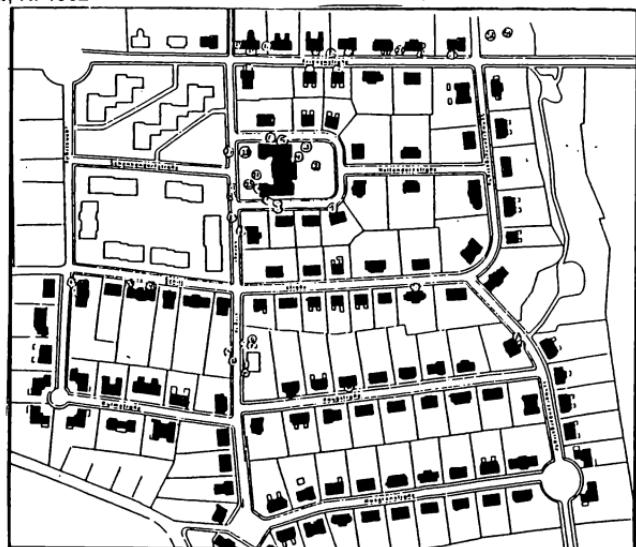


Dortmund Eving / Alte Kolonie

Entstehungszeit: 1878-1901

Bebauung: Doppel- Vierfamilienhäuser

Quelle: Erkens, E. et al. 1989



Tönning / Bürgerm. Sammann Str.

Entstehungszeit: 1900

Bebauung: Einzel- Doppelhäuser

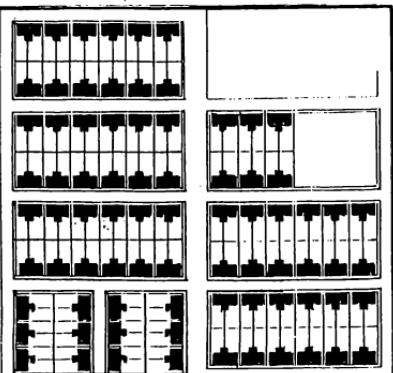
Quelle: Bartung, L. et al. 1988

Wilhelmshaven / Werftarbeiteriedlung

Entstehungszeit: 1878

Bebauung: Doppelhäuser

Quelle: Balke, D. et al. 1976

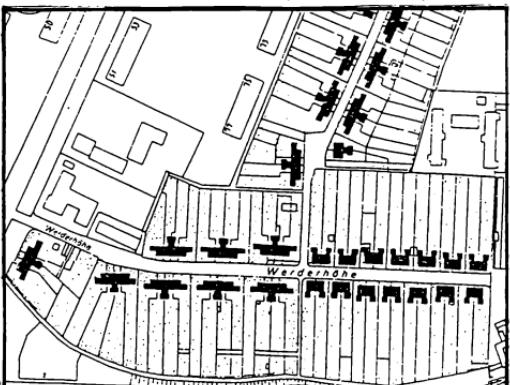


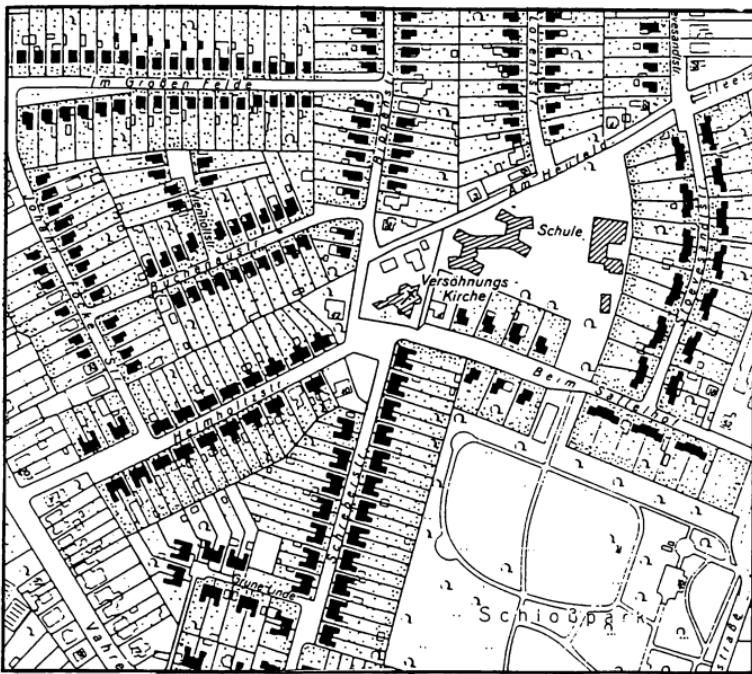
Bremen / Werderhöhe

Entstehungszeit: 1921-1926

Bebauung: Doppel- Vierfamilienhäuser

Quelle: Cramer, I. & Gutschow, N. 1982



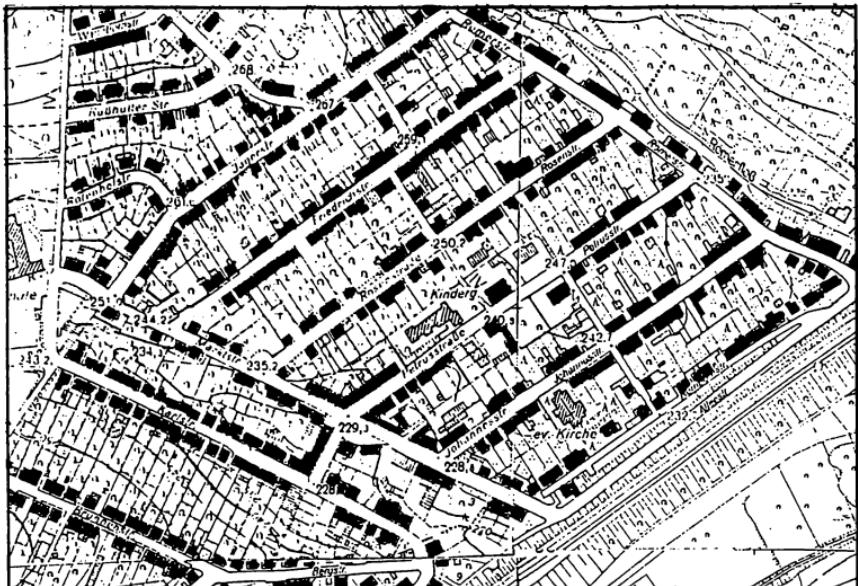


Bremen / Sebaldsbrück

Entstehungszeit: 1920

Bebauung: Einzel- Doppelhäuser

Quelle: Cramer, I. & Gutschow, N. 1982

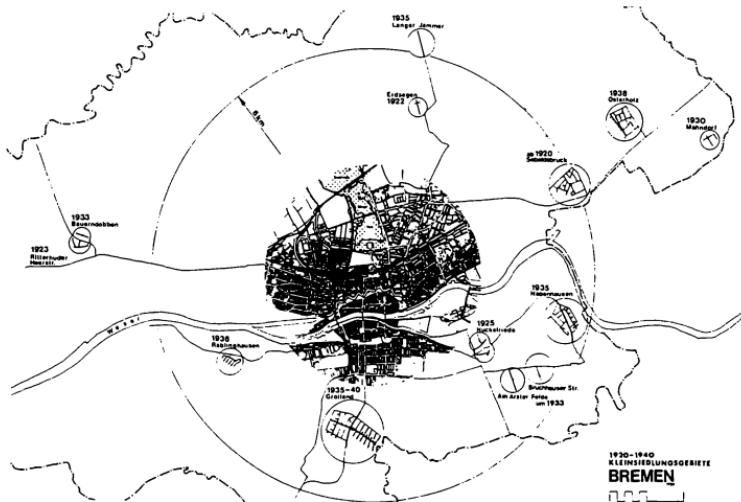


Herrensohr

Entstehungszeit: 1850

Bebauung: Einzel- Doppel- Reihenhäuser

Quelle: Braun, U. & Linne, K. 1991



Kleinsiedlungsgebiete um Bremen 1920-1940

Stadt..." (HOWARD, E. 1968:10) weist auf "Probleme" hin, deren Ursprung in der anderen (Häuser-)Dichte und der Organisation dieser Siedlungen im Vergleich zu Haushufen-Erweiterungen liegt.

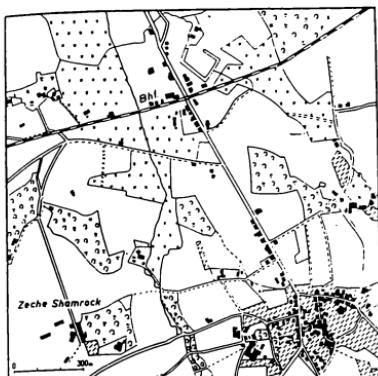
Typ Ausfallstraßen-Erweiterung



Schematische Skizze einer Ausfallstraßen-Erweiterung

Lineare Erschließung und Lage zum Ort

Kennzeichnend für diese Erweiterung Ausfallstraße, von der wenige Querstraßen abzweigen. Diese Straße stellt eine ehemals oder auch heute wichtige Orts- oder Stadtteilverbindung dar, deren Straßenprofil breiter ist als das der innerörtlichen Straßen. In den meisten Fällen schließt die Siedlungserweiterung in einem Punkt an den bestehenden Ort an. Die Bebauung erfolgt i.d.R. beidseitig entlang der Ausfallstraße ortsauswärts. Ausgangspunkt der Ausfallstraßen-Erweiterung ist nicht immer der bestehende Ort. In einigen Fällen hat die Siedlungserweiterung ihren Ursprung z.B. durch einen Anschluß an eine Bahnlinie oder den Ausbau des Hafens. In diesen Fällen beginnt die Siedlungstätigkeit am Ort des Lokalisationsimpulses (vgl. NEEF, E. 1950) z.B. Bahnhof, Fabrik und wird entlang der Verbindungsstraße in Richtung Ortsmitte fortgesetzt. Nicht selten erfolgt die gründerzeitliche Ausfallstraßenerweiterung in zwei Richtungen, einerseits vom Ort ausgehend entlang der Ausfallstraße, andererseits von einem außerhalb gelegenen Lokalisationsimpuls in Richtung Ort.

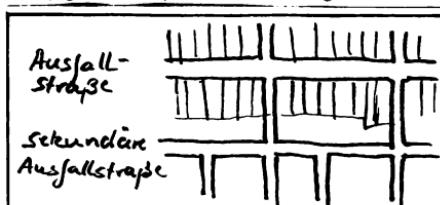


Herne um 1867, neue Siedlungserweiterungen an der Ausfallstraße und am Bahnhof
(nach: SCHWARZ, G. 1959:262)

Der Umfang der Erweiterungen steht im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Entwicklung des jeweiligen Ortes. In Städten und Kleinstädten sind die Ausfallstraßen-Erweiterungen zum Teil über mehrer Kilometer lang, wohingegen die Erweiterungen in peripher gelegenen Dörfern, in denen kein ausgeprägter Aufschwung stattgefunden hat, nur aus wenigen Häusern bestehen. Es ist anzunehmen, daß bei Ausfallstraßen-Erweiterungen die Nachfrage nach Bauland nicht besonderst groß war, so daß es ausreichte, entlang einer bestehenden Straße zu erweitern. Eine größere Nachfrage hätte wahrscheinlich zu einer flächigen Siedlungserweiterung geführt.

Erkennungsmerkmal sekundäre Ausfallstraße

Woran erkennt man eine Ausfallstraßen-Erweiterung? Das ist zunächst nicht so einfach, denn fast immer sind die gründerzeitlichen Ausfallstraßen-Erweiterungen im Zuge der nachfolgenden Siedlungsvergrößerung in eine rasterförmige Erschließung einbezogen worden und deshalb nicht mehr unmittelbar als solche zu erkennen. In diesen Fällen ist die 'sekundäre Ausfallstraße' (vgl. Skizze) das Erkennungsmerkmal. Sie verläuft parallel zur Ausfallstraße und ist mit dieser durch nur wenige Querstraßen verbunden. Der Abstand der Querstraßen liegt bei unseren Beispielen durchschnittlich bei 230m. Der Abstand zwischen sekundärer Ausfallstraße und Ausfallstraße ist allerdings relativ gering, er beträgt i.d.R. nur zwei Parzellentiefen, so daß zwischen beiden Straßen lange schmale 'Blöcke' liegen. Die sekundäre Ausfallstraße weist meist eine deutlich geringere Straßenbreite auf, als die Ausfallstraße selbst. Auf der einen Straßenseite münden nur die wenigen Querstraßen zur Ausfallstraße ein, auf der anderen sind es meist deutlich mehr. Die Erschließungsdichte der sekundären Ausfallstraße ist somit, zumindest auf einer Seite, höher als die der Ausfallstraße. Diese charakteristische Erschließungsstruktur ist ein wichtiges Indiz für eine Ausfallstraßen-Erweiterung und stellt im Stadtplan oft ein wichtiges Erkennungsmerkmal dar.



Wechselnde Parzellengrößen

Ein wesentliches Charakteristikum der Ausfallstraßen-Erweiterung ist der Wechsel der Parzellengröße, wenngleich es gelegentlich homogene Abschnitte gibt. Die Parzellengröße variiert stark, schon innerhalb eines Beispiels schwankt die Grundstücksgröße zwischen 250 bis 1600 qm. Das breite Spektrum läßt auf unterschiedliche, individuelle Bauabsichten und verschiedene sozialökonomische Kategorien schließen, die entlang der Ausfallstraßen-Erweiterung gemischt bzw. nebeneinander Platz finden. Die Form der Parzellen ist, trotz variiierenden Größen, immer hufeartig, d.h. ein Rechteck, bei dem das Verhältnis Breite zu Länge mindestens 1:2 beträgt. Die Hufen liegen jeweils mit der kurzen Seite an der Ausfallstraße, so daß viele Parzellen an die Straße passen. Parzellen, die über 400qm groß sind, überwiegen. Es sind in den meisten Fällen also Wirtschaftshufen. Die großen Grundstücke und das häufige Vorkommen von Nebengebäuden geben Hinweise auf bäuerlichen oder handwerklichen Nebenerwerb. In Zusammenhang mit Form und Anordnung der Parzellen fällt auf, daß die rückwärtig an die Ausfallstraßen-Erweiterung angrenzenden, jüngeren Parzellierungen, meistens deutlich von den gründerzeitlichen Hufen zu unterscheiden sind.



Angrenzende jüngere Parzellierung

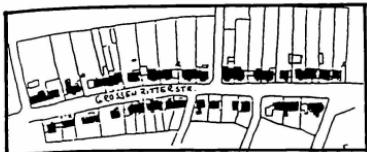
Wechsel der Haus/Gebäudetypen

Obwohl die offene Bauweise überwiegt, ist die Bebauung entlang der Ausfallstraße relativ dicht. Die seitlichen Abstände zwischen den Häusern sind, auch bei offener Bauweise gering. An Bebauung finden wir die gesamte Bandbreite an Haus-/Gebäudetypen (vgl. HARENBBURG, B./WANNAGS, 1. 1991): Höfe, Einfamilienhäuser, Villen, Reihenhäuser, Geschoßhäuser. Häufig finden wir mehrere Haus- und Gebäudetypen innerhalb einer Erweiterung gemischt. Die Häuser sind meist giebelständig organisiert, wobei Villen und Geschoßhäuser die Ausnahme bilden. Eine weitere Auffälligkeit sind die häufig rückwärtig, manchmal auch seitlich gelegenen Nebengebäude. Offensichtlich hat bei vielen gründerzeitlichen Ausfallstraßen-Erweiterungen die bäuerliche oder handwerkliche Ökonomie eine wichtige Rolle gespielt.

Moderne Variationen zur sekundären Ausfallstraße

Die Ausfallstraßen-Erweiterung kann u.a. über die Erschließungsstruktur der späteren Erweiterungen charakterisiert werden. Die sekundäre Ausfallstraße ist eine Möglichkeit, mit dem Erweiterungsproblem, daß durch fehlende Querstraßen oder Lücken entsteht, umzugehen. Mit den zentralisierten Erschließungsmodellen des sgn. organischen Städtebaues (vgl. REICHOW (1948) in: BOLLEREY, et al. 1990) treten 'moderne' Erschließungen z.B. Ringstraßen, Sackgassen an die Stelle der sekundären Ausfallstraße.

Typ Ausfallstraßen-Erweiterung



Besse

Entstehungszeit: 1920

Bebauung: Einzel- und Doppelhäuser

Quelle: Erkens, E. 1993



Zierenberg 2

Entstehungszeit: 1920

Bebauung: Einzel- Doppelhäuser

Quelle: Nagl, A. 1993



Grebenstein 1

Entstehungszeit: 1900

Bebauung: Einzel- Doppelhäuser

Quelle: eigene Angaben



Kassel / Wahlershausen

Entstehungszeit: 1900

Bebauung: Geschoßhäuser

Quelle: Schober, S. 1993

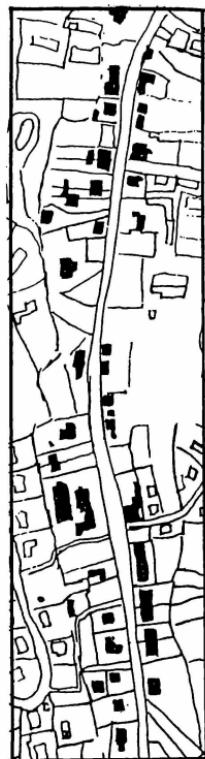


Bremen / Gröpelingen

Entstehungszeit: Klassizismus bis 1920

Bebauung: Villen, Doppel- und Reihenhäuser

Quelle: eigene Angaben



Schlutup / Mecklenburger Str.

Entstehungszeit: 1908-1914

Bebauung: Einzel- Doppelhäuser

Quelle: Ostwald, D. & Plath, R. 1995

Großbalmerode

Entstehungszeit: um 1900

Bebauung: Villen, Einzel- Doppelhäuser

Quelle: Schürmeyer, B. 1995

Oldenburg / Cloppenburger Str.

Entstehungszeit: Klassizismus - 1900

Bebauung: Einzel- Doppelhäuser

Quelle: Reschke, et al. 1974

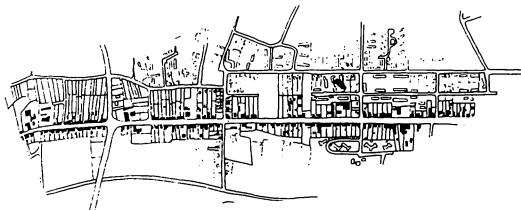


Flensburg / Glücksburger Str.

Entstehungszeit: um 1900

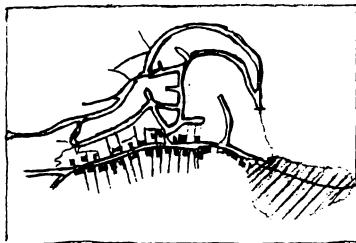
Bebauung: Einzel- Doppelhäuser

Quelle: Busch, D. et al. 1991

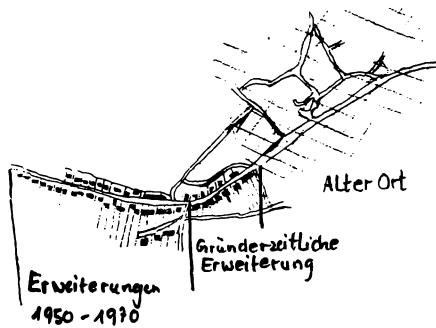


**Ausfallstraßen-Erweiterung,
sekundäre Ausfallstraße
und spätere Erweiterungen**

Die modernen, 'hinter' der Ausfallstraße liegenden Siedlungserschließungen verschärfen die Undurchlässigkeit des Quartieres, indem die Wahlmöglichkeiten bezüglich der Wege, eingeschränkt werden. Durch Sackgassen und baumartig verästelte Erschließung wird der Verkehr in wenigen Straßen gebündelt. Diese Straßen münden alle auf die Ausfallstraße, die dann ein entsprechend hohes Verkehrsaufkommen aufweist.



**Zentralisierte Erschließung
späterer Erweiterungen
'hinter' der Ausfallstraße**



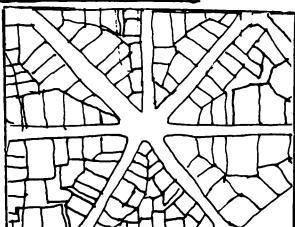
**Spätere Siedlungserweiterung
mit linearer Erschließung**

Die fehlenden Anknüpfungsmöglichkeiten der Ausfallstraßen-Erweiterung erschweren immer Folgeerweiterungen. Es gibt kleinere Orte, die keine späteren Siedlungserweiterungen 'hinter' der Ausfallstraßen-Erweiterung aufweisen. Statt dessen wurde das lineare Prinzip der Ausfallstraßen-Erweiterung fortgesetzt, ohne Anschlußmöglichkeiten für spätere Erweiterungen zu berücksichtigen.

2. BLOCK - ERWEITERUNG

Die Blockerweiterung ist eine flächenhafte, durch ein zentralistisches Erschließungsraster gekennzeichnete Erweiterung. Die Gleichseitigkeit der Blöcke, die immer mit einer inhomogenen Parzellierung einhergeht und die Variabilität in der Bebauung sind die typischen Merkmale dieser Erweiterungsform.

Typ Block - Erweiterung



**Schematische Skizze
einer Block-Erweiterung**

Zentralisierte Erschließung

Die Blockerweiterung ist flächenhaft und mit einem eigenen Erschließungsnetz (Raster) ausgestattet. Diese blockbildenden meist umfangreichen Erweiterungen sind in Städten zu finden. Die Erschließung bezieht sich immer auf einen zentralen Ort. Dieser Ort ist entweder der alte Ort oder ein neuer Platz in der Siedlungserweiterung. Dieser zentrale Ort kann ein Platz oder eine Straßenaufweitung sein.



Beispiel aus Weimar

Das Raster, in dem sich die verschiedenen Plätze befinden, kann aus quadratischen, rechteckigen, dreieckigen, oder gemischten Blockformen bestehen.

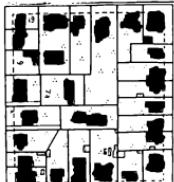
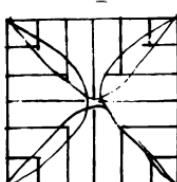
Beim quadratischen oder rechteckigen Raster sind häufig neben der Straßenaufweitung auch Plätze an Kreuzungen zu finden. Beim dreieckigen Raster ist durch die Sternerschließung der Platz im Mittelpunkt die häufigste Variante des zentralen Ortes. Diese zentralen Orte deuten auf ein gleichmäßig strukturier tes und in der Hierarchie gleichwertiges Straßennetz

hin. Alle Straßen haben in etwa gleich viele Kreuzungen, so daß keine eindeutigen Hauptstraßen zu erkennen sind (siehe Beispiel Weimar).

Die Verteilung der Straßen im quadratischen und rechteckigen Block erfolgt in einem orthogonalen Raster. Das Verhältnis der sich ergebenden Abschnittslängen von Quer- zu Längsstraßen liegt zwischen 1 : 1 und 1 : 1,5. Bei unseren Beispielen variiert die Länge der Straßen mit der Bebauung, so sind die kleinsten Blöcke bei den Einzel- Doppelhäusern 60 X 75 m groß und die Größten 150 X 165 m. Bei den Geschoßhäusern ist der kleinste Block 90 X 100 m und der Größte 300 X 350 m groß. Durch diese Größenverteilung finden wir bei den Einzel- Doppelhäusern frühestens nach 60 m aber spätestens nach 165 m eine Kreuzung, bei den Geschoßhäusern sind die kürzesten Straßen 90 Meter und die längsten 350 Meter lang. Die Länge der Straßen bestimmen die Größe der Blöcke. Diese Blöcke sind rundherum von Straßen umgeben, denn eine Blockerweiterung endet immer mit einer Straße.

Inhomogene Parzellierung

Das auffälligste Merkmal des Blocks ist die extrem inhomogene Parzellierung im Vergleich zu der homogenen Parzellierung der Hufenerweiterung. Der Zwang einer solchen Aufteilung liegt in der Form des Blocks (siehe schematisierte Aufteilung).



Schematisierte Aufteilung

Durch seine Gleichseitigkeit und der allseitig verteilten Bebauung ist die Parzellierung sehr unterschiedlich in Größe und Form. Die Gebäude an den Ecken erhalten in der Regel die kleinsten Parzellen. Bei einem Beispiel beträgt das kleinste Grundstück eines Baublocks an einer Ecke 350 qm und das Größte innerhalb des Blocks 1925 qm (Berlin Steglitz). Die Grundstücke sind in der Regel quadratisch. Eine durchgängige rückwärtige Parzellengrenze ist nur in den seltensten Fällen vorhanden. Diese

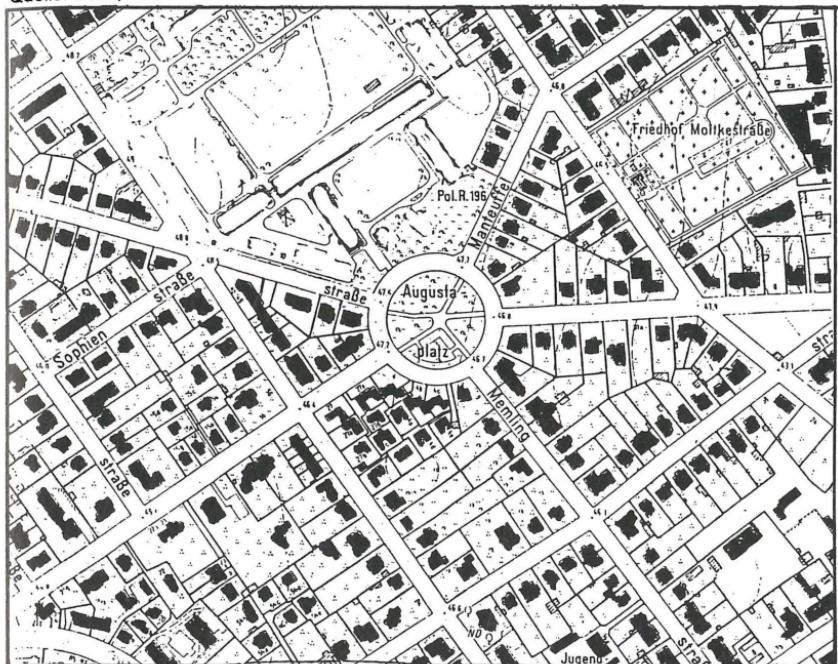
Typ Block-Erweiterung

Berlin Steglitz / Augusta Platz

Entstehungszeit: um 1900

Bebauung: Einzel- Doppelhäuser

Quelle: Böse, H. et al. 1980



Weimar

Entstehungszeit: um 1900

Bebauung: Einzel- Doppel und Geschoßhäuser

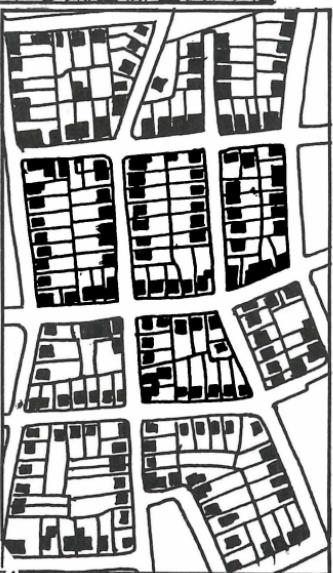
Quelle: Linne, K. 1995 und AutorInnen 1993

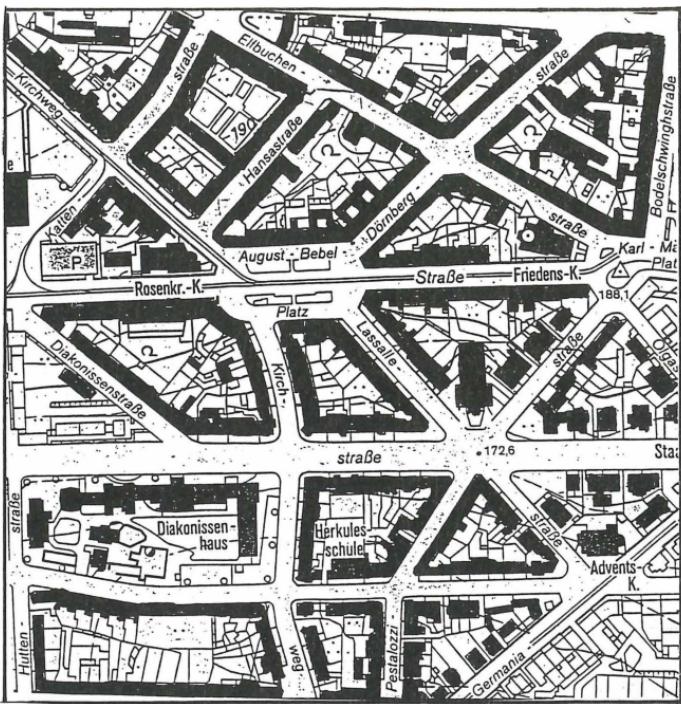
Oldenburg 3

Entstehungszeit: um 1900

Bebauung: Einzelhäuser

Quelle: Reschke, K. et al. 1974





Kassel / Vorderer Westen

Entstehungszeit: 1880-1920

Bebauung: Geschoßhäuser- und Gebäude

Quelle: Grundler, H., Lührs, H. & Stollzenburg, H. 1985



Kassel / Mulang

Entstehungszeit: 1880

Bebauung: Villen

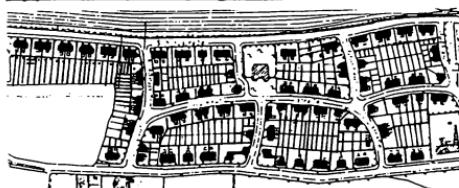
Quelle: eigene Angaben

inhomogene Parzellierung erfährt beim dreieckigen Block nochmals eine Verschärfung. Hier ist die Verteilung der Grundstücke noch ungleichmäßiger. Unabhängig von der Blockform wurden viele Innenhöfe zum Teil nachträglich mit Kleingewerbe oder Wohnhäusern bebaut. Diese Parzellen haben keinen Bezug mehr zur Straße.

Bebauung

Das zentralistische Strickmuster der Blockerweiterung kann für viele verschiedene Bauformen angewendet werden und reicht von Einzel- und Doppelhäusern über Geschoßgebäuden bis hin zu Villen. Diese hohe Variabilität in der Bebauung während der Gründerzeit kann als typisches Merkmal der Blockerweiterung gesehen werden. Die Bebauung innerhalb einer Erweiterung ist jeweils in sich homogen und in der Regel für ein bestimmtes Klientel bestimmt. Die Bebauung ist überwiegend offen, die Häuser stehen straßenorientiert, wobei die Villa eine Ausnahme darstellt. Bei der Bebauung mit Einzel- Doppelhäuser- und Geschoßgebäude stehen die Einzelhäuser giebelständig und die Doppelhäuser und Geschoßgebäude traufständig zur Straße. Bei vielen unserer Beispiele befinden sich innerhalb der Höfe noch zusätzliche Bebauungen. Diese bestehen entweder aus Miethäusern, Kleingewerbe Garagen oder werden als Parkplätze genutzt. Dieses Phänomen entstand auf zwei verschiedenen Wegen. Zum einen wurde die Bebauung von vornherein geplant, zum anderen entstand sie nach Auflösung der vorhandenen Parzellengrenzen als zusätzliche Nachverdichtung.

Typ Werkwohnungsbau



Beispiel einer
Werkwohnungsbau-Siedlung

Dezentrale Lage

Die Werkssiedlungen befinden sich immer in der Nähe von Zechen oder Industrieanlagen. Ihre Lage ist somit unabhängig von der vorhandenen Ortschaft, wodurch sie teilweise völlig losgelöst mitten im Industriegebiet liegen. Durch die dezentrale Lage entstanden in größeren Siedlungen oft zentrale Gemeinschaftseinrichtungen (Spielplätze, Kindergärten, Schulen, Sportplätze,...). Das Raster für diese Siedlungs erweiterungen stimmt in etwa mit dem Raster des vorherigen Typs überein, allerdings sind die Straßen oft geschwungen. Die Größe der Erweiterungen ist sehr unterschiedlich, sie reicht von nur wenigen Häusern entlang einer Straße bis hin zu kleinen Siedlungen.

Homogen wirkende Parzellierung

Die Verteilung der Flächen innerhalb der Blöcke sieht auf den ersten Blick homogen aus. Die Anordnung und der Zuschnitt der Parzellen ist in jedem Block relativ gleichmäßig verteilt. Jede Parzelle hat Bezug zur Straße. Ihre Form ist überwiegend lang und schmal (Verhältnis von Länge zur Breite mindestens 2 : 1). Die Parzellen variieren in ihrer Größe, da die Bebauung fast immer auf allen Seiten verteilt ist. Die

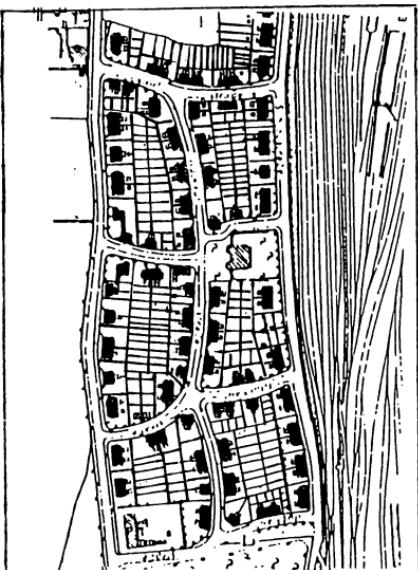
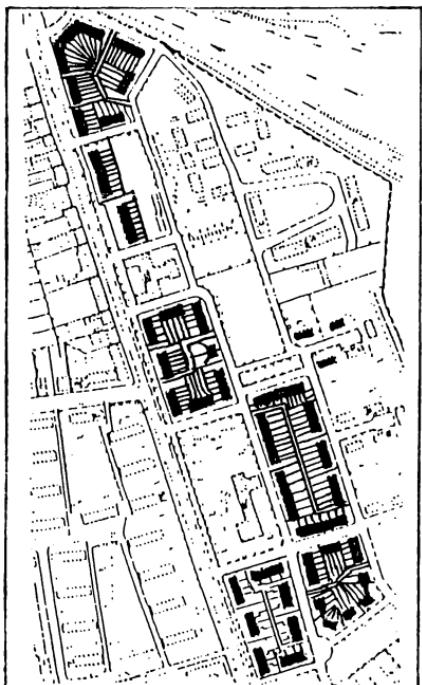
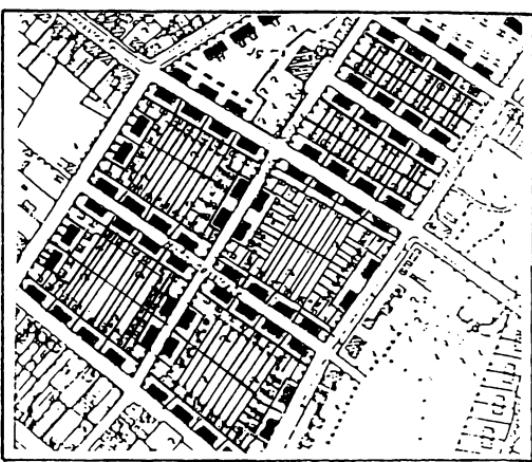
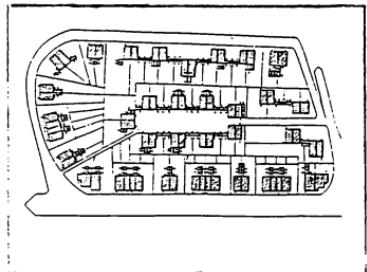
Typ Werkwohnungsbau

Oberhausen 1-4

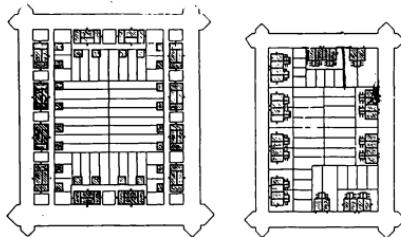
Entstehungszeit: 1900-1920

Bebauung: Einzel-, Doppel-, Vierfamilien- und Reihenhäuser

Quelle: Pröpper, R. 1995



Eckgrundstücke sowie die Grundstücke an den Stirnseiten (zeichnen sich durch geringere Bebauung aus) sind in der Regel kleiner aber immer noch recht-eckig. Die kleinste Parzelle innerhalb eines Blocks ist zum Beispiel 100 qm und die Größte im gleichen Block 370 qm groß (Oberhausen). In vielen dieser Siedlungen finden wir eine Trennung von Gartenparzelle und Haushof, wodurch sich eine getrennte Zuwegung und damit auch eine rückwärtige Erschließung ergibt. Fehlt diese Zuwegung, werden die Parzellen oftmals durch Mistwege erschlossen.



Homogene Bebauung

Die Werkssiedlungen wurden in der Regel von einem Bauträger geplant und oft auf werksseigenen Grundstücken erbaut. Bei diesem Entwurftyp ist nicht nur die Erschließung geplant, sondern auch der einheitliche Bautyp innerhalb eines Blocks mit seiner Parzellierung. Der Bautyp variiert zwischen Doppel-, Vierfamilienhäusern, Vierfamiliengebäuden und Reihenhäusern. Die Bebauung verläuft bis auf einige wenige Ausnahmen in einer Bauflucht. Die Häuser und Gebäude stehen alle traufständig zur Straße orientiert. Die Bebauungsdichte ist niedrig.

V. INTERPRETATION

Wie schon Reinhold TÜXEN (1974:2) für die Pflanzensoziologie betonte, so gilt auch für die Siedlungstypologie, daß das soziologische System bzw. die Erarbeitung der Siedlungstypen nicht Endziel, sondern Grundlage der weiteren (planerischen) Arbeit ist. Wenn wir als PlanerInnen nicht ständig alles neu erfinden wollen (vgl. WOLFE,T. 1990), dann ist die Beschreibung und Analyse gebauter Vorbilder die Voraussetzung, "damit der Plan die Absichten (Ziele) durch den Gebrauch der adäquaten Mittel möglich macht" (HÜLBUSCH,K.H. 1991:I). Das Abbilden und Verstehen der Typen und ihrer ökonomischen und ideologischen (professionellen) Voraussetzungen und Bedingungen ist notwendig, damit die planerische Übertragung und Nachahmung gelingt. Dazu folgt der genauen Beschreibung und Analyse die Interpretation (Ikonologie), bei der neben dem Material auch kontextualisierendes Wissen und Erfahrung der vorgeleisteten Arbeit (nicht nur der Freiraumplanung) hinzugezogen wird. Die Interpretation ist von der planerischen Frage geleitet, wie eine gute Stadt oder ein gutes Dorf gebaut/geplant werden kann. Was können wir darüber aus den verschiedenen Typen der gründerzeitlichen Siedlungserweiterungen lernen?

Um zu klären, welche Prinzipien und Regeln einer ökonomisch und qualitativ brauchbaren Siedlungserweiterung wir aus der Typologie der gründerzeitlichen Erweiterungen lernen können, folgt die Dramaturgie der Interpretation wichtigen qualitativen Merkmalen eines Erweiterungsplanes. Dabei geht es zunächst um die Möglichkeiten der Erweiterbarkeit eines Quartiers bzw. einer Siedlung, dann um die Variabilität (oder Persistenz), also die Voraussetzungen einer Siedlungserweiterung,

Aneignung und Veränderung zuzulassen und schließlich um deren ökonomische Tragfähigkeit - d.h. die Nachhaltigkeit der investierten gesellschaftlichen Arbeit.

1. ERWEITERBARKEIT

Wer kann heute schon sagen, wie ein Ort in 20 oder 50 Jahren größer geworden ist. Eine Vorhersage über das Maß einer Erweiterung ist unmöglich.

"Man weiß wohl, daß gewisse Impulse ganz bestimmte Wirkungen zeitigen werden, aber es ist weder möglich, genau den Zeitpunkt des Eintritts noch die Intensität noch die genaue Art der Umwandlung oder Neubildung landschaftlicher Objekte (Siedlungen, Anm. d. Verf.) zu bestimmen." (Neef, E. 1950: 320)

Diesem Problem der Nicht-Voraussagbarkeit eines Impulses noch des daraus entstehenden Bedarfs nach Erweiterung muß die Planung einer Siedlung entsprechen. Eine Erweiterung darf nicht nur an das Heute denken (auch nicht nur bis zum Ende der nächsten Legislaturperiode). Sie muß die Möglichkeit der Erweiterbarkeit offen halten, um die 'Lebens- und Entwicklungskraft einer Gemeinde' (vgl. STÜBBEN, J. 1907: 396) zu erhalten und zu festigen. Diesen Gedanken der Erweiterbarkeit müssen wir als PlanerInnen ernst nehmen, wenn wir über eine Siedlungserweiterung nachdenken.

"Im Vorfeld aller planerischer Überlegungen geht es zunächst einmal um die Wahrnehmung, daß ein falsch konzipierter Siedlungsgrundriß erhebliche Auswirkungen auf die Möglichkeiten des Wachstums einer Stadt hat..." (SCHÜRMAYER B. (1984) 1995: 299)

Die Erweiterbarkeit ist zum einen eine Frage der Erschließung der bestehenden Siedlung. Das Straßennetz muß eine hohe Durchlässigkeit gewähren, nach innen zum alten Ort, sowie nach außen für eine gute Erreichbarkeit und Zugänglichkeit des Siedlungsrandes (vgl. AUERSWALD, B.; LECHENMAYR, H. 1994: 18).

"Darüberhinaus sind die Möglichkeiten der Weiterführung von Erschließungen bei künftigen Siedlungserweiterungen enthalten. Hierbei lassen viele Anschlüsse eine variable Fortführung der Verbindungen zu." (ebenda: 18)

Das Raster ist die Erweiterungsform, die die besten Möglichkeiten einer kontinuierlichen Stadterweiterung bietet (vgl. BUSCH, D. et al. 1991: 210). Hohe Durchlässigkeit und viele Anschlußmöglichkeiten lässt das Straßennetz problemlos weiterstricken. Erweiterbarkeit bedeutet aber nicht nur die Möglichkeit, an bestehende Straßen anzu schließen und diese fortzuführen zu können, also das Organisieren eines Straßennetzes, es bedeutet auch das Mit- bzw. Weiterwachsen der sozialen und infrastrukturellen Einrichtungen. Es sind "dies die Läden in der Straße oder 'um die Ecke'" (LUCKS, T. 1993: 124), die Werkstätten, Kindergärten, öffentlichen Verkehrsmittel usw., die den BewohnerInnen kurze Wege zur Verrichtung von Alltagsgeschäften ermöglichen und eine 'soziale Isolation' verhindern. Die Voraussetzung für die Entwicklung und Etablierung dieser Versorgungseinrichtungen sind an Orten gegeben, an denen viele Menschen vorbeikommen und wo die Mieten bezahlbar bleiben, z.B. an Straßenkreuzungen.

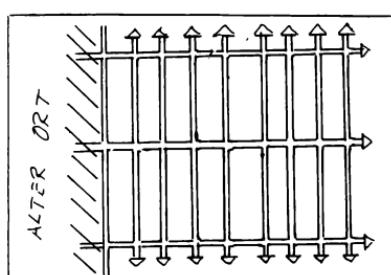
"Von einer gleichmäßigen und dichten Erschließung und Zugänglichkeit/Durchlässigkeit des Quartiers hängen wesentlich die ökonomischen Bedingungen und damit überhaupt die Existenz von Geschäften (...) ab." (MEHLI, R. 1995: 79)

Die besten Möglichkeiten der Erweiterbarkeit, also das Anschließen an das Straßennetz sowie das Mitwachsen der Versorgungseinrichtungen, sind im Haushufe-Raster gegeben.

Die Haushufen-Erweiterung im Raster

In der Literatur wurde die Rastererschließung bisher nicht weiter differenziert, 'lediglich' eine Hierarchisierung des Straßennetzes in Haupt(verkehrs)straßen, Verkehrs- bzw. Quartiererschließungsstraßen und Neben- bzw. Wohn- oder Anliegerstraßen (vgl. STÜBBEN, J. 1907: 69; LUCKS, T. 1993: 122) wurde gemacht. So gilt das rechtwinklige Straßenraster als Straßennetz mit hoher Durchlässigkeit durch Kleinteiligkeit als brauchbares Organisationsprinzip für die gründerzeitliche Blockrandbebauung (z.B. Vorderer Westen in Kassel) gleichermaßen wie für die Reihenhausstadt (z.B. Bremen). Eine Unterscheidung der Erschließungssysteme wurde nicht gemacht. Unsere Arbeit vergleicht zum ersten Mal verschiedene Siedlungsformen und Erschließungssysteme einer Zeit, der Gründerzeit, systematisch miteinander. Über das Material haben wir eine Unterscheidung der Rasterbeispiele in Hufe- und in Block-Erweiterung nachweisen können (vgl. hierzu auch VOLZ, H. 1996). Die vollständigste Erweiterbarkeit bietet die Haushufe-Erweiterung. In ihr sind die Möglichkeiten vom kleinsten Schritt, der Erweiterung um einzelne Haushufen, über die straßenweise Erweiterung bis zu großflächigen Siedlungserweiterungen, je nach Bedarf und Nachfrage, gegeben. Das Prinzip des Haushufe-Rasters ist denkbar einfach: es ist die Aneinanderreihung von Haushufen zur Straße und die Addition der Straßen zur Siedlung.

"Jeder Bauabschnitt ist für sich vollständig, Haus für Haus, Block für Block (es muß "Straße für Straße" heißen, wie wir heute wissen; Anm. d. Verf.), und in jeder Phase ist die Zugänglichkeit der Ränder gewährleistet." (MÖLLER, R.; SCHNEIDER, C. 1995: 236)



Das Raster kann straßenweise wachsen, in kleinen Schritten. Dabei hat jede neu hinzugefügte Straße die gleichen Bedingungen, d.h. die gleiche Bedeutung und den gleichen Lagewert (dazu später mehr) wie die bereits bestehenden Straßen. Die neue Straße ist eine Ergänzung, kein Anhängsel. Durch die banale Organisation des Siedlungsgrundrisses (vgl. LUCKS, TH. 1993: 125) als hierarchisches Straßennetz (vgl. Kap. IV.1.)

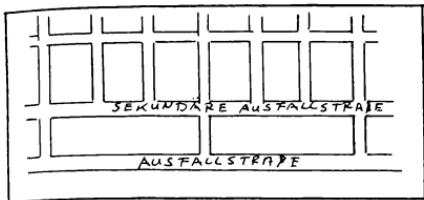
entstehen an den Kreuzungen von Haupt- und Nebenstraßen eine Menge von Plätzen, auf die sich die Infrastruktur verteilt. Jede neue Straße schafft neue Plätze, die die Versorgungseinrichtungen folgen. Es sind dies die Orte, an denen viele Menschen auf ihren täglichen Wegen vorbeikommen, die ökonomischen Bedingungen für die Existenz von Geschäften sind gut. Darüberhinaus bietet die Hufe-Erweiterung die Möglichkeit, die Parzellengrößen der Nachfrage bzw. dem Bedarf entsprechend von Straße zu Straße zu differenzieren, d.h., die Erweiterung straßenweise dem jeweiligen Geldbeutel anzupassen. Als Vorgabe für die Haushufe-Erweiterung genügt die Planung der Hauptstraßen, zwischen denen dann, je nach Bedarf, straßenweise Erweitert werden kann. In Bremen wurde dies im 19ten Jahrhundert praktiziert (vgl. CRAMER, J./GUTSCHOW, N. 1982: 42)



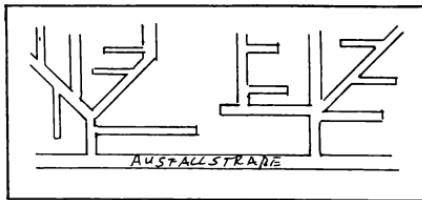
Bremen 1884: Zwischen den Hauptstraßen findet, je nach Bedarf, eine Erweiterung statt.
(Abb. aus: CRAMER; J/GUTSCHOW, N. 1982:44)

Ausfallstraßen-Erweiterung

Ein Typ der Hufe-Erweiterung ist die Ausfallstraße. Sie erweitert in kleinen Schritten, je nach Bedarf, teilweise nur um einzelne Häuser, teils in größeren Abschnitten. Als lineare Erweiterung endet die Bebauung spätestens am Ortsschild (Gemeindegrenze). Danach muß in die Fläche erweitert werden. Wie die Beispiele gezeigt haben, sind i.d.R. wenig Lücken bzw. Anschlußmöglichkeiten gelassen worden. Eine Erweiterung ist daher schwieriger und mit Mehr-Kosten verbunden. Hier wird deutlich, daß der Ausfallstraßen-Erweiterung kein vorausschauender Plan zugrunde lag. Es fand in Bezug auf Konventionen und Absprachen eine kommunale Planung der Ausfallstraßenbebauung statt. Dabei wurde auf bewährte Konventionen zurückgegriffen, die in der Alltagswelt Bedeutung hatten: die Reihung von Haus und Hof (Haushufen) entlang der Straße entsprach in der Gründerzeit dem Prinzip des Hufendorfes (vgl. MEHLI, R. 1995: 53 f.). Ein Entwicklungsimpuls oder Lokalisationsimpuls (vgl. NEEF, E. 1950: 320) war nicht stark genug, um eine Investition in einen Plan als Lohnenwert zu erachten. Die Folge der 'planlosen Erweiterung' ist die relative Undurchlässigkeit der Ausfallstraße und damit verbunden hohe Erschließungskosten für eine später rückwärtige Erweiterung. Die Gründerzeit versuchte das Problem der rückwärtigen Erschließung durch den Bau einer sekundären Ausfallstraße in den Griff zu bekommen, an die im Raster erweitert werden konnte. Die hohe Durchlässigkeit des rückwärtigen Straßenrasters stellt so eine Wahlmöglichkeit der Wege her, eine Verkehrsüberlastung der wenigen Ausgänge zur Ausfallstraße, die auch gleichzeitig 'Einfallstraße' ins Zentrum ist, wird gering gehalten.



Sekundäre Ausfallstraße



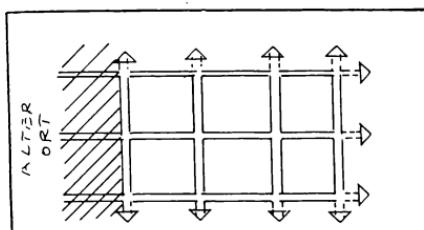
**baumartiges
Erschließungssystem**

Die modernen Erweiterungen nach dem Muster des organischen Städtebaus (vgl. SCHÜRMEYER, B. 1995: 303) mit baumartigen Erschließungssystemen verschärfen die Folgen für den Bestand. Durch die fehlende Wahlmöglichkeit der Wege, die schlechte Durchlässigkeit und Erreichbarkeit kommt es zu einer schlechten Verteilung des Verkehrs bzw. zur Zentrierung des Verkehrs auf einzelne 'Ausgänge' zur Ausfallstraße. Es findet eine Verkehrsüberlastung in Einzelbereichen statt (vgl. LUCKS, TH. 1993: 124). Bei der Erweiterung entlang der Ausfallstraße wächst die Infrastruktur nicht mit, die Wege zu den Versorgungseinrichtungen im Ort werden mit jedem neuen Haus immer weiter.

"Der Anschluß an den Ort und an seine Versorgungsmöglichkeiten für den alltäglichen Bedarf geht verloren, ohne das ein neues Quartier mit eigenen Läden entstehen würde." (AUTORINNENKOLLEKTIV 1992: 82)

Erst mit einer rückwärtigen Erschließung und Erweiterung öffnen auch an der Ausfallstraße im Bereich der Kreuzungen Geschäfte. Die Ausfallstraße selbst schafft nicht die ökonomischen Bedingungen, die für die Existenz von Läden nötig ist.

Die Block-Erweiterung



Das Straßenetz der Block-Erweiterungen kann durch die Großzahl der Anschlüsse problemlos in verschiedene Richtungen weitergeführt werden. Das Schachbrettmuster dieser Erschließungsform, auch in verschiedenen Abwandlungen, war ein traditionelles Element des Städtebaus. Mit Camillo SITTEs 1887 in Wien veröffentlichten Schrift 'Der Städtebau nach

seinen künstlerischen Grundsätzen' begann eine Diskussion über den geordneten Städtebau. Dieser

"wird als Aufgabe des Staates definiert und genauere Festlegungen und städtebauliche Vorgaben werden gefordert und überlegt." (THEILING, Ch. 1994:102)

Das ist der Beginn der modernen Bebauungspläne. Der künstlerische Städtebau wurde gegen die 'Gedankenlosigkeit beim Straßenlinieren' gesetzt (vgl. HÖGG, E. 1909/1910 in: VOIGT, W 1992: 42). Die Linienführung aller Straßen wird vorgegeben, die Maschengröße des Rasters bestimmt bzw. errechnet über den Platzbedarf für eine angestrebte Baudichte. Den künstlerischen Anforderungen entsprechend

wird das Raster mit Diagonalen und (Schmuck-) Plätzen versehen. Die Planung einer Siedlungserweiterung geht jetzt vom Siedlungsgrundriß aus, nicht mehr von der einzelnen Hufe oder Parzelle.

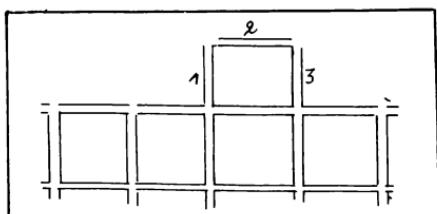
"Die von Straßen- und Baufluchtlinien ringsumschlossenen, zur Bebauung bestimmten Felder des Städtebauplans werden Baublöcke oder schlechthin Blöcke genannt." (STÜBBEN, J. 1907: 54)

Die Parzellierung dieser Felder geschah im zweiten Schritt. Diese wurde teilweise durch die Obrigkeit vorgenommen (vgl. PANEREI, P. 1977: 36), teilweise durch private Investoren (vgl. JARNOT, W.; SCHULZ, H. 1981:12f). Dies steht im deutlichen Gegensatz zur Hufe-Erweiterung, bei der die Parzelle das Kostituierende ist.

"Der Block als eigenständige Figur macht sich selbstständig, und die Reihung von verschiedenen Häusern und Gebäuden wird darüber in den Hintergrund gedrängt." (VOLZ, H. 1996: 39)

Eine Erweiterung ist ab dieser Zeit immer gebunden an die Vorgabe des städtebaulichen Entwurfes. Die Erweiterung in kleinen Schritten nach Bedarf oder Notwendigkeit wird erschwert oder verhindert. Für eine Blockerweiterung an ein bestehendes Raster sind immer 2-3 Straßen notwendig, es setzt dies eine größere Investition voraus (vgl. Skizze). Auch die Parzellierung, die Erweiterung in Einzelschritten, wird durch die Vorgabe der Blockgröße eingeschränkt, die Wahl der Größe der Parzellen nach dem Bedarf und dem Geldbeutel wird erschwert. Im Block-Raster ist die Möglichkeit

der Weiterführung des Straßennetzes in verschiedene Richtungen durch die Menge an Anschlußmöglichkeiten noch gegeben, jedoch schränkt der Entwurf eines vollständigen Straßennetzes die Erweiterbarkeit um kleine Einheiten nach Bedarf oder Notwendigkeit stark ein.



Von der Haushufe zum Block

In der Haushufe-Erweiterung steckt noch das Vorbild der Hufe-Siedlung (siehe Beschreibung). Dieses historisch bewährte Prinzip wurde übernommen (vgl. MEHLI, R. 1995: 30), daß auf der Reihung der Haushufen als kleinste funktionstüchtige Einheit basiert. Die Planungen der Hufe-Erweiterungen gingen nicht blind an der

"sozialen Geschichte der materiellen Ausstattung und der Organisation vorbei, an der in jahrhundertelanger Sammlung akkumulierte sozialpsychologischen Erfahrung, die in 'bewährten' Lösungen niedergeschrieben wird. Und diese Lösungen hat nicht wer erfunden. An den Erfahrungen sind sie korrigiert, herausgebildet und entwickelt worden (Adorno, Th. W. 1967, Bloch, E. 1977)." (HÜLBUSCH, K.H. 1989: 41)

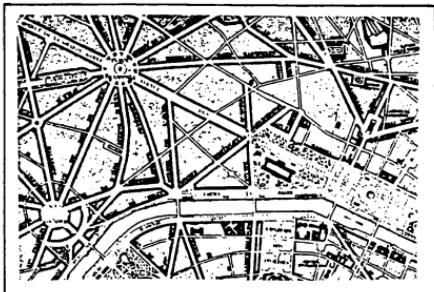
Der Wandel vom Plan zum Entwurf in der Siedlungserweiterung ist der Wandel vom Vorbild zum Leitbild. Der Organisation des mittelalterlichen Stadtgrundrisses mit dichter Bebauung und engmaschigem Raster (vgl. Grebenstein) liegt die Ökonomie der damaligen Bauzeit zugrunde. So war es existentiell wichtig, dicht zu bauen, um verteidigungsfähig zu sein. Die hohe Durchlässigkeit des engmaschigen Rasters ermöglichte kurze Wege zum Markt, zu den Gärten am Stadtrand und ein schnelles Erreichen der Verteidigungsanlagen. Der 'moderne Städtebau' der Gründerzeit nimmt 'das Schachbrettmuster des Straßennetzes' (JARNOT, W./SCHULZ, G. 1981: 14) als 'traditionelles städtebauliches Element' (vgl. ebenda) nur noch als Bild wahr, die Ökonomie der Verteidigung und die alltagspraktische Ebene der dichten Bebauung und des engmaschigen (Hufe-) Rasters werden übersehen. Der Verlust der Erfahrung fängt da an, wo die Erfahrung zum Bild wird, wo das Haushufe-Raster zwar noch kopiert, das Prinzip aber nicht mehr verstanden wird. Das Bild der Stadt wurde zum Leitgedanken des künstlerischen Städtebaus, moderne Entwürfe konnten beliebig in die Stadtplanung Einzug halten (THEILING, Chr. 1994: 103). Der Entwurf

"folgt einer fixen 'Idee' und hat neben der unüberprüfbaren Verheißung wie schön, hübsch, toll, mediteran, paradiesisch usw. alles werden-kein praktisches und erfahrungsgemäß prüfbare Argument zur Hand." (HÜLBUSCH, K.H. 1991: 174)

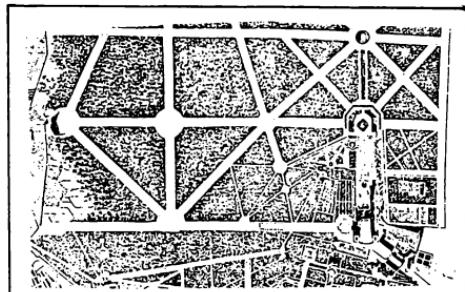
Der zunehmende künstlerische Anspruch an den Städtebau verändert das Raster, die geplante Unregelmäßigkeit von Straßen und Plätzen wird als Fortschritt deklariert. Die Stadterweiterung wird als eine Domäne der Kunst gesehen (vgl. VOIGT, W. 1992: 42).

"Zum Repertoire des künstlerischen Städtebaus gehören auch die leicht gekrümmten Straßen, die Vermeidung spitzer Ecken, die verspringenden Straßenkreuzungen sowie die an einer Stelle erkennbare Verengung der Straße an den Blockenden, die dem Straßenraum eine optische Begrenzung geben soll." (ebenda: 43)

Eine interessante Analogie zu diesen zentralistischen Entwürfen (siehe Beschrei-



Paris um 1870

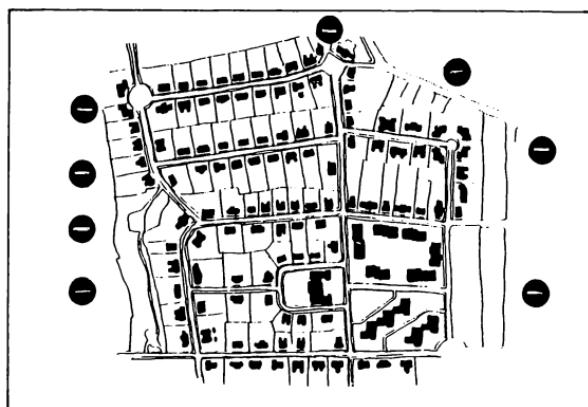


St. Cloud, Gartenanlage von 1680

bung), eventuell sogar ein Vorbild, stellt der barocke Garten dar mit seiner strengen Geometrie, den zentralen Plätzen und den sternförmig vom Zentrum ausgehenden 'Sichtachsen' (vgl. HARTOG, R. 1962: 71)

Der Werkwohnungsbau und die Gartenstädte

Besonders deutlich wird der 'gesamtkünstlerische' Anspruch bei den Werkwohnungsbau-Siedlungen bzw. den Gartenstädten, bei denen vom Straßennetz über die Parzellierung bis zum Gebäudetyp alles festgelegt ist. Das Erschließungsnetz ist häufig auf einen zentralen Platz ausgerichtet, an dem die Versorgungseinrichtungen für die BewohnerInnen der Siedlung liegen. Die Werkwohnungsbau-Siedlungen und Gartenstädte erscheinen wie autonome Gebilde, in denen die Versorgung der BewohnerInnen über die Selbstversorgung sowie die siedlungsinternen Versorgungseinrichtungen gesichert sind. Der kurze Weg zum 'Stadtrand' und den Produktionsgärten ist nicht mehr nötig, die Gärten liegen nun innerhalb der 'Stadtgrenze'. Die Ränder dieser Siedlungen sind an vielen Stellen lückenlos bebaut und damit verschlossen. Die Erweiterungsmöglichkeiten sind reduziert, teilweise ist ein 'Anstricken' kaum mehr möglich (z.B. Bad Salzdetfurth).

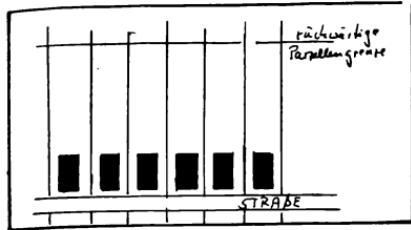


Verschlossene
Siedlungsränder

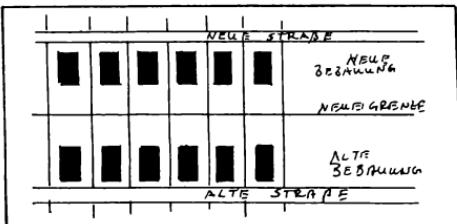
Werkwohnungsbau Dortmund Eving

Nachverdichtungen

Durch die flächenhafte Ausdehnung der Städte und dem Einwachsen der 'Trabanten' Gartenstädte, Werkwohnungsbau- und Selbstversorgersiedlungen steigt in diesen Siedlungen die Nachfrage nach 'zentrumsnahem' Bauland. Bei den mit Wirtschaftshufen organisierten Siedlungen ist es möglich, durch Halbierung der Parzellen eine sinnvolle Nachverdichtung durchzuführen und so eine höhere Häuserdichte zu erzielen. Voraussetzung ist, daß die Bebauung dieser schmalen und tiefen Parzellen vorne im Grundstück, also zur Straße orientiert ist. Die Halbierung der Parzellen geschieht durch Querteilung. Auf der so gewonnenen Fläche reihen sich die neuen



Alte Parzellierung



Neue Parzellierung durch Teilung der alten Parzellen

Haushufen entlang einer auf der alten rückwärtigen Grenze verlaufenden neuen Straße (vgl. Skizze).

"Durch die Erweiterung verändert sich die Hufe quantitativ um die Hälfte, qualitativ wird das Prinzip von 'Haus und Hof' aber aufrechterhalten." (NAGL, A. 1993: 86)

Diese Erweiterung im Bestand geschieht nach dem gleichen Prinzip, nach dem früher im alten Ortskern nachverdichtet wurde (vgl. AUTORINNENKOLLEKTIV 1992: 80). Bei sehr breiten Parzellen wäre darüber hinaus eine zusätzliche Längsteilung der Grundstücke möglich (vgl. KUHLE, D. 1996: 7), es kann so eine wesentlich höhere 'Hausdichte' (vgl. MEHLI, R. 1995: 47) erzielt werden. Voraussetzung für die sinnvolle Erweiterung im Bestand ist die Investition in einen Plan sowie die Möglichkeit zu einer Erschließung der neuen Hufen, die nur in der Wirtschaftshufen-Siedlung relativ problemlos gegeben ist. Bei den Werkswohnungsbau-Siedlung mit Block-Erschließung ist diese Form der Nachverdichtung nicht bzw. kaum möglich. Es gibt keine offenen Seiten, durch die die neue Straße geführt und an das bestehende Netz angeschlossen werden kann. Hier sind Nachverdichtungen in zweiter Reihe mit Wohnwegerschließungen zu finden (vgl. CORDTS, H.J. 1995: 45). Diese Form finden wir auch in den Wirtschaftshufe-Siedlungen, wenn einzelne Grundstücks-Eigentümer 'auf eigene Faust' nachverdichtet haben und in den Innenflächen zentrumsnaher Blöcke. Diese planlose Nachverdichtung zerstört die Brauchbarkeit des Bestehenden durch die Veröffentlichung des privaten hinten.

2. ALTERUNGSFÄHIGKEIT - DIE GRÜNDERZEIT AUF DEM WEG ZUM FUNKTIONALISMUS

E. NEEF wies 1950 auf ein Phänomen hin, das für die Planung von Siedlungen von großer Bedeutung ist:

"Obwohl die Städtebauer zu jeder Zeit bemüht waren, ihren Planungen eine Form zu geben, die den Bedürfnissen der Zukunft angepaßt war, obwohl man bei vielen Planungen mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln versucht hat, etwas endgültiges und auf die Dauer befriedigendes zu schaffen, hat sich doch nach Jahren herausgestellt, daß die geschaffenen Werke den Ansprüchen einer späteren Zeit nicht mehr genügten, ja sich teilweise sogar als recht unzweckmäßig erwiesen." (NEEF, E. 1950: 328)

Zur Erklärung dieses Problems beschreibt NEEF das sogenannte kulturgeographische Gesetz der "Persistenz der Kulturwerke" (ebd.: 329). Da sich das Leben der menschlichen Gesellschaft rasch verändert und diese ständig wechselnde Anforderungen an ihre Umgebung stellt, die einmal geschaffenen Bauwerke jedoch der er-

starre und in eine feste Form gebundene Ausdruck eines bestimmten "unmittelbaren Lebenszusammenhangs" darstellen, muß es mit der Zeit zwangsläufig zu einer Funktionsfremdheit der Bauwerke kommen. Zwischen den "aktuellen Bedürfnissen und Anschauungen der Gesellschaft" (ebd.: 328) und den "Kulturwerken" tritt ein Widerspruch auf. Man könnte auch sagen, die Gebäude veralten.

Trotz oder gerade wegen der prinzipiellen Gültigkeit dieses 'Gesetzes' muß es das Interesse einer guten Siedlungsplanung (und Freiraumplanung) sein, Siedlungen zu bauen, die die Fähigkeit haben, zu altern statt zu veralten. Denn sonst müßte eine Stadt alle paar Jahre abgerissen werden - und wer kann und will das schon bezahlen? Alterungsfähige Quartiere müssen über eine "aufnahmefähige Organisation" (vgl. BÖSE-VETTER, H. 1991: 132) verfügen. Diese wird am besten durch eine Planung erreicht, die nur einen möglichst einfachen Rahmen vorgibt, der dann nach den jeweiligen Nutzungsansprüchen der Leute individuell ausgefüllt werden kann. Eine Planung, die in funktionalistischer Manier zuviel vorgibt ist dagegen meist "so auf eine spezielle Ökonomie und Interpretation ausgerichtet, daß der Gebrauch keinen Wandel zuläßt" (ebd.: 139).

"Variabilität dagegen ist auf Anpassungsfähigkeit gerichtet. Die materielle Herstellung wird von der Organisation bewährter Beispiele, die über viele Jahre/Jahrzehnte gar Jahrhunderte eine leichte Interpretation auch unter oberflächlich veränderten Lebens- und Arbeitsbedingungen erwiesen haben, gelernt und erlernt." (HÜLBUSCH, K.H. 1990: 2)

Unsere gründerzeitlichen Siedlungstypen haben sich, wie in der vorgeleisteten Arbeit der Freiraumplanung an vielen Beispielen belegt wurde insgesamt recht gut bewährt (vgl. z.B. BÖSE, H. (1986) 1989; MEHLI, R. 1995; THEILING, C. 1995) und bieten jede Menge Anlaß zum lernen und abgucken. Doch sind zwischen den einzelnen Typen auch deutliche Unterschiede erkennbar, so daß sie auch als Reihe einer zunehmenden Funktionalisierung beschrieben/interpretiert werden können. Die Reihe beginnt bei den Haushufen-Quartieren mit ihrer einfachen, für verschiedene Ansprüche offenen Quartiersorganisation und geht über die Block-Erweiterungen mit ihrem zentralisierten Raster zu den auf Selbstversorgung funktionalisierten (vgl. MOES, G. 1995) Wirtschaftshufen- und Werkwohnungs-Siedlungen. Sie macht deutlich, wie eine einfache und anpaßungsfähige Siedlungsorganisation Schritt für Schritt einem vorwegnehmenden entwerferischen Perfektionismus geopfert wird und damit die Alterungsfähigkeit immer mehr abnimmt. Zwar ist der Umfang, in dem das in der Gründerzeit passiert geradezu harmlos, wenn man sich den modernen funktionalistischen Städtebau seit den 20er Jahren vor Augen führt, doch sind hier bereits viele der späteren Konzepte angelegt. Das können wir auf zwei Ebenen nachvollziehen. Zum einen auf der Ebene des Quartieres, indem wir die unterschiedlichen Erschließungsstrukturen /Rasterorganisationen vergleichen und zum anderen auf der Ebene der gesamten Stadt, wo der Anteil des Funktionalismus am Grad der innerstädtischen Disparitäten zum Ausdruck kommt.

Die hierarchische Erschließung der Haushufen-Erweiterungen

Wie bereits im vorhergehenden Abschnitt beschrieben, werden die Haushufen-Quartiere durch ein charakteristisches Raster erschlossen. Bei diesem dichten orthogonalen Prinzip sind die schmaleren Wohnstraßen mit einem weitmaschigeren Erschließungsnetz verknüpft (vgl. Abb.). Bei einer idealtypischen Ausbildung dieses Prinzipes gibt es drei Kategorien von Straßen (vgl. LUCKS, T. 1993: 122f):

- Die Wohnstraßen, an denen die einzelnen Haushufen aufgereiht sind.
- Bei einer Addition vieler Wohnstraßen verlaufen jeweils rechtwinklig dazu die breiteren Quartierserschließungsstraßen, die meist verstärkt mit Infrastruktur ausgestattet sind.
- Die Quartierserschließungsstraßen münden ihrerseits auf die Haupterschließungsstraßen, die den Durchgangsverkehr aufnehmen und gleichzeitig meist die Hauptgeschäftsstraßen sind.

Diese Art der Erschließung durch unterschiedliche Kategorien von Straßen innerhalb eines an sich banalen Quartiersgrundrisses bezeichnen wir als 'hierarchische Erschließung'.

"Wobei der Begriff der 'Hierarchie der Straßen' eine über den Gebrauch erklärbare und damit für alle BewohnerInnen nutzbare Ordnung meint, die keinesfalls über administrative Festsetzungen einzuführen ist." (COLLAGE NORD 1996: 19)

Die unterschiedlichen Bedeutungen der Straßen sind über die Organisation des Quartiers einfach da und müssen nicht erst formal zugewiesen werden. Die vielen Anlieger-Straßen, die auf eine Quartierserschließungsstraße treffen organisieren hier die Etablierung einer Quartiersöffentlichkeit, die ihrerseits eine Voraussetzung für die Ansiedlung von Läden ist. So werden diese Quartierserschließungsstraßen 'automatisch' auch zu den quartiersinternen Geschäftsstraßen, wo auf kurzen Wegen der tägliche Einkauf erledigt werden kann - und das über das ganze Quartier gleichmäßig verteilt. Die vielen Eck-Läden und Eck-Kneipen sind hierfür schon fast sprichwörtlich.

"Der große Vorteil dieser dichten Verkehrserschließung in kleinrästiger Weise ist die gute Durchlässigkeit und Erreichbarkeit sowie die Verteilung des Verkehrs (...) Die Mischung von Wohnen und Infrastruktur - die Läden in der Straße oder 'um die Ecke' sind schnell zu erreichen - bedeutet durch die weniger weiten Wege zur Verrichtung von Alltagsgeschäften zugleich weniger Verkehrsaukommen. Funktionstrennungen werden durch diese Erschließungssysteme am einfachsten (vgl. HÜLBUSCH et al., 1973) vermieden." (LUCKS, T. 1993: 124)

Qualitative Gleichheit - nicht Gleichmacherei

Die über den einfachen Quartiersgrundriss hergestellte 'Hierarchie der Straßen' stellt ihrerseits innerhalb des Quartiers Orte unterschiedlicher Lagewerte her. Die banale Organisation kann so vorhandene ökonomische Disparitäten aufnehmen. Innerhalb des Quartiers variiert die Größe (Breite) des Hauses entsprechend der Lagegunst. Die größeren Häuser der reichen Leute stehen meist an den größeren und bedeutenderen Straßen, den 'städtischen Märkten', wie A. NAGL (1993) es nennt. Denn die

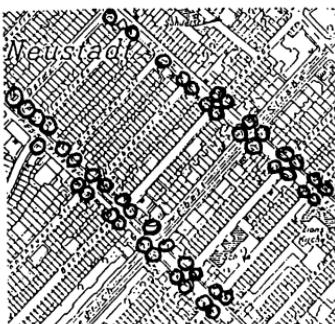
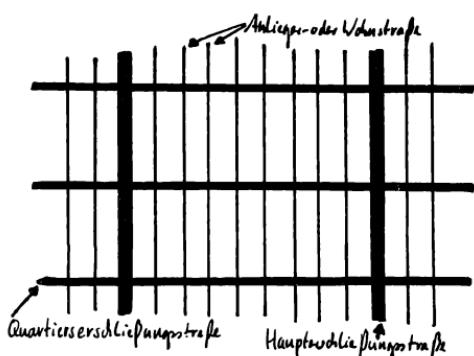


Abb. aus THELM, C. 1991

Bedeutung der Straße bestimmt die Lagegunst der angrenzenden Grundstücke und damit die Privilegierung der AnliegerInnen. Die gleichmäßige Verteilung von Orten unterschiedlicher Lagegunst (vgl. Abb) ermöglicht so



Gleichmäßige Verteilung
der Orte hoher Lagegunst
im Quartier (je dunkler die
Schraffur, desto höher der
Lagewert)

'automatisch' die 'soziale Mischung', von der die fortschrittlichen Städtebauer heute wieder so begeistert schwärmen. Auch sie ist allerdings nicht entwerferisch inszeniert, sondern über die Organisation des Quartiers einfach möglich.

Diese rein organisatorisch bedingte 'soziale Mischung' wird z.B. in Bremen noch ergänzt durch die Zusammensetzung der Quartiere aus vielen einzelnen Unternehmerstraßen (vgl. CRAMER, J./GUTSCHOW, N. 1982; LUCKS, T. 1993; VOIGT, W. 1992). Die einzelnen Unternehmer, die eine Straße planten, die Grundstücke parzellierten und bebauten, orientierten sich jeweils an einer bestimmten Schicht potentieller KäuferInnen.

"Die neuen Straßen waren bürgerlich; sie wiesen einen erstaunlich hohen Grad sozialer Homogenität auf - man wohnte unter 'seinesgleichen'." (LUCKS, T. 1993:117)

Diese soziale Homogenität bezieht sich aber eben auf einzelne Straßen und muß nicht für das ganze Quartier gelten. Oft befinden sich Straßen mit unterschiedlichem ökonomischen oder sozialen Status direkt nebeneinander.

Trotz aller vorhandenen ökonomischen Disparitäten innerhalb eines Quartiers besteht aber eine prinzipielle Gleichheit.

"Gleichheit (ist hier) nicht als simple equality, auf gut deutsch als 'Gleichmacherei' aufzufassen: nicht als totale Gleichheit aller Lebensverhältnisse." (KALLSCHEUER, O. 1993: 145)

Die Gleichheit in den Haushufe-Quartieren ist qualitativ zu verstehen. Alle verfügen über einen qualitativ gleichwertigen Kanon von Haus und Hof (vgl. BÖSE-VETTER, H. 1991), über einen Anteil an der Straße und die Möglichkeit, die quartiersinterne Infrastruktur zu nutzen.

"Um die Jahrhundertwende hatte Bremen (...) 161000 Einwohner. Sie wohnten mit wenigen Ausnahmen in Reihenhäusern, die sich zwar nach Quartieren und sozialen Rängen unterschieden, aber mehr oder weniger auf einen Grundtyp reduzierbar waren." (VOIGT, W. 1992: 15)

Eine Stadt für alle

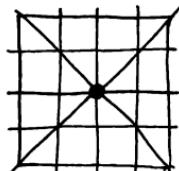
Den Protagonisten des "künstlerischen Städtebaus" (a la Camillo Sitte) in Bremen ist die einfache und 'gemeine' (vgl. ILLICH, I. 1982) Quartiersorganisation allerdings ein Dorn im Auge. Der 1904 von Berlin nach Bremen gekommene Architekt Emil HÖGG z.B. kritisierte die Langeweile der "einmal aufgestellten Schablone".

"Die in Bremen geübte Praxis mache "den heilsamen Wechsel zwischen Geschäftsstraßen und Wohnstraßen, die Verteilung der Bevölkerung nach sozialen Schichten, die Berücksichtigung der Verkehrsbedürfnisse ebenso unmöglich (...) wie das Freihalten der notwendigen Plätze und Anlagen, oder wie die Aufstellung der Monumentalbauten in bevorzugter wirkungsvoller Lage." (HÖGG, E. zit. in: VOIGT, W. 1992: 41)

Damit spricht Högg eine weitere Eigenschaft der 'Hufestadt' an: Die relative Gleichheit der Quartiere innerhalb der ganzen Stadt. Die 'Verteilung der Bevölkerung nach sozialen Schichten' wie Högg sie wohl aus Berlin kennt, ist in Bremen nicht in dem Maße zu finden. Zwar gibt es auch hier statushöhere- bzw niedere Quartiere aber die Disparitäten sind längst nicht so ausgeprägt wie in anderen Städten und: sie beruhen primär auf einer quantitativen Differenz - nicht auf einer qualitativen.

Das zentralisierte Raster der Block-Erweiterungen

Die i.d.R. quadratischen Baublöcke der Block-Quartiere stellen ein Straßennetz her, in dem alle Straßen gleich viele Kreuzungen haben. Alle Straßen und Straßen-ecken sind daher organisatorisch gleich wichtig bzw. unwichtig. In Weimar ist das z.B. idealtypisch zu bewundern (vgl. AUTORINNERGRUPPE 1994, LINNE, K. 1995). An allen Kreuzungen des Gründerzeit-quartiers ist dort gleich viel los: nämlich nix!



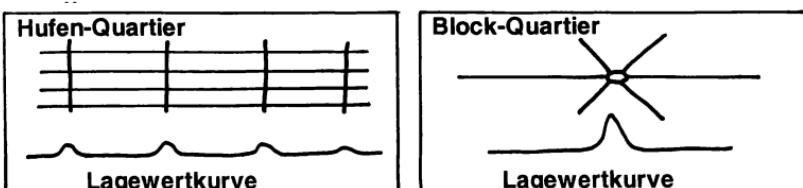
Neutralraster

Das Fehlen organisatorisch bedingter wichtiger Eckpunkte und übergeordneter Straßen - also einer Hierarchie - wird bei der Block-Erweiterung durch die entwerferische Erfindung solcher Orte ersetzt. Hauptstraßen definieren sich nicht mehr über viele Einmündungen von Seitenstraßen, sondern allein über die Breite und/oder eine entsprechend üppige Ausstattung z.B. mit Baumstreifen. Diese entwerferische Betonung einzelner Straßen erreicht allerdings nicht unbedingt eine stärkere Frequentierung bzw. erhöhte Öffentlichkeit. Erst die Zentralisierung, d.h. die Bündelung von mehr als vier Straßen an zentralen Plätzen hebt die 'diffusen Orientierungsmöglichkeiten' des Neutralrasters auf (vgl. HÜLBUSCH, K.H. et al. (1973) 1994) und stellt Orte zur Ansiedlung von Läden her. Statt vieler über das ganze Quartier verteilter kleiner 'Eckplätze' (vgl. COLLAGE NORD 1996: 5 (Teil2)) werden wenige zentrale Plätze angelegt. Der einfache organisatorische Rahmen, innerhalb dessen über den selbstverständlichen Gebrauch an vielen Orten Plätze entstehen können, der 'Platz lässt' (ebd.) wird durch die städtebauliche Inszenierung von Öffentlichkeit ersetzt.

"Offenbar können Planer und Architekten nicht an der fixen Idee vorbei, daß sie außer gebrauchs- und anpassungsfähigen Häusern (oder Quartieren A.d.V.) auch noch die Verhältnisse zu planen hätten." (HÜLBUSCH, K.H. 1990: 2)

Soziale Entmischung des Quartieres

Ein Ergebnis der Anlage zentraler Plätze ist die starke Konzentration hoher Lage-werte an wenigen Orten. Da der Lagewert auch im Block-Quartier über die Nähe zum Markt bestimmt wird, der Quartiersentwurf aber nur wenige Marktorte vorsieht, sind hier die Bodenrenten entsprechend hoch (vgl. Abb.).



Lagewert-Verteilung in Hufen- und Blockquartieren (schematisch)

Der Laden an der Ecke, der für alle auf kurzem Wege zu erreichen ist, wird so durch die Läden am Platz ersetzt; die Wege werden weiter. In geschlossen bebauten grün-derzeitlichen Blockrandquartieren treten die Folgen dieser Zentralisierung meist noch nicht so stark in Erscheinung weil da hier die Plätze oft noch dicht beieinander liegen und die hohe Dichte meist auch die Ansiedlung von Läden an 'normalen' Blockcken ermöglicht. In Quartieren mit offener Blockrandbebauung können die Wege zum nächsten 'Zentrum' aber schon sehr weit sein.

Soziale Entmischung der Stadt

Das Prinzip der Herstellung von Orten stark unterschiedlicher Lagewerte und ihrer räumlichen Entmischung ist nicht nur für die einzelnen Quartiere, sondern auch für die ganze Stadt erkennbar. Ein deutliches Indiz dafür ist die außerordentlich große Bandbreite an Haus- und Gebäudetypen innerhalb der Block-Erweiterungen. Während die Bebauung bei den Hufe-Erweiterungen nur zwischen Reihen-, Doppel- und Einzelhäusern variiert, reicht das Spektrum bei den Block-Erweiterungen von vielgeschossigen Blockrandgebäuden (vgl. VOLZ, H. 1996) über verschiedene Varianten von Geschoßhäusern bis hin zu repräsentativen Villen. Die Bebauung ist dabei innerhalb eines Quartiers jedesmal sehr homogen. Die Unterschiede zwischen den Beispielen sind allerdings beachtlich und nicht nur Ausdruck unterschiedlicher Quantitäten - wie bei den Hufe-Erweiterungen -, sondern auch und vor allem qualitativ begründet. Während die Häuser (Geschoßhäuser bis Einfamilienhäuser) noch über den bewährten Kanon von Haus und Hof (vgl. BÖSE-VETTER, H. 1991) verfügen und damit einen hohen Gebrauchswert haben, ist dieser bei den Blockrandgebäuden schon stark reduziert, das Hausen wird durch die Organisation dieser Gebäude stark erschwert bzw verhindert (vgl. PROTZE, K. 1994; VOLZ, H. 1996). Die qualitative Gleichheit der Hufen-Bebauung ist hier also durch die Einführung qualitativer Disparitäten aufgehoben worden.

Das Auftreten sowohl quantitativer als auch qualitativer Disparitäten zwischen einzelnen Quartieren ist Ausdruck der Durchsetzung einer Trennung der Bevölkerung



**Werbung für das privilegierte
Quartier im Vorderen Westen
um die Jahrhundertwende.**
(aus: FELDNER, C. / WIEDEN, P. 1987)

nach sozialen Schichten, wie sie u.a. ja von Emil HÖGG gefordert wurde. Am Beispiel Kassels ist diese Trennung gut nachvollziehbar: In der Kasseler Nordstadt wohnten (und wohnen) die ärmeren Leute in Quartieren mit diechter Geschoßgebäude-Bebauung, starker Hinterhofbebauung und unmittelbar neben bzw. zwischen vielen Gewerbebetrieben und Fabriken. Eine feinere Adresse war (und ist wieder) da schon der Vordere Westen (ehem. Hohensollern-Stadtteil - vgl. Abb.) mit einer Mischung aus repräsentativen Geschoßgebäuden und Geschoßhäusern mit meist unbebauten Hinterhöfen, üppigen Straßenbreiten und -ausstattungen (Alleen) und nahen öffentlichen Freiräumen. Wer aber richtig was auf sich hielt, der residierte in der Villenkolonie Mulang nahe dem Schloß Wilhelmshöhe.

"So bedeutete die Anregung Emil Höggs zu einer "Verteilung der Bewohner nach sozialer Schicht" nichts anderes, als daß die Privilegierten unter sich bleiben wollten." (VOIGT, W. 1992: 44)

Die Wirtschaftshufen- und Werks-Siedlungen: 'Funktionalisierung auf Selbstversorgung' (MOES, G. 1995)

Die gründerzeitliche Aufteilung der Stadt in Quartiere unterschiedlichen sozialen Status ging einher mit einer funktionalistischen Ausrichtung der Quartiersorganisation auf jeweils bestimmte ökonomische Verhältnisse -jeder sozialen Schicht wurde 'ihr' Quartier zugewiesen. Besonders deutlich kommt diese spezialisierte Ausrichtung der Quartiere bei den Arbeiterwohnungs-Siedlungen und den Wirtschaftshufen-Siedlungen zum Ausdruck. Die ökonomisch (mit dem Werkswohnungsbau banden die UnternehmerInnen die ArbeiterInnen fest an ihre Betriebe und nutzten die Möglichkeiten zur Selbstversorgung als Vorwand für Lohnkürzungen. vgl. BROOKHUIS, N. et al. 1992: 15f) oder ideologisch (z.B. die von der Großstadtkritik gespeiste Gartenstadttideologie mit ihrer Utopie der Schaffung 'autarker Enklaven') begründete Zuordnung sehr großer Parzellen zu jedem Haus hatte ausschließlich die Autarkie der Haushalte im Auge. Diese "Funktionalisierung des Wohnens auf Selbstversorgung" (MOES, G. 1995, 21) ignorierte dabei die Bedeutung der kommunalen Ökonomie und zerstörte so die "Möglichkeit städtischer Subsistenz" (ebd.).

"Die Selbstversorgersiedlung ist nicht als Kommune geplant und ist aufgrund der fehlenden Dichte und Kaufkraft nicht in der Lage, eine Stadt zu werden." (Nagl, A. 1993: 47)

Die in den Selbstversorgersiedlungen oft anzutreffenden kleinen Plätze und 'Anger' sind hier nur hilflose Versuche der EntwerferInnen, diese fehlende Dichte zu inszenieren.

Exkurs: Vom Haushufendorf zur Wirtschaftshufenkolonie - eine Analogie vom Lande

Die beschriebene Auf- bzw. Ablösung der städtischen Haushufen-Quartiere durch Wirtschaftshufen-Siedlungen hat analog auch in Siedlungen einer rein bäuerlichen (primärproduktiven) Ökonomie stattgefunden. In den verschiedenen Kolonialisierungsphasen vom Mittelalter bis zum Barock wurden jeweils unterschiedlich organisierte Dörfer angelegt. Die so entstandenen Dörfer sind nicht nur hinsichtlich ihrer Organisation (Grundrisse) den städtischen Hufen-Siedlungen sehr ähnlich, auch die ideologischen Hintergründe zeigen einige Ähnlichkeiten. Auf dem platten Land ist der Funktionalismus aber wohl einige Jahre früher aufgekreuzt.

Die Dörfer des Mittelalters bildeten i.d.R. geschlossene Siedlungen, in denen neben den Hofgebäuden nur die Hofflächen, Gärten und einige hofnahe (Haus-) Wirtschaftsflächen Platz fanden. Die Äcker, Wiesen und Huten lagen dagegen außerhalb der Siedlungsfläche in den verschiedenen Gewannen und Allmendflächen (vgl. Abb.).



Haufendorf (Angerdorf) mit umliegenden Wirtschaftsparzellen. Das Prinzip der "gewachsenen Dörfer" mit ihren Gewannfluren wurde bei den frühen "geleiteten Kolonisierungen übernommen und in planmäßiger Form angewandt" (SCHWARZE, G. 1959: 187). Es ist hier deshalb idealtypisch ausgebildet.

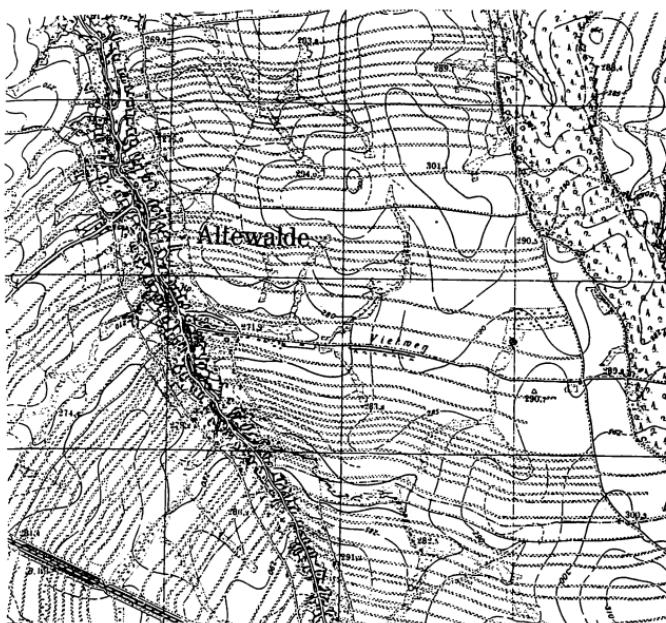
Zum Vergleich: Haushufenquartier der Bremer Neustadt mit umliegenden Kleingärten.

Diese Siedlung- und Flurorganisation ist im Zusammenhang mit der Dreifelderwirtschaft zu sehen, denn bei dieser Form der Landbewirtschaftung mußten die autonomen Hausverbände eine Art genossenschaftlicher Bindung eingehen, um ein geregeltes Neben- und Miteinander zu gewährleisten. Die räumliche Nähe der Höfe war hierfür eine Voraussetzung.

Mit der Zerschlagung der Dreifelderwirtschaft und ihrer ausgeklügelten Mischung von privater und gemeinschaftlicher Ökonomie und der von den Landesherren durchgesetzten Privatisierung der Landbewirtschaftung (vgl. POLANYI, K. 1978) wurden auch die Formen der ländlichen Siedlungen verändert. Bei Dorfneugründungen wurden die Höfe "entsprechend der allgemeinen Tendenz der Individualisierung" (SCHWARZE, G. 1959: 191) direkt auf den ihnen gehörigen Hufen errichtet. Es entstanden Siedlungen mit gereihten Hufen. Wegen der sehr schmalen Parzellierung der Hufen lagen die Höfe hier anfangs noch dicht beieinander (vgl. Abb.). Die Höfe

liegen noch dicht an der Straße und die Wirtschaftshufen sind mit einem parallel zur Hauptstraße verlaufenden Wirtschaftsweg zusätzlich verbunden.

"Haben wir es doch hier mit einer Siedlungsform zu tun, die einerseits als Gruppensiedlung noch das Gemeinschaftsleben betont und andererseits durch ihre spezifische Flurgestaltung der Eigenbetätigung des einzelnen genügenden Spielraum lässt." (SCHWARZ, G. 1959: 167)

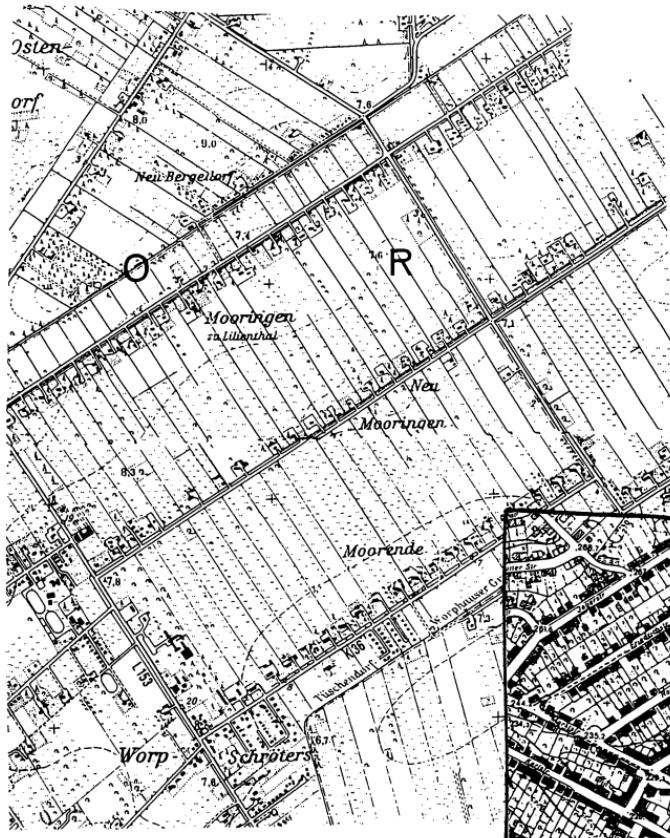


Waldhufendorf (aus: SCHWARZE, G. 1959: 166)

Was G. SCHWARZE den Wald-, Hagen- und Marschenhufendorfern noch attestiert, gilt für die späteren Moorhufenkolonien allerdings nicht mehr. Die Höfe sind hier bereits so weit auseinandergerückt, daß von einem 'Dorf' wohl kaum noch gesprochen werden kann. Die weiten Wege zwischen den zurückgesetzten Höfen, die von den BewohnerInnen meist durch ein informelles Wegenetz in Höhe der Hoflagen abgekürzt werden, erschweren die Möglichkeiten der Nachbarschaft, wie R. KÖNIG sie beschreibt:

"Diese Nachbarschaft muß übrigens keineswegs immer nur im Sinne der "Vergemeinschaftung" wirken; sie kann genauso starke Rivalitäten und Reibungen, auch geradezu Machtkämpfe auslösen. Aber abgesehen von der Frage, ob gemeinsames oder entgegengesetztes Handeln zustande kommt, kann die Nachbarschaft des Zusammensiedelns (...) spontan eine Unmenge sozialer Interaktionen auslösen, die ohne räumliche Nähe nicht denkbar wären und aus denen dann auch gemeinsame Bindungen, Werte, Mythen und Kulte erwachsen, die wesentlich lokal gebunden sind." (KÖNIG, R. 1958: 33)

Die vorgenommene Arondierung der Flächen um den Hof herum ist hier Ausdruck einer funktionalistischen Siedlungsplanung, die nur an der Produktivität der einzelnen Höfe interessiert war, um die herrschaftlichen Kassen zu füllen. Dabei wurde das Dorf als Ort wichtiger sozialer Kontakte aufgelöst.



Moorhufen-Kolonie:
Die Auflösung des
Dorfes
Zum Vergleich:
Wirtschaftshufen-
Siedlung: Die
Auflösung der Stadt.



3. ÖKONOMIE DER ERWEITERUNGEN

Bei der Planung einer Siedlungserweiterung spielt die Ökonomie neben der Frage der Erweiterbarkeit und der Variabilität eine zentrale Rolle. Grundsätzlich ist dabei zwischen der privaten (häuslichen) und der kommunalen (sozialen) Ökonomie zu unterscheiden. Erstere beinhaltet neben der Frage wie teuer ein Haus oder eine Wohnung ist auch den jenseits der Tauschwertökonomie beheimateten Bereich der 'Produktion der Reproduktion' (vgl. HÜLBUSCH, I.M. 1978) bzw. der Subsistenz (vgl. MIES, M. 1983) und ist damit aufs engste mit den qualitativen Möglichkeiten des Quartiers zur Alltagsbewältigung - der Gebrauchsökonomie - verbunden. Die private Ökonomie reicht also weit über den rein monetären Bereich hinaus. Kosten der Erschließung und der Ver- und Entsorgung (Wasser, Strom, Müll, Post usw.) sowie deren Instandhaltung betreffen die kommunale Ökonomie. Diese Kosten werden durch alle TeilnehmerInnen bzw. alle Angehörige einer Stadt oder Gemeinde geteilt, egal wie hoch jeweils der individuelle Anteil daran ist (ein Brief kostet z.B. in der Villensiedlung genausoviel wie in einer Reihenhausssiedlung obwohl der/die PostbotIn viel weiter laufen muß, um die Briefe zu verteilen).

Beide Ökonomien - private und kommunale - hängen eng zusammen und müssen gemeinsam bedacht werden, denn die 'Optimierung' der einen Ökonomie geht sonst zu Lasten der anderen: In einer Hochhaussiedlung z.B. mögen zwar die Kosten für Ver- und Entsorgung reduziert sein, dieses aber um den Preis der Zerstörung des Gebrauchswertes und damit einer enormen Belastung der privaten (bes. der nicht-monetären) Ökonomie. Andersherum mag die Einfamilienhaussiedlung mit großen Grundstücken in der Peripherie zwar vielleicht gute Möglichkeiten zur Bewältigung des Alltags bieten (wenn mensch Glück hat), dieses geht aber auf Kosten der 'Allgemeinheit' durch enorme Erschließungskosten und die Verschwendungen von viel Bau- grund zugunsten weniger.

Mit welcher Siedlungs- bzw Erweiterungsform können also die beiden Ökonomien unter einen Hut gebracht werden und was können wir dazu aus der Gründerzeit lernen? Unter dieser Fragestellung werden die gründerzeitlichen Erweiterungstypen im Folgenden beleuchtet.

Geiz

Das ökonomische Prinzip der Ausfallstraßen-Erweiterung ist die extreme Sparsamkeit. Das gilt nicht nur in Bezug auf die Hufen-Bebauung auf schmalen, tiefen Parzellen, die vielen Leuten einen Platz an der Straße ermöglicht, sondern vor allem für die Erschließung. Hier wird nämlich auf eine neue Investition in die Erschließung völlig verzichtet, indem einfach entlang bestehender Straßen gebaut wird. Angesichts der enormen Folgelasten einer ausgedehnten Ausfallstraßen-Erweiterung in Form langer Wege für die BewohnerInnen und großer Probleme für die späteren Erweiterungen (vgl. Abschnitt Erweiterbarkeit), ist die Sparsamkeit hier allerdings eher als Geiz zu bewerten. Die Ausfallstraßen-Erweiterungen schmarotzen sozusagen am Bestand, fügen ihm keine neue Investition in Form eines Planes oder einer Lücke für spätere Erweiterungsmöglichkeiten hinzu und verbauen so die Möglichkeiten für spätere kluge Erweiterungen. Der Geiz dieser Art der Erweiterung muß also später teuer bezahlt werden.

Spekulation

Einem völlig anderen - eher entgegengesetzten - Prinzip folgt die Block-Erweiterung. Während die Ausfallstraßen-Erweiterung auf Kosten späterer Erweiterungen jede Investition in eine eigene Erschließung vermeidet, wird bei der Block-Erweiterung die großflächig entworfene Erschließung quasi auf Vorrat gebaut.



Stadtplan von Kassel (vorderer Westen) aus dem Jahr 1902. Die großflächig gebaute Erschließung ist nur zu einem kleinen Teil bebaut. Sie wurde erst in den 50er Jahren 'voll'.

In Erwartung einer baldigen Bebauung fertigten die Städtebauerinnen detaillierte Pläne an und heizten damit, wie es W. HEGEMANN «1930)1988) am Beispiel Berlins beschreibt, die Spekulation durch private Investoren an.

“Er (der Berliner Polizeipräsident, a.d.V.) beschränkte sich nicht auf die Feststellung der Hauptverkehrslinien, sondern entwarf ein ziemlich weit in Einzelheiten gehendes Straßennetz ; er beschränkte dann obendrein dieses Straßennetz nicht auf die ‘Bedürfnisse der näheren Zukunft’, sondern gab der Spekulation ‘Tips’ auf die nächsten hundert Jahre hinaus.” (HEGEMANN,W. (1930)1988:217)

In Kassel machte sich der Tuchfabrikant und Bodenspekulant Sigmund Aschrott um die Jahrhundertwende einen Namen. Er hatte im Kasseler Westen großflächige Ländereien billig aufgekauft, dort innerhalb weniger Jahre ein umfangreiches Straßennetz (nach Plänen des 'geheimen Baurates' Stübben) bauen lassen und die einzelnen Parzellen dann als Bauland teuer verkauft. Diese Spekulation bescherte Aschrott viel Geld und durch seine wohltätigen Gaben auch ein hohes Ansehen in der Stadt. Für die private Ökonomie der Bauherren/frauen bzw. Mieterinnen bedeutete sie aber eine enorme Belastung. Wenn der Straßenausbau nicht - wie in Kassel - von privaten Spekulanten, sondern von der Stadt bezahlt werden muß (wie z.B. in Berlin, vgl. HEGEMANN, W. «1930) 1988: 214», werden durch diese Art der Bebauung auch die kommunalen Finanzen heftig strapaziert weil auf einen Schlag viel Geld für Erschließung ausgegeben wird, was sich spätestens dann negativ auswirkt, wenn die StädtebauerInnen sich verspekuliert haben und große Teile der bereits gebauten Erschließung lange Zeit unbebaut bleiben. Die ökonomischen Verluste durch den zu großkotzigen Ausbau der Erschließung zahlt dann allerdings die Kommune und nicht der/die Städtebauerin.

Sparsamkeit

Die Haushufen-Erweiterung steht in ihrer Ökonomie zwischen den Ausfallstraßen- und den Block-Erweiterungen. Sie investiert zwar in eine neue Infrastruktur, doch haben diese Investitionen keinen spekulativen Charakter, sondern sie folgen dem jeweiligen Bedarf. Hier wird nicht auf einen Schlag ein großes Straßennetz auf Vorrat ausgebaut, sondern das Straßennetz wird gemeinsam mit der Bebauung nach und nach erweitert. Damit dieses nicht - wie bei den Ausfallstraßen-Erweiterungen - auf Kosten der späteren Erweiterungen geschieht, liegt der Haushufen-Erweiterung ein Plan oder ein einfaches Strickmuster zugrunde (vgl. Abschnitt Erweiterbarkeit). Der Plan legt nur die Hauptstraßen fest und nur diese werden teilweise auch schon angelegt, ohne gleich bebaut zu werden. Die Flächen zwischen diesen Hauptstraßen werden dann erst nach und nach erschlossen und bebaut. Am Beispiel der Erweiterung der Bremer Neustadt ist dieses Prinzip gut nachvollziehbar. Wie der Plan von 1870 (vgl. Abb.) deutlich zeigt, sind nur die Hauptstraßen festgelegt. Im Gegensatz

**Der Plan Bremens von 1870
(auf einer Kartengrundlage
von 1882) legt nur die
Hauptstraßen fest.**



zu den detaillierten Plänen für Berlin oder Kassel (vgl. Abb.) wird damit die Bodenspekulation reduziert.

"In der Tat, wenn ein Bebauungsplan sich auf die Hauptverkehrslinien beschränkt und wenn diese Straßen obendrein noch über ein sehr großes Gebiet verstreut sind (je größer, desto besser (...)), dann fehlen der Bodenspekulation viele der Handhaben, die sie braucht, um wirklich schädlich werden zu können." (HEGEMANN,W.1988(1930):217).

Auf dem Stadtplan ist außerdem zu sehen, wie die Bautätigkeit im Süden der Neustadt beginnt und die vorhandene Erschließung sich auf diesen Bereich beschränkt bleibt. Bis in die 30er Jahre wurde nach diesem einfachen Prinzip weitergestrichen (vgl. Abb.). Erschließung und Bebauung sind kontinuierlich weiter gewachsen und ohne großartige spekulative Vorinvestitionen ist so ein großes eigenständiges Quartier gebaut worden.

Bremen 1931.
Auch in den 30er Jahren ist noch nicht mehr Fläche erschlossen, als bebaut.



Zur Ökonomie von Haus- und Wirtschaftshufen

Die Wirtschaftshufen-Erweiterungen zeigen deutlich eine Auflösung der dichten Haushufen-Erweiterungen sowohl was deren Struktur, als auch was deren Lage angeht. Die Haushufen-Quartiere erreichen ihre hohe Dichte durch die 'Auslagerung' eines Teiles der Hufe an den Stadtrand, wo er in Form von Kleingärten oder Grabeland wieder auftaucht. Diese Aufteilung der Hufe reduziert die Belastung für die private (Geld-) Ökonomie weil der Gebrauch des teuren stadtnahen Baulandes relativ gering bleibt. Sie verringert aber auch die kommunalen Investitionen weil durch die hohe Dichte im Haushufen-Quartier die Infrastrukturkosten niedrig sind. Als Vorbild für diese ökonomisch kluge Trennung in Haushufe und ausgelagerten Wirtschaftsteil dienten hier vermutlich die mittelalterlichen Dörfer und Städte bis zur Renaissance, bei denen die Haushufen innerhalb und die Wirtschaftshufen außerhalb der Stadtmauer lagen (vgl. Spaziergang Grebenstein).

Bei den Wirtschaftshufe-Siedlungen wurden die beiden Parzellenteile zusammengelegt. Der Flächenbedarf dieser Siedlungen ist dadurch enorm hoch, die Dichte dagegen gering. Damit die großen Grundstücke (durchschnittl. 700 qm) bezahlbar sind, werden die Siedlungen in der Peripherie der Städte angelegt weil da das Bau-land billiger zu haben ist. Zwar bleibt so die private Ökonomie verschont und wird zudem noch über die Zuordnung einer 'vollständigen' Wirtschaftshufe zu jedem Haus 'belohnt', doch heben die umfangreiche Erschließung für wenige Anlieger und die eingebauten Mätzchen des "künstlerischen Städtebaues" (Plätze und Straßenaufweitungen) diesen 'Gewinn' wieder auf. Auch kommunal ist diese Form der Erweiterung nicht tragfähig. Die Ver- und Entsorgungskosten sind wegen der geringen Dichte und

der Entfernung zur Stadt enorm hoch. Darüberhinaus bedingt die baulich-strukturelle Verhinderung eines eigenen Angebotes an Geschäften (die fehlende Dichte lässt eine Ansiedlung nicht zu) kompensatorische Leistungen durch die bestehenden funktionierenden Quartiere (vgl. NAGL,A. 1993).

Erweiterungstypen und Lokalisationsimpulse

Der grundsätzliche Unterschied zwischen der Ökonomie der schmarotzenden Ausfallstraßen-Erweiterungen und der der investierenden (und z.T. spekulierenden) Rastererweiterungen in Blöcken oder Haushufen ist Ausdruck einer völlig unterschiedlichen lokalen Investitionsbereitschaft bzw. eines unterschiedlichen Investitionsvermögens. Das Auftreten des jeweiligen Erweiterungsprinzips ist keineswegs zufällig, sondern das Ergebnis eines bestimmten Lokalisationsimpulses. NEEF,E. (1950:320f) spricht in diesem Zusammenhang von den Siedlungserweiterungen als "Erscheinungen (Lokalisationsphänomene) eines Lokalisationsvorganges". Nach NEEFs 'Standortslehre' lassen sich so die verschiedenen Erweiterungsformen plausibel als Ergebnisse unterschiedlicher Lokalisationsimpulse verstehen.

Wenn es an einem Ort einen starken Lokalisationsimpuls (z.B. die Ansiedlung einer Fabrik, einer Kaserne oder einer Verwaltung) gibt, kommt es durch die hohe Nachfrage nach Bauland zu hohen Bodenpreisen, die einen haushalterischen Umgang mit der vorhandenen Fläche zur Folge haben. Es wird hier also z.B. keine Erweiterungen mit Wirtschaftshufen geben, sondern eine mit Haushufen oder dicht bebauten Blöcken. Der zu erwartende Umfang der Erweiterung zwingt zu einer flächigen Erweiterung also der Anlage eines neuen Straßenrasters.

Bei einem sehr schwachen (oder fehlenden) Impuls wird es dagegen keine Bereitschaft für größere Investitionen geben. Die wenigen neuen Häuser werden dann meist an bereits bestehenden Straßen errichtet. Als Ausdruck eines fehlenden oder schwachen Impulses entstehen die Ausfallstraßen-Erweiterungen. Die relativ großen Grundstücke der Ausfallstraßen-Erweiterungen können in diesem Zusammenhang als Hinweis eines großen Anteils lokaler handwerklicher oder bäuerlicher Ökonomien an der Erweiterung gewertet werden. Sie sind in jedem Fall Ergebnis ausbleibender Verknappung und damit niedriger Bodenpreise.

Entscheidend für die Art und den Umfang der Erweiterungen ist also die Stärke des Lokalisationsimpulses. Dieser wiederum ist prinzipiell unabhängig von der Größe des Ortes, an dem er stattfindet. Meist waren es bereits bestehende Städte, die in der Gründerzeit in großem Umfang erweitert wurden, manchmal waren es aber auch kleine Orte, die durch einen starken gründerzeitlichen Lokalisationsimpuls zu (heutigen) Städten ausgebaut wurden. Andererseits gibt es Orte, die bis zum Ende des 18.Jahrh. relativ groß und bedeutend waren, an denen dann aber der gründerzeitliche (und klassizistische) Erweiterungszug vorbeigerauscht ist; die in der Gründerzeit also kaum erweitert wurden und oft nur über popelige Ausfallstraßen-Erweiterungen verfügen. Ähnliches (nämlich fast nichts) passierte auch in vielen (heutigen) Dörfern.

Der Lokalisationsimpuls entscheidet also über Art und Umfang der Erweiterung - nicht die ursprüngliche Größe eines Ortes! Wenn die Erweiterungen den 'Gesetzen'

der jeweiligen Ökonomie und nicht der Größe des Ortes folgte, dann ist auch verständlich, daß in den (ehemaligen) Dörfern und den Städten die gleichen Typen der Erweiterungen auftauchen.

VI. Resümee - Erster Teil-

Resümierende Gedanken zum Dazugelernten

Unser Arbeitsergebnis hat gezeigt, daß es der "Lokalisationsimpuls" (NEEF, E. 1950) ist, der zunächst den Umfang einer Erweiterung bestimmt. Von dem Umfang der Erweiterung hängt in der Folge die Art und Weise der Erweiterung ab. Die "Antworten" auf verschiedenen starke Impulse haben wir über die herausgearbeiteten unterschiedlichen Typen der Siedlungserweiterungen dargestellt. D.h. die Art und Weise der Erweiterung ist unabhängig davon, ob sie von einem Dorf oder von einer Stadt ausgeht, allein die Stärke des Impulses ist entscheidend.

In unseren Thesen gingen wir davon aus, Siedlungserweiterungen in Städten und Dörfern seien vom Prinzip her ähnlich angelegt. Wenn wir auch noch nicht wußten, worin genau der Unterschied zwischen städtischen und dörflichen Siedlungserweiterungen besteht, so schwang in dieser These doch die Annahme mit, daß es solche Unterschiede gibt, die Prinzipien der Erweiterungen jedoch die gleichen sind. Ganz abgesehen von den Schwierigkeiten, die der Versuch einer Definition von "Dorf" und "Stadt" (und zwar für den Zeitabschnitt der Gründerzeit) mit sich bringt, zeigte der Verlauf unserer Arbeit einen anderen Zusammenhang auf, der uns im weiteren zum "Roten Faden" wurde. Rückblickend können wir jetzt feststellen, daß wir mit unseren ersten Thesen ziemlich eilig davon ausgegangen sind, bestimmte Formen der Erweiterung seien entsprechenden Größen-Kategorien - genannt Dorf und Stadt - zuzuordnen. Die Typisierung machte aber deutlich: dem Dorf, der Stadt sind jeweils typische Formen der Erweiterung gar nicht zuzuordnen. Also können wir unsere Thesen in diesem Punkt nun anders formulieren, bzw. präzisieren. Es ist nicht die Größe des ursprünglichen Ausgangspunktes einer Siedlungserweiterung, die den entscheidenden Einfluß auf den Umfang und im weiteren auf die Art und Weise der Erweiterung hat, sondern die Stärke des Lokalisationsimpulses ist hierfür ausschlaggebend.

Kleine Erweiterungsabschnitte

Einem schwachen Impuls, hinter dem z.B. ein nur kleines Erweiterungsvorhaben steht, folgt auch eine auf dieses Vorhaben beschränkte Erweiterungsstrategie. Kleine Erweiterungsabschnitte hängen bestehenden Erschließungen (also bereits vorhandenen Investitionen) entlang, so entstehen lineare Erweiterungen. Diese sind zwar nicht völlig ungeplant, insofern sie an Konventionen anknüpfen und bezogen auf die Vorhaben des Einzelnen durchaus planvolle Anteile beinhalten können. Diese 'planvollen Anteile' sind es, die bei einem "Zusammenwachsen" kleiner Erweiterungen (mehrere 'Dörfer' werden zu einer 'Stadt') als 'funktionierende Anteile' Bestand haben. Doch wird über die gerade notwendigen Einzelentscheidungen zunächst einmal nicht hinausgedacht, mögliche spätere Erweiterungen sind nicht mitbedacht, es fehlt also die "Investition" in einen weitreichenderen Plan. Dies ruft den Eindruck hervor,

daf^l sich diese Form der Erweiterung als das "Ende" aller Erweiterungsvorhaben begreift. Real produzieren sie ja ein Ende, einen undurchl^ässigen Siedlungsabschlu^ß.

"Flächenhafte" Erweiterungen

Mit einem starken Impuls (bzw. dem Zusammenfall mehrerer Impulse), hinter dem die Ewartung einer quantitativ gr^öfleren Erweiterung steht, ist auch eine Strategie f^ür die Bewältigung des Eingeschätzten verbunden, oft darü^{ber} hinaus eine Spekulation. Der Plan, der im Sinne einer nicht genauen Einschätzbarkeit des Bedarfes ein erweiterbares "Strickmuster" bereithalten mu^ß, wird sichtbar an der Investition in ein Erschließungsnetz, das eine flächenhafte Erweiterung vorbereitet, wobei an den Rändern "das Ende offenbleibt". Die flächenhafte Erweiterung kann wiederum zwei unterschiedlichen Prinzipien folgen.

- Haushufen-Erweiterungen

Zum einen haben wir den Typ der flächenhaften Haushufen-Erweiterung herausgearbeitet, der i.d.R. mit Reihenhausbebauung einhergeht. Wie bei der Ausfallstraßen-Erweiterung wird dabei von der Addition der einzelnen Parzellen her gedacht, doch wird darüberhinaus ein "Strickmuster" bedacht. Die das Strickmuster bestimmende "Einheit" ist die einzelne Parzelle.

Unterschiedliche Vermögensverhältnisse einzelner finden hier Ausdrucksmöglichkeit z.B in einer etwas breiteren Parzelle, oder in der materiellen Ausstattung des Hauses (GRIEP, H. 1985:52), ohne damit allgemein zur Verfügung stehenden Qualitäten der Siedlungserweiterung zu beeinträchtigen. Neben solchen vereinzelt vorkommenden Parzellen gibt es auch ganze Straßenzüge - diese Erweiterung wurde immer staßenweise fortgeführt -, die für ein besser betuchtes Klientel, jedoch nach gleichen Prinzipien bebaut wurden.

I.d.R. waren die von Investoren (Händler und Unternehmer) vorfinanzierten Häuser für den Verkauf vorgesehenen. Außerdem hatten ab 1851 in Bremen Maurer- und Zimmersgesellen die Erlaubnis des Häuserbaus auf ihren eigenen Grundstücken, die anschließend gegen die 'Handfeste' an Arbeiter- und Bürgerfamilien verkauft wurden (vgl. THEILING, C. 1994:95-100). Mit dieser Art der Erweiterung ging also die Möglichkeit eines Hauserwerbes einher.

- Block-Erweiterungen

Die andere Variante der flächigen Erweiterung bildet "Blöcke", d.h. Flächen zwischen Straßen, auf denen anschließend die Parzellierung stattfindet. Die Parzellierung mu^ß auf die Blöcke hin zugeschnitten werden - und nicht umgekehrt, wie bei den Haushufen-Erweiterungen, ergibt die Addition der Parzellen die Straße und damit die Flächen zwischen den Straßen. Damit gerät der Block zu der "Einheit" der Erweiterung, der allerdings durch Zentralisierungen in noch viel gr^öflere "Muster" eingebunden sein kann. Folglich bewegen sich Erweiterungsvorhaben hier in großen Dimensionen.

Mit den Blöcken geht eine Bebauung mit Villen oder Geschäftshäusern, bzw. Gebäuden (vgl. VOLZ, H. 1996:13) einher. Mit dieser Art der Erweiterung werden also zum einen Bauten für (privilegierten) Privatbesitz und zum anderen Mietwohnungsbauten geschaffen. Der Bebauungstyp der Villa weist dabei gegenüber dem Bebauungstyp der Höfe, Einzel- und Doppelhäuser in seiner Organisation einschränkende Verän-

derungen auf (vgl. HARENBURG, B./WANNAGS, I. 1991:99). Demgegenüber enthält die Form des Mietwohnungsbau im übertragenen Sinne noch einige Qualitäten von "Haus und Hof" - und aus diesen gut nutzbaren Anteilen werden unsere Erfahrungen und Vorstellungen vom angenehmen Wohnen im gründerzeitlichen Geschoßwohnungsbau ganz wesentlich gespeist (vgl. MEHLI, R. 1995:32). Doch liegt ein bedeutender Wandel in der Veränderung des Gegenstandes und in der Veränderung der Besitzverhältnisse. Statt der Möglichkeit eines Hauserwerbes entsteht in diesem Rahmen "nur" die Möglichkeit des Mietens einer Wohnung.

Die Ausrichtung auf ein bestimmtes Klientel findet dabei quartiersweise statt. D.h. die Trennung von Arbeiten und Wohnen, die bereits für die Barockzeit aufzeigbar ist (vgl. AUTORINNENGRUPPE 1995:48-51), wird in der Gründerzeit "großflächig", das meint quartiers- oder viertelweise, vollzogen und zum flächenhaft privilegierten Wohnstandort (Villenquartiere) ausgebaut.

Resümee - Zweiter Teil -

UND AM ENDE STEHEN WIEDER NEUE THESEN

Beginn der Separierung an der Peripherie

Für viele unserer Beispiele ist die räumliche Nähe von Ort des Impulses und Ort der Erweiterung gegeben, Ort des Impulses und Ort der Erweiterung fallen annähernd zusammen. Allerdings gibt es einige Beispiele und mehrfach Hinweise (vgl.

MUTHESIUS, H. 1918) darauf, daß im 19.Jhd. eine Siedlungsentwicklung beginnt, die bis in unsere Zeit andauert: Villenkolonien an der Peripherie von der Ballungsräumen.

"Erst die frühe Gründerzeit hat die bis heute gültigen Prinzipien der bedenkenlosen Verschwendungen, laufenden Veräußerung und Besetzung der Stadtränder unter dem Motiv des 'privilegierten Wohnens' am Rand 'konsolidiert.' (AUTORINNENGRUPPE 1992: 86)

In Kassel ist z.B. die Villenkolonie Mulang Ausdruck dieser Abwanderungsbewegung von Wohlhabenden aus der Stadt an den Rand. Der Ort an dem der Reichtum, in Form von 'symbolischem Kapital' (vgl. BORDIEU, P. 1976 in: HARVEY, D. 1987), zur Schau gestellt wird, liegt außerhalb der Stadt, getrennt von dem Ort, der die ökonomische Voraussetzung für den Reichtum bildet. Dazu gehört ein adäquater Bautyp: die Villa, das 'kleine Schloß', eine Form der Herrschaftsarchitektur. Im Gegensatz dazu weisen Erweiterungen mit Arbeiterwohnungsbau meist eine Nähe zum Ort des Impulses auf.

"Die Wohnstätten der Arbeiterbevölkerung werden mit Vorliebe die Nähe des Großgewerbes und Großhandels, und ebenso wie jene, besonders billige Baugründe aufsuchen." (STOBEN, J. 1907: 315)

In der Gründerzeit gibt es Erweiterungen die in der näheren Umgebung entstehen und daneben Siedlungserweiterungen, für die gerade die Distanz zur Stadt charakteristisch ist. Es vor allem die privilegierten Erweiterungen, die vom städtischen Zentrum wegstreben, wohingegen der Arbeiterwohnungsbau i.d.R. einen Nähe zu industriellen Produktionsanlagen aufweist, sozusagen als 'Arbeiterkolonie' der Industriebetriebe (vgl. BOLLEREY, et.al. 1990: 18). Die gründerzeitliche Siedlungsentwicklung findet also in zwei verschiedenen Richtungen statt.

"Dem Zug vom Land zur Stadt zogen nun die Städte von der Stadt ins Umland entgegen" (BOLLEREY, et.al. 1990: 17)

Das Villenquartier als 'Kolonien' der Stadt

Es scheint nun angemessen dem Begriff Villenkolonie Bedeutung beizumessen. Die Abwanderung von Besitzenden aus der Stadt auf das Land, ist ein Zugriff auf die Grundlage der Primärproduktion. Das Land ist die ökonomische Voraussetzung der dort wirtschaftenden Menschen. Die 'Kolonisierung' der Stadtränder und der stadtnahen Dörfer mit privilegierten Erweiterungen ist eine Entwicklung die in der Gründerzeit begonnen hat und bis heute noch weiter vorangetrieben wird. Nicht nur die gründerzeitlichen Villen-Vororte sind u.E. städtische 'Kolonien' auf dem Land, sondern auch die sgn. Gartenstädte und Selbstversorger-Siedlungen. Gemeinsam ist diesen Siedlung, die Verknüpfung von Haus und großer Gartenfläche zu einem großen Grundstück. Während die Villen von Repräsentationsgrün umgeben sind, so sind, bzw. waren es bei Gartenstädten und Selbstversorger-Siedlungen Nutzgartenflächen, die die Autarkie der BewohnerInnen stärken sollten. In Größe und Form sowie bezüglich ihres ideologischen Hintergrundes sind diese Siedlungsentwürfe unterschiedlich. In den meisten Fällen sind es allerdings Wirtschaftshufe-Erweiterungen. Für die Siedlungsorganisation heißt das in jedem Fall, eine geringe Hausdichte. Die fehlenden Hausdichte hat kurz- und langfristig gesehen negative Auswirkungen auf die private sowie die kommunale Ökonomie.

Das Neubaugebiet am Dorfrand als 'städtische Kolonie'

Neubaugebiete, die aktuell auf den Dörfern gebaut werden, stehen u.E. in der Tradition der privilegierten gründerzeitlichen Erweiterungen. Auch diese Dorferweiterungen sind 'Kolonien' der Städte, die zwar in räumliche Nähe zum Dorf entstehen, mit der örtlichen Ökonomie aber wenig zu tun haben. Die ökonomische Ausgangsbasis für die Neubausiedlung am Dorfrand ist die städtische Ökonomie. (Zum Beispiel hat Zierenberg einen großen Zuwachs der Wohnbevölkerung mit dem Aufbau des VW-Werkes in Baunatal bekommen) Die Entfernung zwischen Impuls und Ort der Erweiterung hat, seit Beginn in der Gründerzeit, enorm zugenommen. Eine Voraussetzung dafür war und ist der Ausbau der Verkehrswege.

"Wenn sich auch die Hoffnung auf billigen Wohnraum jenseits der Spekulation nicht sobald erfüllt, so führen die neuen Verkehrsmittel doch zur Ansiedlung von Landhaus- und Villenvierteln, weit ab der Stadt, meist in Anlehnung von an bestehende Vororte. (...) Wie die Landhauskolonien und Villenvororte, waren auch die späteren Gartenstädte - meist blieb es bei Gartenvorstädten- auf eine gute Verkehrsverbindung mit der Stadt angewiesen." (HARTOG, G.1962: 22)

Dieser Ausbau wurde und wird staatlich subventioniert, ebenso wie die Kilometerpauschale als steuerliche Unterstützung der Pendler. Die Kosten, die der 'Allgemeinheit' damit aufgebürdet werden, sind im Grunde nichts anderes als indirekte Erschließungskosten. Indirekt insofern, weil sie in der Erschließungskostenkalkulation und damit in den Grundstückspreisen der Neubaugebiete nicht auftauchen. Obwohl gerade die tägliche Fahrt zum städtischen Arbeitsplatz erst die notwendige ökonomische Voraussetzung für das außerhalb gelegene Einfamilienhaus ist. In letzter Konsequenz zahlen also Alle dafür, daß der 'vielfach beschwörte 'Traum vom Einfamilienhaus im Grünen' für Wenige in Erfüllung geht. Allerdings ist dazu noch anzumerken, daß dieser Traum bei näherer Betrachtung in den meisten Fällen wohl eher ein Alptraum ist. (NAGL, A. 1993: 67ff)

'Lockere Dorferweiterung' - nur ein Vorwand

Die Forderung, man müsse auf dem Dorf locker bauen, wird i.d.R. mit einem Verweis auf das Bild des alten Ortes begründet. Der entwerferische Blick sieht nur die großen Grundstücke und offene Bebauung, die sogleich als dorftypisch bezeichnet werden. Doch die Dörfer sind überhaupt nicht 'locker' gebaut, sondern im Gegenteil sehr sparsam, wenn man die dazugehörige Ökonomie berücksichtigt. Die wohlberichtet nur scheinbar 'lockere' Bebauung der Dörfer hat ökonomische Hintergründe. Die Notwendigkeit von hofnahen Flächen war oder ist in der primärproduktiven Existenz bäuerlicher Betriebe begründet. Der unmittelbare Zusammenhang zwischen Siedlungsvergrößerung und deren ökonomischer Voraussetzung ist dagegen bei Neubaugebieten nicht gegeben. Die städtische Erweiterung auf dem Dorf hat keinen originären Zusammenhang mit der örtlichen Ökonomie, sie ist vielmehr ein Trabant der Stadt. Die großen Grundstücke der Einfamilienhaus-Erweiterungen entbehren i.d.R. jeglicher ökonomischer Notwendigkeit. In dem Moment wo der Zusammenhang zwischen häuslicher/ bäuerlicher Ökonomie und Siedlungsstruktur nicht mehr begriffen wird, gerinnt das Dorf zum (Leit-) Bild. Dieses unverstandene Bild wird stilisiert und als Vorwand für entwerferische Scheinbegründungen vereinnahmt, z.B. auch: Stichwort 'regionaler Baustil' und Gestaltungssatzung. Nicht nur die häusliche Ökonomie wird im Entwurf von Siedlung und Gebäuden nicht bedacht (vgl. NAGL, A. 11993-92); das Übergehen aller notwendigen und alltäglichen Arbeit ist die Voraussetzung für die Beliebigkeit des (post-) modernen Entwurfes (vgl. AUTORINNENGRUPPE 1994b; PROTZE, K, 1993: 7ff). Ganz abgesehen davon sind die Dörfer und Kleinstädte in vielen Fällen tatsächlich sogar viel dichter gebaut, als deren jüngeren Erweiterungen, siehe Grebenstein, Zierenberg usw.. Schon daran wird deutlich, daß die Behauptung, man müsse auf dem Lande locker bauen, weil es dort so üblich wäre, schlicht und einfach ein klischehafter Vorwand ist. Die Behauptung dient als Vorwand, um die Privilegierung der Erweiterungen für kapitalkräftigen Bauherren und Baufrauen, die nicht selten aus der Stadt kommen, 'begründen' zu können. Die Behauptung ist ein fadenscheiniger Versuch die Verschwendungen von Bauland zu legitimieren, indem vordergründig historisierend auf das Dorf als Leitbild zurückgegriffen wird.

Folgen der 'städtischen' Dorferweiterungen

Die städtischen Erweiterungen auf den Dörfern können die lokale Ökonomie des Dorfes beeinträchtigen. Die Orientierung der Neubaugebiete an der Ökonomie der Zentren hat Auswirkungen auf die Infrastruktur der neuen Siedlung, aber auch auf die des alten Ortes.

"Insbesondere wenn es sich um Wohngebiete städtischer Prägung handelt verlangt ihr Abhängigkeitsverhältnis vom Zentrum einer näheren Untersuchung. Sicher ist zunächst die Beziehung zwischen Wohn- und Arbeitsplatz gegeben. Daraus erwachsen vielfach viel stärkere Bindungen indem die Bevölkerung der Wohnsiedlungen alle der Großstadt eigenen Einrichtungen in Anspruch nimmt und damit die Entwicklung eines eigenen Geschäftslebens, sozialer oder kultureller Einrichtungen in der Wohnsiedlung selbst geschwächt oder unterdrückt wird." (SCHWARZ, G.1953: 289)

Eine Voraussetzung für die Etablierung von Infrastruktureinrichtungen ist eine ausreichend dichte Bebauung (vgl. MEHLI, R. 1995: 47). Die Orientierung zum Arbeitsort ist somit nur ein Aspekt, der den Mangel an Infrastruktur in den Neubaugebieten be-

gründet. Die Defizite die daraus entstehen, wirken auf den alten Ort zurück. Trotz der Zunahme an Einwohnern gewinnt der alte Ort kaum Kaufkraft hinzu. Das lokale Gewerbe wird vielmehr durch die Entstehung von (Super-)Märkten am Rand verdrängt (vgl. NAGL, A. 1993: 5). Diese negativen Auswirkungen die, ausgehend von der Stadt auf die gesamte Wirtschaftsstruktur der Peripherie wirkt, nennt Henri Lefebvre 'Verstädterung'.

"Das *Stadtgewebe* beginnt zu wuchern und verschlingt die Überbleibsel des ländlichen Da-seins. Mit *Stadtgewebe* ist nicht im strengen Sinne das bebauten Gelände gemeint, vielmehr verstehen wir darunter die Gesamtheit der Erscheinungen, die die Dominanz der Stadt über das Land manifestieren. So verstanden sind ein zweiter Wohnsitz, eine Autobahn, ein Supermarkt auf dem Land Teil des *Stadtgewebes*." (Lefebvre, H. 1972: 9)

Sobald Dörfer, Kleinstädte und mittelgroße Städte in ein Abhängigkeitsverhältnis zur Stadt geraten, werden sie praktisch zu 'Kolonien der Großstadt' (vgl. ebd.: 10)

Dorferneuerung und Stadtsanierung als Folgen der 'Verstädterung'

Im Gefolge der 'Verstädterung' der Dörfer taucht nicht zufällig die staatlich subventionierte Dorferneuerung oder auch Stadtsanierung auf. Sie sind Folgen der 'kolonialistischen' und funktionsunfähigen Erweiterungen.

"D.h. alles was bei der Stadterweiterung nicht berücksichtigt wurde, schlägt auf den alten Ort zurück. Was draußen nicht funktioniert muß drinnen ausgeglichen werden. Die Kompensation die durch die Funktionsuntüchtigkeit der Trabanten erzwungen wird, wird durch die Altstadtsanierung zentralistisch geleitet." (NAGL, A. 1993: 5)

Als Folge der 'Verstädterung' im weitesten Sinne droht das historische das Bild des idyllischen Dorfes zu zerbrechen. Das historische Dorfbild soll qua administrativ initierter Dorferneuerung oder Altstadtsanierung konserviert werden. Eine Analogie zur Naturschutz Debatte: Parallel zur strukturell bedingten Zerstörung wird der Versuch unternommen ein historisch gewordenen Bild von Dorf- bzw. Landschaft zu konservieren. Dabei werden die ökonomischen Voraussetzungen geflissentlich übersehen und der aktuelle Gebrauch verhindert. Die Dorferneuerung endet real bei der Verhübschung des alten Ortsbildes und so "werden die Häuser und damit die Lebensorte der Menschen zur Kulisse degradiert" (SCHWARZE, B. 1 990: 32).

Folgen der Verschwendungen von Bauland

Die gründerzeitlichen Villenkolonien sind historische Vorläufer der städtischen Dorferweiterungen. Noch immer sind es die Siedlungserweiterungen für eine zahlungsstarke Minderheit. Wenngleich diese Gruppe seitdem 19. Jhd. etwas größer geworden ist, so ist sie dennoch eine Minderheit geblieben. Nicht zufällig, so scheint es nun, ist die freistehende Villa mit Park (und der Kutsche bzw. Auto) noch immer das Leitbild der Siedlungsentwürfe von Neubaugebieten. Die Privilegierung wird weiterhin, ganz nach alter Manier, über die frei und mittig stehende Villa mit Garage und vor allem das Grundstück signalisiert, weiches demonstrativ jegliche Notwendigkeit negiert. Die nach wie vor praktizierte Verschwendungen von Bauland hat zur Folge das Bauland schnell zu einem knappen Gut (vgl. GRONEMEYER, M. 1988: 41) wird.

Wenn etwas knapp ist, dann wird es bekanntlich auch teurer. Ein großer Teil des teuren Baulandes auf wird unter den kapitalstarken Interessenten verteilt. Für die große Mehrheit der Bauwilligen mit keinem oder wenig Kapital ist es nicht möglich, ein Grundstück zu erwerben. Aus dem Mangel an erschwinglichen Bauland, können wiederum Andere Profit schlagen (vgl. MÖLLEKEN, H. 1994: 54). In der Regel heißt

das für den größten Teil der 'Wohnbedürftigen' schlicht und einfach Wohnen im Ge-
schoßwohnungsbau und damit auch Verlust von Autonomie und Wahlfreiheiten.

"In einer Marktwirtschaft ist die Fremdbestimmung wegen der ihr innenwohnenden Bürokratie und Verschwendungen inflatorisch, sobald die Knappheit jener Ressourcen empfunden, befürchtet oder geschaffen wird von denen extravaganter Gebrauch gemacht wird." (TURNER, J.F.C.1 978: 37)

Eine andere Folge der Verknappung von Bauland ist die nächste 'Kolonisierung' des äußeren Randes, inklusive des Ausbaus der Verkehrswege. Der Rand, der ehemals als Peripherie galt, wird nun zum 'inneren Rand' (vgl. AUTORINNENKOLLEKTIV 1991). Ein anschauliches Beispiel dafür sind auch die Eingemeindungen der ehemals stadtnahen Dörfer durch die Städte um die Jahrhundertwende (vgl. REULECKEN, J. 1980: 67ff). Eine Möglichkeit die ungleiche Verteilung von Bauland zu verringern ist der sparsamerer und ökonomischer Umgang mit Bauland; auch das ist eine begründete Prämisse für vorausschauenden und nachhaltige Siedlungsplanung, die für Stadt- und im gleichen Maße für Dorferweiterungen Gültigkeit hat.

Der vorausschauende und nachhaltige Plan: Die Haushufe-Erweiterung

Die gründerzeitlichen Siedlungserweiterungen bieten, neben den privilegierten Erweiterungen, auch brauchbare Beispiele für eine kluge Planung. Die gründerzeitliche Haushufe-Erweiterung ist ein Siedlungstyp, der den Maßstäben einer sparsamen und brauchbaren Siedlungserweiterung gerecht wird. Die Haushufe-Erweiterung ist eine alterungsfähige, dem alltäglichen Gebrauch entsprechenden Organisation, die eine ausreichende Durchlässigkeit und Anpassungsfähigkeit aufweist. Neben der Erweiterbarkeit, die die gründerzeitliche Haushufen-Quartier auszeichnet, bietet der Siedlungsgrundriss eine für BewohnerInnen und die Kommune ökonomische und langfristig tragfähige Siedlungsstruktur. Die Haushufe-Erweiterung kann also in diesem Sinn als bewährten Vorbildes beschrieben werden. Doch sollten wir uns davor hüten, daraus eine rezeptähnliche Lösung für Siedlungsplanungen abzuleiten. Jeder Ort, an den wir als PlanerInnen kommen hat seine eigene 'Siedlungsgeschichte', die zu berücksichtigen ist. Das Wissen um die Gebrauchsmöglichkeiten und Qualitäten von Quartieren ist in den alltäglichen Erfahrungen der BewohnerInnen enthalten. Jeder weiß, wo man in einer Stadt wirklich gut und gerne wohnt. Zu einem guten Plan gehört es die Geschichte des jeweiligen Ortes ernst zu nehmen. Über das Verstehen des jeweiligen Ortes, sind wir in der Lage, an die darin enthaltenen Vorbilder anzuknüpfen.

"Planen, d.h. Erfahrungswissen anwenden und dies immer wieder prüfen und reflektieren. An Beispielen und Gegebenheiten zu messen." (HÜLBUSCH, K.H. 1990:180)

LITERATURVERZEICHNIS

- APPEL, A. 1992: Reisen ohne das Weite zu suchen. in: Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 26 der Kasseler Schule. Kassel
- AUERSWALD, B./LECHENMAYR, H. 1994: Von der Rahmenplanung zum Bebauungsplan - Am Beispiel der Dorferneuerung Blickershausen - Projektarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- AUTORINNENGRUPPE 1992: Stadtränder am Beispiel der Handelsstadt Miltenberg und der Ackerbürgerstadt Bürgstadt. Studienarbeit zum PlanerInnenseminar 1992 am FB 13 der GhK. Kassel
- AUTORINNENGRUPPE 1994a: Balint-Seminar. Die PlanerInnen und ihre Arbeitssituation. Reader zum 9. PlanerInnen-Praxisseminar. Kassel

- AUTORINNENGRUPPE 1994b: Baustruktur, Freiräume und Baustile oder: Wie kommt die Zeit in's Bauen? Projektarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- AUTORINNENGRUPPE 1995a: Ein Stück Landschaft sehen, beschreiben, vergleichen, verstehen - diesmal Bockholmwik in Angeln. Studienarbeit an der GhK. Kassel
- AUTORINNENGRUPPE 1995b: Der Stil der Ökonomie. Reader zum 10. PlanerInnenseminar in Mittenberg/Main 1995. Kassel
- BÄRENWEILER, R./CORDS, H.-J. 1992: Vom Einfamilienhaus zum Einfamiliengebäude. Von "Kaffemühlen" und was es sonst noch gibt...Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- BALKE, D. et al. 1976: Freiraumstrukturplanung Wilhelmshaven - Banter See. Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- BARTUNG, L. et al. 1988: Freiraum- und landschaftsplanerische Untersuchung Tönning. Projektarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- BÄUERLE, H./HÜLBUSCH, K.H. et al. 1979: Freiraum- und landschaftsplanerische Analyse des Stadtgebietes von Schleswig. in: JÜNGST, P. et al. (Hg.). *Urbs et regio*. Kasseler Schriften zur Geografie und Planung. Kassel
- BÄUERLE, H./THEILING, C. 1996: Plätze in Bremen - Platz haben und Platz lassen. Für: Collage Nord. Unveröff. Mskr. Bremen
- BARTUSZAT, A. et al. 1993: Über die Häuser und Straßen Oelshausens. Projektarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- BEHR, J. et al. 1984/85: KARAWEKLI. Projektarbeit zur Pfalz-Exkursion am FB 13 der GhK. Kassel
- BEKESZUS, K. 1995: Ein Plan von Kirchditmold. In: Hg. AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 37 der Kasseler Schule. Kassel
- BELLIN, G./ENGEL, G. 1991: Lattenzaun und Apfelbaum. Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- BERGER, P./KELLNER, H. 1984: Für eine neue Soziologie. Ein Essay über Methode und Profession. Frankfurt a. M.
- BÖHLEN, M. 1994: Reihen-Häuser in Lübeck. Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- BÖSE, H. 1991: Worpswede und umzu. Haus und Hof - Land und Leute. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 25 der Kasseler Schule. Kassel
- BÖSE, H. et al. 1980: Freiflächenkonzept für Berlin Steglitz.
- BÖSE, H. et al. 1981: Untersuchung zur Bundesgartenschau Frankfurt 1989. Kassel
- BOLLEREY, F./FEHL, G./HARTMANN, K. (Hg.) 1990: 'Im Grünen wohnen - im Blauen planen'. Ein Lesebuch zur Gartenstadt. Stadtplanungsgeschichte. Hamburg
- BOLLEREY, F./HARTMANN, K. 1975: Wohnen im Revier. Heinz Moos Verlag. München
- BOURDIEU, P. 1974: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt a. M.
- BRAUN, U./LINNE, K. 1991: Die Typologie des Hauses für die Wechselfälle. in: Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 23 der Kasseler Schule. Kassel
- BRAUN-BLANQUET, J. (1928) 1964: Pflanzensoziologie. Wien. New York
- BUSCH, D./DIEKMANN, J./HÜLBUSCH, K.H. et al. 1991: Landschaftsplan für die Stadt Flensburg. Vorentwurf. Hg.: Collage Nord / AG Freiraum und Vegetation. Bremen/Kassel
- CLAISSES, R./GEHU, J.M. 1978: Die Anwendung der pflanzensoziologischen Methode für die Analyse der städtischen und ländlichen Landschaft. in: Hg.: Tüxen, R.: Bericht des Internationalen Symposiums der Internationalen Vereinigung für Vegetationskunde: Assoziationskomplexe: 363-374. Vadue
- COLLAGE NORD 1994: Möglichkeiten der Verwendung des Niederschlagswassers in der Stadt. In: Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 33 der Kasseler Schule. Kassel
- CORDTS, H.-J. 1995: Vom Reihenhaus zum gereichten (Geschoss-)Haus. Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- CRAMER, J. et al. 1982: Das Bremer Haus. Geschichte Programm Wettbewerb. In: Hg.: Die Sparkassen in Bremen. Bremen
- EDELMANN, K. et al. 1989: Freiraumanalyse Grebenstein. Projektarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- ERKENS, E. 1993: Planen statt Erneuern am Beispiel Besse. Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- ERKENS, E. et al. 1989: Zwei Bergarbeiteriedlungen im Blickpunkt oder: Von der Möglichkeit des alltäglichen Gebrauchs. Projektarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- FELDNER, C./WIEDEN, P. 1987: - Wehlheiden - Geschichten, Anekdoten, Photographien aus Alt-Wehlheiden und dem Vorderen Westen. Kassel
- GEHLEN, A. 1957: Die Seele im technischen Zeitalter. Hamburg
- GINZBURG, C. 1988: Spurensicherungen, über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis. München
- GONO, J. 1989: Die Terrassen der Insel Elba. München
- GRIEP, H. 1985: Kleine Kunstgeschichte des deutschen Bürgerhauses. Darmstadt

- GRONEMEYER, M. 1977: Denn sie wissen nicht, was sie wollen...in: Hg.: BAHR/GRONEMEYER: Nachbarschaft im Neubaublock. Weinheim/Basel
- GRONEMEYER, M. 1988: Die Macht der Bedürfnisse - Reflexionen über ein Phantom. Hamburg
- GRUNDLER, H./LÜHRS, H./STOLZENBURG, H.J. 1992: Der Landschaftsplan für die Stadt. In: Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 24 der Kasseler Schule. Kassel
- HARD, G. 1981: Einleitung in das Thema und Überlegungen zum Hochschulunterricht im Fach Geographie.(aus: Hard, G.:Problemwahrnehmung in der Stadt. Osnabrücker Studien zur Geographie. 1981: 1-7,25-42. Osnabrück) in: Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 18 der Kasseler Schule. Kassel
- HARD, G. 1985: Städtische Rasen, hermeneutisch betrachtet. in:Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 18 der Kasseler Schule. Kassel
- HARENBURG, B./WANNAGS, I. 1991: Von Haustür zu Haustür. in: Hg.:AG Freiraum und Vegetation . Notizbuch der Kasseler Schule 23. Kassel
- HARTOG, R. 1962: Stadterweiterungen im 19. Jahrhundert. in: Schriftenreihe des Vereins zur Pflege kommunalwissenschaftlicher Aufgaben e.V. Berlin. Stuttgart
- HARVEY, D. 1987: Flexible Akkumulation durch Urbanisierung. Reflexionen über 'Postmodernismus' in amerikanischen Städten. In: Prokla 69 17.Jhg. Dez. 1987. Berlin
- HEGEMANN, W. (1930)1988: Das steinerne Berlin. Braunschweig
- HENNING, M./KRAUSS, S. 1982: Dorfentwicklung unter Einfluß des Fremdenverkehrs - am Beispiel Greetsiel (Ostfriesland). Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- HOLLEIN, H./FRITSCHI, N. 1978: Planungsbeispiel Reitwinkelkolonie Recklingshausen- Grüllbad. Dortmunder Architekturhefte No. 14.
- HOSE, G. 1983: Verschiedene Reihenhaustypen. Ihre Vorteile, ihre Nachteile. Diplomarbeit an der GhK. Kassel
- HOWARD, E. 1968: Gartenstädte von morgen. Nachdruck: POSENER, J. (Hg.). Bauwelt Fundamente 21. Frankfurt M./Berlin
- HÜLBUSCH I.M.: 1978: Innenhaus und Außenhaus - umbauter und sozialer Raum . Schriftenreihe der OE/ASL 01- H.033. Kassel
- HÜLBUSCH, I.M./LÄSKER-BAUER,U. 1978: Verfügbarkeit der Freifläche im Kasseler Westen. Arbeitsbericht des Fachbereiches Stadtplanung und Landschaftsplanung. Heft 10. Kassel
- HÜLBUSCH, K.H. (1981)1989: Stadtgrün ohne Stadtgärtner oder: Ordnung muß sein. in: FACHGRUPPE STADTTH DARMSTADT (Hg.): Freiheit macht Stadt: 65-70. in: Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 10 der Kasseler Schule. Kassel
- HÜLBUSCH, K.H. 1967: Landschaftsschaden. Ein Phänomen der Kulturlandschaft. Diplomarbeit am Institut für Landschaftspflege und Naturschutz der T.H. Hannover
- HÜLBUSCH, K.H. 1986: Eine pflanzensoziologische "Spuren sicherung" zur Geschichte eines "Stücks Landschaft". in: Landschaft und Stadt 18 (1986): 60-72. Stuttgart
- HÜLBUSCH, K.H. 1990: Variabilität versus Flexibilität. In: Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 16 der Kasseler Schule. Kassel
- HÜLBUSCH, K.H. 1991a: Morphologie und Organisation. in: Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 23 der Kasseler Schule. Kassel
- HÜLBUSCH, K.H. 1991b: 'Entwerfen' oder 'Planen'. in: Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 22 der Kasseler Schule. Kassel
- HÜLBUSCH, K.H. 1994: Zum Geleit - Von Oma's Wiese zum Queckengrasland und zurück? In: Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 32 der Kasseler Schule. Kassel
- HÜLBUSCH, K.H. 1995: Über die Verfertigung des Gedankens beim Schreiben. in: Hg.: AutorInnengruppe 1995: Ein Stück Landschaft sehen, beschreiben, vergleichen, verstehen - diesmal Bockholmwick in Angeln. Kassel
- HÜLBUSCH, K.H./KOCHE, J./KREIKENBAUM, H. (1973)1994: Gutachten zur Freiraumplanung an der Universität Bremen (1973). in : Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 33 der Kasseler Schule. Kassel
- ILLICH, I. 1982: Vom Recht auf Gemeinheit. Hamburg
- JACOBS, J. (1963)1993: Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Braunschweig
- JARNOT, W./SCHULZ, H. (Hg.) 1981: Beiträge zur Stadtentwicklung in Kassel zwischen Jahrhundertwende und Wiederaufbau/Graphiken. in: Ausstellung der Fachbereiche Architektur und Stadtplanung/Landschaftsplanung der GhK. Kassel
- KALLSCHEUER, O. 1993: Ein amerikanischer Gesellschaftskritiker Michael Walzers kommunärer Liberalismus. In: Walzer, M.: Kritik und Gemeinsinn. Frankfurt a.M.
- KALTHOFF, C./MÜNTER, U. 1994: Vom Haus zum Dorf zum Vorort - Siedlungsverweiterung in Bairoda - Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- KÖNIG, R. 1958: Grundformen der Gesellschaft: Die Gemeinde. Hamburg
- KUHLE, D. 1996: Aus der Debatte um aktuelle Siedlungsverweiterungen auf dem Dorf - an einem Beispiel in Neu-Eichenberg. BPS-Arbeit am FB 13 der GhK. Kassel

- LÄSKER-BAUER, U. 1975: Gutachten zur Entwicklung eines Rahmencurriculums der Fachrichtung Freiraum- und Landschaftsplanung an der GhK. Kassel
- LEFEBVRE, H. (1970)1976: Die Revolution der Städte. Frankfurt
- LILIENTHAL, K. 1982: Jürgen Christian Findorffs Erbe. Ein Beitrag zur Darstellung der kolonialistischen und kulturellen Entwicklung der Moore des alten Herzogtums Bremen. Lilienthal
- LUCKS, T. 1993: Die "kreative Zerstörung" der Straße - zum Beispiel Bremen -. in: Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 27 der Kasseler Schule. Kassel
- LÜHRS, H. 1994: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. in: Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 32 der Kasseler Schule. Kassel
- MACHATSCHEK, M./MOES, G. (Hg.) 1988: Ein Stück Landschaft - am Beispiel von Oberrauchenödt im Mühlviertel. Referat für Landschaftsökologie. Wien
- MAGISTRAT DER STADT GREBENSTEIN (Hg.) 1974: Festschrift der Stadt Grebenstein zur 650 Jahrfeier.
- MEHLI, R. 1995: Der Baublock - wiederentdeckt und doch verwirrend neu. in: Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 37 der Kasseler Schule. Kassel
- MEHLI, R./SCHULZ, A. 1991: Straßenzonierungen und ihre Merkmale. Projektarbeit an der GhK. Kassel
- MIES, M. 1985: Subsistenzproduktion, Hausfrausierung, Kolonialisierung. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. Neue Verhältnisse in Technopatria - Zukunft der Frauenarbeit. Band 9/10. Köln
- MÖLLEKEN, H. 1994: Die Ver(sch)wendung städtischer Bauflächen am Beispiel des ehemaligen Hammersengeländes in Osnabrück. Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- MÖLLER, R./SCHNEIDER, C. 1995: Die ökonomische Erweiterung der Stadt am Beispiel Bad Karlshafen. in: Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 37 der Kasseler Schule. Kassel
- MOES, G. 1995: Neue Gründerzeit oder: was könnte man von der Gründerzeit lernen? in: Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 37 der Kasseler Schule. Kassel
- NADOLNY, S. 1990: Das Erzählen und die guten Absichten. München
- NAGL, A. 1993: Planen statt erneuern oder: Die Zerstörung der Wahlmöglichkeiten durch den Entwurf der Not. Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- NEEF, E. 1950: Landesplanung und geographische Forschung. in: Bericht zur deutschen Landeskunde 6 : 310-332. Neuwied
- OSTWALD, D./PLATH, R. 1995: Teillandschaftsplan Schlutup. Vorentwurf. Unveröff. Msgr. Lübeck
- PANEREI, P. et al. 1977: Vom Block zur Zeile. Wandlung der Stadtstruktur. in: Bauwelt Fundamente, 1985. Braunschweig
- PANOFSKY, E. 1979: Ikonographie und Ikonologie. in: Hg.: Kaemmerling, E.: Bildende Kunst als Zeichensystem. Köln
- PICCINATO, G. 1983: Städtebau in Deutschland 1871-1914: Genese einer wissenschaftlichen Disziplin. Bauwelt Fundamente 62. Braunschweig
- PLANUNGSGRUPPE STADT UND LAND 1993: Landschaftsplan der Stadt Bad Wildungen. Kassel
- POLANYI, K. 1978: The Great Transformation. Frankfurt a.M.
- PRÖPPER, R. 1995: Ein Stück Ruhrgebiet. Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- PROTZE, K. 1993: Ohne Göd ka Musi. Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- RESCHKE, K. et al. 1974: Stadtentwicklung Oldenburg - Grünflächenplan -. Im Auftrag der Stadt Oldenburg, ausgearbeitet durch: Stadtentwicklungsgesellschaft.
- REULECKEN, J. (Hg.) 1980: Die deutsche Stadt im Industriezeitalter.
- RUDOLPH, W./SIMMEN, W. 1988: Kassel zu Fuß. VSA-Verlag. Hamburg
- SCHIBEL, K.-L. 1985: Das alte Recht auf die neue Gesellschaft. Frankfurt a.M.
- SCHMIDTHÜSEN, J. 1961: Allgemeine Vegetationsgeographie. Berlin
- SCHOBER, S. 1993: 'Stilvoll wohnen'? Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- SCHÜRMAYER, B. (1985)1994: Städtebaulicher Freiraum-Rahmenplan für den nördlichen Ortsrand der Stadt Großalmerode. Für: BSL, Büro für Stadt- und Landschaftsplanung.in: Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 37 der Kasseler Schule. Kassel
- SCHWARZ, G. 1959: Allgemeine Siedlungsgeographie. Berlin
- SCHWARZ, R. (1953) 1994: "Bilde Künstler, rede nicht". Eine (weitere) Betrachtung zum Thema Bauen und Schreiben. In: Bauwelt Fundamente 100: Die Bauhaus Debatte 1953. Wiesbaden
- SCHWARZE, B. 1990: Der ideale Wettbewerbsentwurf präsentiert Grünplanung. In: Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 22 der Kasseler Schule. Kassel
- STEINHÄUSER, U. 1990: Planen für die Wechselfälle des Lebens. in: Hg: AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 16 der Kasseler Schule. Kassel

- STÜBBEN, J. 1907: Der Städtebau. Handbuch der Architektur, vierter Teil. Stuttgart
- THEILING, C. 1994: - Reihenhausstadt - Von Handwerkerhäusern, Architektenhaus und Zeilen in Bremen. Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- TÖLLE, W. 1984: Grebenstein in alten Ansichten. Europäische Bibliothek-Zaltbommel. Niederlande
- TÜXEN, R. 1956: Die Eichung von Pflanzengesellschaften auf Torfprofiltypen. Ein Beitrag zur Koinzidenzmethode in der Pflanzensoziologie. Angewandte Pflanzensoziologie 15. Stolzenau/Weser 1958.
- TÜXEN, R. 1970: Pflanzensoziologie als synthetische Wissenschaft. in: Miscellaneous Papers 5. Wageningen
- TÜXEN, R. 1974: Die Pflanzengesellschaften Nordwestdeutschlands. Verlag von J. Cramer
- TURNER, J. 1978: Verelendung durch Architektur (Plädoyer für eine politische Gegenarchitektur in der Dritten Welt). Hamburg
- VOIGT, W. 1992: Das Bremer Haus. Wohnungsreform und Städtebau in Bremen 1880-1940. in: Schriftenreihe des Hamburgischen Architekturarchivs. Hamburg
- VOLZ, H. 1996: Gründerzeitliche Blockrandbebauung und städtische Dichte. Von der Hufe zum Block. Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- WEBER, M. (1919) 1995: Wissenschaft als Beruf. Stuttgart
- WOLFE, T. 1993: Mit dem Bauhaus leben. München
- ZIMMERMANN, J. 1977: Wohnverhalten und Wohnbedürfnisbefriedigung als Abhängige der Wohnumwelt. Hg.: Institut für Regionalwissenschaft der Universität Karlsruhe. Karlsruhe

VERWENDETES KARTENMATERIAL

- Stadtplan BERLIN 1:7500. 55. Auflage. Falkplan.
- Stadtplan KASSEL 1:15000. 4. Auflage. Bad Soden/Taunus
- Stadtplan LÜBECK 1:25000 25. Auflage. Falkplan. Hamburg
- Deutsche Grundkarte BREMEN-FINNDORF 1:4000
- Deutsche Grundkarte BREMEN- SÜDSTADT 1:4000
- Deutsche Grundkarte SCHLUTUP 1:5000
- Deutsche Grundkarte LÜBECK ST. LORENZ 1:5000
- Deutsche Grundkarte LÜBECK MITTE 1:5000
- Katasterplan FLENSBURG 1:1000
- Katasterkarte GREBENSTEIN 1:5000

TOPOGRAPHISCHE KARTEN:

- BLATT BRASSELSSBERG NORD 1:5000
- BLATT BREMEN 1:100000
- BLATT BREMEN 1:25000
- BLATT KASSEL 1:100000
- BLATT OLDENBURG 1:100000
- BLATT WILHELMSHAVEN 1:50 000
- BLATT WORPSWEDE 1:25000

Der Garten zum, am oder ohne Haus*

VORWORT

EINLEITUNG UND THESEN	123
------------------------------------	-----

Ein Strickmuster für Dorf und Stadt

Und heute?

Der Siedlungstyp und was an Garten dazugehört

1. DIE UNTERSCHIEDLICHKEIT VON GÄRTEN AM BEISPIEL VON

GRÜNDERZEITLICHEN SIEDLUNGSTYPEN	127
---	-----

Garten nicht gleich Garten

Warum gerade gründerzeitliche Siedlungstypen?

Gründerzeitliche Siedlungstypen

Haushufe-Erweiterung

Die mittelalterliche Stadt als Analogie

Block-Erweiterung

Wirtschaftshufe-Erweiterung

Vergleich der Wirtschaftshufe-Erweiterung mit früheren

Kolonisationen

Freiraumverfügung in gründerzeitlichen Siedlungserweiterungen

Haushufe-Erweiterungen stellen Haus und Hof her

Zusammenfassung

Block-Erweiterung: Freiraum ist Mangelware

Zusammenfassung

Wirtschaftshufe-Erweiterung oder die 'Arrondierung' des Gartens

Fazit

2. WAS MAN VON FELDGÄRTEN UND HAUSHUFEN LERNEN KANN....138

Vom Dorf zur Stadt

Straßenreihensiedlung

Der Wechsel zu städtischen Haushufe

Vom Feld zum Feldgarten

Die Organisation von Haus, Hof und Garten

Zierenberg- eine Hufensiedlung

Die Feldgärten

Interpretation: Haus und Hof 'machen die Stadt',

die Feldärten den Rand

Feldgärten sind Teil der Siedlung

Der separate Garten eröffnet Wahlmöglichkeiten

Beständigkeit

Der Feldgarten ergänzt das 'Innenhaus und Außenhaus'

Gartenöffentlichkeit

Analoge Organisation von Haushufe und Gartenhufe

Sparsamkeit ist eine Qualität

Fazit

3. RESÜMEE.....148

Die "reduzierte Wirtschaftshufe" als Leitbild

Die angeblich billige Alternative

Der Plan

Literaturverzeichnis

* Redigierte und gekürzte Fassung einer Diplomarbeit im WS 1996/97 am FB Stadt- und Landschaftsplanung der GhKassel. Sie wurde betreut von K.H. Hülbusch und Käthe Protze.

Danke schön

Zunächst möchte ich meinen BetreuerInnen Kiwi und Käthe dafür danken, daß sie unermüdlich und immer wieder auf den 'rote Faden' bestanden haben, auch dafür, daß mir mit ihrer Kritik anregende Hilfestellung gaben. Ein ganz, ganz herzliches Danke schön an Bernd für seine Hilfe und 'Rückendeckung' an der Uni wie zu Hause, die es mir ermöglichte diese Arbeit auch 'unter Umständen' zu schreiben. Vielen Dank auch an Birgit, Frank und Andrea für's Korrekturlesen und allen MitstudentInnen in der AG für die vielen Gespräche und Diskussionen.

VORWORT

Den Anstoß zu dieser Arbeit gab die Projektarbeit 'Von gemeinen Hufen, extravaganten Blöcken und anderen Typen' (AUTORINNENGRUPPE 1996), während der wir über Siedlungserweiterungen diskutierten. Bei einem Spaziergang, den wir derzeit in Grebenstein unternahmen, fiel ins Auge, daß es innerhalb der alten Stadt zwar Häuser und Höfe, jedoch keine Gärten gibt. Dennoch gehören zur Stadt Gärten, die aber außerhalb im sogenannten 'Gartengürtel' liegen. Diese Gärten gehören jeweils zu Häusern in der Stadt. Es gibt hier also einen direkten Zusammenhang zwischen Gärten und Häusern. Ich vermutete, daß diese Gärten etwas anders sind als Kleingartenanlagen, denn Kleingartenanlagen, so hatte ich bisher gelernt, gehören zum Geschosswohnungsbau (ERKENS 1990). Der Unterschied, so lautet also meine These, hängt mit der jeweils zugehörigen Siedlung zusammen. Dieser Zusammenhang von Gärten und Siedlungsorganisation ist Anlaß und zugleich zentrales Thema der Arbeit .

Noch ein Wort zum Untertitel 'Wirtschaftsgärten und Kleingartenanlagen'. Um 'dem Kinde' einen Namen zu geben, wurden die Gärten, wie es sie in Grebenstein, aber auch andernorts (z.B. Zierenberg) gibt, zunächst 'Wirtschaftsgärten' getauft. Mittlerweile wurde dieser Begriff verworfen. Vorläufig werden diese Gärten hier als 'Feldgärten' bezeichnet, was über eine Analogie zum bäuerlichen Feld begründet ist: So wie das Feld ein Teil der bäuerlichen Wirtschaft ist, der **außerhalb** des Dorfes liegt, so ist der Feldgarten ein Teil der städtischen Hauswirtschaft, **nicht in**, sondern außerhalb der Siedlung.

EINLEITUNG UND THESEN

Ein 'Strickmuster' für Dorf und Stadt

Es ist schon bemerkenswert, daß alte Dörfer und alte Städte, die auf den ersten Blick unterschiedlich erscheinen, im Grunde ähnlich organisiert sind. Das 'Muster' ist einfach. Haus und Hof, in Form einer länglich schmalen Hufe an der Straße, bilden die Siedlung, während das dazugehörige Wirtschaftsland, vor den Toren der Stadt, bzw. in der Gemarkung des Dorfes liegt. Ein auffälliger Unterschied zwischen Dorf und Stadt besteht in der Größe der Hufe. Für die größere bäuerliche Hofstelle im Dorf sind neben Haus und Hof auch Stallungen, Scheune und hofnahe Flächen notwendig. Alle anderen Flächen, gemeint sind Äcker, Grünland, Allmende- kurz die Felder, liegen draußen in der Gemarkung.

Die alten Städte sind ähnlich, allerdings auf kleineren Haushufen organisiert, die ebenfalls dicht nebeneinander aufgereiht an den Straßen liegen. Statt der hofnahen Fläche liegt hinter dem städtischen Haus ein Hof mit kleineren Nebengebäuden.



Abb.: Angerdorf mit umliegenden Hufen-Gewannen (aus: KRENZLIN 1952)

An Stelle des Feldes gehört zum städtischen Haushalt der Garten, der aber analog zum Feld nicht in der Stadt, sondern am Rand liegt.

Das Prinzip ist immer wieder gleich: Haus und Hof 'drinnen', Feld, bzw. Garten draußen. Diese bis zum Barock vorherrschende Organisation ermöglicht allen Anteile an verschiedenen Produktionsorten (vgl. BEKESZUS 1995: 272). Die Bauern hatten über ihre Felder Anteile an verschiedenen Bodengütegruppen und waren gleichzeitig mit dem Hof auch Teil der dörflichen Kommune. Die städtische Ökonomie war weniger über die Felder, als über den Anteil an der Straße und die Nähe zum Markt bestimmt (vgl. NAGL 1993). Zugang und Anteil am Handelsort Straße waren ausschlaggebend.



Abb.: Volkmarsen, Borgentreich und Korbach um die Jahrhundertwende als Beispiele für Städte mit dichter Haushufenbebauung und umliegenden 'Gartengürtel'

Darüberhinaus gehörten auch immer Gärten am Stadtrand zum städtischen Haushalt. Diese Gärten, die im Folgenden als **Feldgärten** bezeichnet werden, bildeten den 'Gartengürtel', der in einigen Fällen bis heute Bestand hat z.B. Grebenstein, Zierenberg. Für Dorf und Stadt galt also gleichermaßen, daß alle jeweils Anteil an den für ihre Ökonomie notwendigen Arbeitsorten hatten. Wenngleich dieser Anteil rein quantitativ betrachtet verschieden sein konnte, so blieb dabei die Verfügung über vergleichbare Qualitäten dennoch für alle gesichert.

Und heute?

Spätestens mit dem Städtebau der Gründerzeit wurde die 'qualitative Gleichheit' die die alte Stadt ermöglichte, 'über Bord geworfen'. Ein Haus (mit Hof) und Garten wird im modernen Städtebau zum Privileg und Leitbild. Allerdings hat auch dieses Leitbild den Nachteil, das eine städtische Dichte im Grunde nicht erreicht werden kann. Als Folge wird die Stadt, im engeren Sinne in unzählige Villen-Siedlungen aufgelöst. Die "billige" Variante zu diesen teuren und flächenverschwendenden Villen-Siedlungen ist der Geschosswohnungsbau, der aber weder 'Haus und Hof' (BÖSE 1991) noch Garten bieten kann.

- Die Auflösung von Dorf und Stadt

Was ist also von der alten Stadt im modernen Städtebau seit der Gründerzeit geblieben? Die Trennung zwischen den Häusern 'drinnen' und den Feldgärten 'draußen' ist verschwunden. Statt der an der Straße gereihten Häuser stehen die modernen Gebäude 'distanziert' von der Straße abgewandt inmitten der Grundstücke. Betrachtet man die Villen mit ihren dekorativen Grünflächen um das Haus, so hat es fast den Anschein als wäre der alte Stadtrand jeweils um das Gebäude herumdrapiert. Analog dazu das moderne Dorf. Auch hier wurde mit den vollarrondierten Aussiedlerhöfen die traditionelle Trennung zwischen Hof und Feldern aufgehoben. Wenn auch die Absichten in Dorf und Stadt verschiedene waren, so sind die Folgen dieser Modernisierung dennoch vergleichbar: 'Arrondierte' Villensiedlungen mit Wendehämmern Wohnwegen und Sackgassen sind ebenso verschlossen und undurchlässig wie 'vollarrodierte Landschaften' (vgl. AUTORINNENGRUPPE 1995a). Vergleichbar ist auch eine 'soziale Leere' die den modernen städtischen Siedlungen genauso anhaftet wie den Aussiedlerhöfen (die nicht einmal mehr als Dorf bezeichnet werden können). Wie schon die alten Streusiedlungen im Allgäu, so sind auch diese jüngeren Siedlungen mit dem treffenden Begriff der 'Vereinödung' zu bezeichnen.

- Die Auflösung von Haus und Hof

Mit der 'billigen' Variante, dem Geschosswohnungsbau, wurde aus dem Nebeneinander von Häusern ein 'Übereinander' von Wohnungen. Der Hof, der in der alten Stadt noch zum Haus gehörte, kann bei der Stapelung von Wohnungen nicht 'mithalten'. Einen Hof im traditionellen Sinne gibt es im Geschosswohnungsbau nicht. Und was ist aus dem Feld bzw. dem Feldgarten geworden? Wie die Feldgärten, so liegen auch die Kleingärten am Rand der Stadt. Aber ist der Kleingarten wirklich mit dem Feldgarten vergleichbar? Der Unterschied wird deutlich, wenn man überlegt, was ohne den Feldgarten, bzw. Kleingarten jeweils an privatem Freiraum bleibt. Nimmt

man dem Haus den Feldgarten, so bleibt der Hof. Nimmt man dagegen dem Geschoßgebäude die Kleingärten, so bleibt nichts an privatem Freiraum. Während der Feldgarten 'Innenhaus und Außenhaus' (HÜLBUSCH,I.M. 1978) erweitert, ist der Kleingarten nicht einfach Garten, sondern muß auch gleichzeitig das Fehlen von Haus und Hof kompensieren.

Im Gegensatz zur alten Stadt ist in der modernen Stadt die Verfügung über häusliche Arbeitsorte (Haus, Hof und Garten) ungleich verteilt. Einerseits gibt es Geschosswohnungsbau, dem es 'hinten und vorn' an privatem Freiraum fehlt und andererseits Villen, die aber den Garten wie eine grüne Zierbordüre um das Haus krempeln. Einen Hof gibt es auch hier nicht mehr. Diese ungleiche Verteilung von privatem Freiraum bestimmt u.a. die ungleichen Lebens- und Arbeitsbedingungen in der heutigen Stadt. Hingegen hält die alte Stadt mit Haus, Hof und Feldgarten vergleichbare Bedingungen für alle bereit. Grund genug die alten Städte einmal genauer anzuschauen. Vielleicht kann man dabei noch etwas lernen.

Der Siedlungstyp und was an Garten dazugehört

Gärten sind nur mit Kenntnis der dazugehörigen Siedlungen zu verstehen. Gärten ohne den Zusammenhang zur Siedlung zu interpretieren käme dem Versuch gleich, eine Landschaft ohne einen Gedanken über die Landwirtschaft und die dazugehörige Ökonomie verstehen zu wollen. Sowie die Landwirtschaft die Ausstattung der Landschaft bestimmt, so sind auch die Gärten Ausdruck der Hauswirtschaft. Es geht um die räumlichen Voraussetzungen für die tägliche Arbeit. Die Möglichkeiten, eine Hauswirtschaft zu organisieren, sind auch von der Freiraumorganisation abhängig. Entsprechend des Angebotes und der Verfügung über Freiraum am Wohn- bzw. Lebensort ist die Bedeutung, die dem Garten am Haus oder außerhalb der Siedlung zukommt, verschieden. Gärten und Siedlungen, so lautet die These, gehören unmittelbar zusammen. Das wir besonders deutlich bei der Betrachtung gründerzeitlicher Siedlungstypen, weil in dieser Zeit sowohl noch 'altmodische' Hufe erweiterungen als auch 'moderne' Blöcke gebaut wurden. Die gründerzeitlichen Siedlungstypen werden im Hinblick auf die Freiraumorganisation beschrieben. Darüber können den Siedlungstypen verschiedene 'Gartentypen' zugeordnet werden. Im wesentlichen sind das: der **Feldgarten** als Ergänzung zur **Haushufe**, der **Kleingarten** als Ersatzfläche zum **Geschosswohnungsbau** und der **Hausgarten**, der direkt in der Siedlung, bzw. am Haus liegt und eine **Wirtschaftshufe** darstellt. Von diesen drei Gartentypen wird der Feldgarten, der nicht direkt am Haus liegt, aber immer einem vollständigen Haus mit Hof zugeordnet werden kann am Beispiel der Stadt Zierenberg beschrieben. An diesem Ort ist exemplarisch die analoge Organisation von Siedlung und den dazugehörigen Feldgärten ablesbar.

1. UNTERSCHIEDE DER GÄRTEN AM BEISPIEL GRÜNDERZEITLICHER SIEDLUNGSTYPEN

Garten ist nicht gleich Garten

Organisation und Bedeutung des Gartens hängen von der Wohnsituation der NutzerInnen ab. Im Geschoßwohnungsbau ist der Garten beispielsweise eine Ersatzfläche für vorenthaltenen privaten Freiraum am Wohnort (vgl. BIEGLER 1979, HÜLBUSCH, I.M. 1978, ERKENS 1990), wohingegen er eine kluge Ergänzung darstellt, wenn die NutzerIn zu Hause über 'Haus und Hof' (BÖSE 1991) verfügt. Die Gärten werden im Kontext zur Bebauung verstehtbar. Unterschiede von Gärten, Kleingärten und Hausgärten sind erst aus der Kenntnis der entsprechenden Siedlungstypen nachvollziehbar. Die relativ abstrakten Siedlungstypen sind als Zugang bewährt, weil sie 'synthetischer Ausdruck' der Lebens- und Arbeitsbedingungen sind (vgl. AUTORINNENGRUPPE 1996).

"Im Siedlungstyp sind die aktuellen Lebens- und Arbeitsbedingungen in ihrer Unterschiedlichkeit und ungleichen Verteilung begründet." (BUSCH et al. 1991:11)

Die Lebens- und Arbeitsbedingungen, die mit dem Siedlungstyp zum Ausdruck kommen, sind nicht nur quantitativ über die Menge an Freiraum, sondern vor allem qualitativ über Verfügung, Aneigenbarkeit, Erreichbarkeit definiert (vgl. HARENBURG/WANNAGS 1991). Der Siedlungstyp beschreibt also die unterschiedlichen Freiraumqualitäten, die für Organisation, Bedeutung und Ökonomie der Gärten ausschlaggebend sind. Wer am Wohnort über aneigenbaren privaten Freiraum verfügen kann, dem bietet der Garten eine ergänzende Wahlmöglichkeit. Wer dagegen keinen privaten Freiraum hat, der ist auf den Kleingarten als (Ersatz-) Freiraum angewiesen (vgl. RIESER 1994a).

Warum gründerzeitliche Siedlungstypen?

Die 'traditionelle' Hufenorganisation ist am deutlichsten an vorbarocken Siedlungen erkennbar. Seit dem Barock wurde für repräsentative Stadtentwürfe die 'moderne' Blockbauweise bevorzugt (vgl. z.B. Mannheim, Arolsen, Bad Karlshafen, Kassel Friedrichsplatz). Dennoch wurde das 'alte Hufen-Strickmuster' auch noch im Städtebau der Gründerzeit angewandt. Die Gründerzeit ist eine aufschlußreiche Zeit für das Studium der Siedlungstypen, weil hier sowohl die 'altärmliche' Stadtbauweise betrieben wurde, als auch die modernere Blockbauweise einen Höhepunkt erreichte. Kurz darauf, in den 20er Jahren, wurde die Wirtschaftshufen-Siedlung zum verbreiteten Siedlungstyp. Alle diese Erweiterungstypen wurden in der Gründerzeit quasi 'nebeneinander' gebaut, was eine vergleichende Gegenüberstellung erleichtert (vgl. AUTORINNENGRUPPE 1996).

Mit **Hufe** und **Block** (vgl. AUTORINNENGRUPPE 1996a: 14) gehen unterschiedliche Freiraumorganisationen und damit Freiraumqualitäten einher. Gründerzeitliche Haushufe-Quartiere geben jeder Parzelle Haus und Hof. Dagegen entstehen mit den Blöcken dominant Etagenwohnungen. Diese Siedlungsorganisation hebt den 'Kanon von Haus und Hof' (vgl. BÖSE 1991) auf. Der Kleingarten wird zwangsläufig zu einer Ersatzfläche für die aufgehobene Möglichkeit der privaten Aneignung des Freiraumes

am Lebensort. In den besonders in Notzeiten geförderten Selbstversorger-Siedlungen ist der Garten den einzelnen Häusern direkt als Wirtschaftsfläche zugeordnet. Allerdings erreichen diese **Wirtschaftshufesiedlungen** keine hohe Dichte an Häusern, womit die Voraussetzungen für eine sozial und ökonomisch sparsame Siedlung tendenziell aufgehoben wird. Die Gärten sind in der unterschiedlichen Freiraumorganisation und Verfügung der Siedlungen begründet, so daß den gründerzeitlichen Siedlungstypen jeweils 'Gartentypen' zugeordnet werden können.

Gründerzeitliche Siedlungstypen

Haushufe-Erweiterung

Für diesen Siedlungstyp ist die Reihung von Haushufen entlang von Straßen maßgeblich. Haushufen bestehen jeweils aus Hausvorplatz, 'Haus und Hof'. In ökonomischer und sozialer Hinsicht ist eine Haushufe die Grundlage für eine Haushaltung. So verstanden besteht die Haushufe-Erweiterung aus der Aneinanderreihung vieler Haushaltungen (vgl. BIEGLER, H.J. 1979, HOFFMANN-AXTHELM 1983, AUTORINNENGRUPPE 1996).

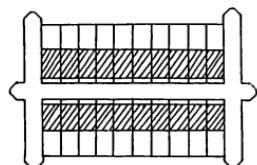


Abb.: Regel der Hufen-Siedlung als Straßenrandsiedlung mit gereihten Hufen aus Haus und Hof

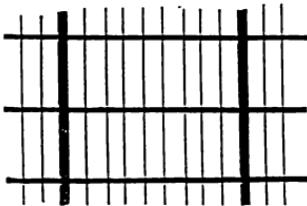
- Der Garten liegt nicht am Haus

Haushufen sind relativ kleine Parzellen, die nur aus Haus und Hof bestehen. Die Gärten liegen außerhalb der Siedlung. Diese Gärten ergänzen und vervollständigen die Haushufe. So können alle BewohnerInnen über die notwendigen materiellen Voraussetzungen für eine Hauswirtschaft verfügen. Der separate Garten ist ökonomisch und organisatorisch Teil der Haushufe, auch wenn er nicht direkt am Haus liegt. Diese räumliche Trennung von Haushufe und Garten gibt die Möglichkeit, die Haushufen relativ klein zu bemessen und in der Siedlung eine hohe Häuserdichte zu gewährleisten.

- Hohe Haus- und Erschließungsdichte durch kleine Haushufen

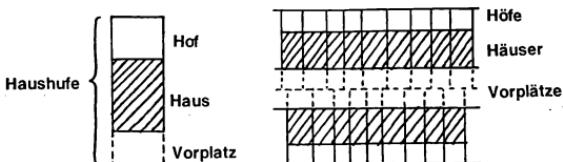
Die Bebauung auch der gründerzeitlichen Haushufenerweiterung ist eine straßenorientierte Reihenhausbebauung. Die kleinen Haushufen mit Reihenhausbebauung ergeben eine hohe 'Häuserdichte'. Diese hohe Häuserdichte ist im Hinblick auf die Sparsamkeit der Siedlungsverweiterung wesentlich, weil damit die Verteilung der Erschließungs- und Unterhaltungskosten auf viele Anlieger erfolgt. Die Reihung kleiner Parzellen führt gleichzeitig zu einer hohen Straßendichte. Die Vielzahl unterschiedlich breiter, d.h. unterschiedlich wichtiger Straßen (hierachisches Erschließungssystem) sorgt für eine gute Durchlässigkeit und Erreichbarkeit und damit auch für viele und kurze Wege zur Verrichtung der Alltagsgeschäfte (vgl. LUCKS 1993:124).

Abb.: Dichtes hierachisches Straßenraster einer Haushufensiedlung



- Die Straße ist kommunal

Das Prinzip der Hufe-Siedlung ist die Reihung. Aus der Reihung der Hufen von Hausvorplätzen entsteht die Straße (vgl. HÜLBUSCH, K.H. 1996a).



Die Straße ist sozusagen die Summe der Hausvorplätze. Zu jeder Hufe gehört ein Stück Straße. Ein Teil der Parzelle wird als 'kommunale Offerte' der 'Gemeinde' zur Verfügung gestellt. Mit der Aneinanderreihung der Hufen ermöglicht dieser kommunale Anteil allen Beteiligten den Zugang zur Parzelle (vgl. auch BÄUERLE/ THEILING 1996). Die Erreichbarkeit der Häuser ist damit für alle Lagen gewährleistet.

Die mittelalterliche Stadt als Analogie

Haushufen-Siedlungen mit separaten Gärten sind keine Erfindung der Gründerzeit. Die Regel ist alt und bewährt und war bis zum Barock die übliche Organisation von Städten und Dörfern. Die gründerzeitlichen Haushufe-Erweiterungen weisen daher eine prinzipielle Ähnlichkeit zu vorbarocken Städten und Dörfern auf. Beispiele hierfür sind Zierenberg, Grebenstein, Duderstadt, Miltenberg, Bürgstadt (vgl. BÖSE-VETTER 1996: 195). Auch hier bestehen dicht gebaute Siedlungen aus gereihten Haushufen, die jeweils Vorplatz, Haus und Hof enthalten. Felder, bzw. Feldgärten, die zu den Haushufen gehören, liegen außerhalb der Stadt, in der Nähe zur Siedlung.

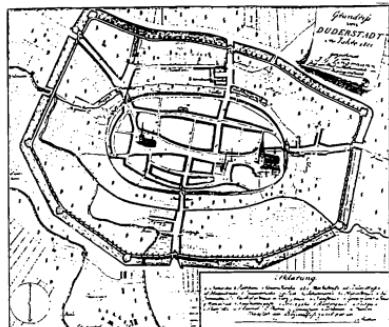


Abb.: Duderstadt (Stich von 1801) als Beispiel einer mittelalterlichen Haushufenstadt mit Feldgärten am Rand (aus: NIEDERSÄCHSISCHES SOZIALMINISTERIUM 1994)

- Sparsamkeit als Qualität

Die Feldgärten werden zu Gunsten einer hohen Häuserdichte, d.h. aus platzökonomischen Gründen getrennt von der Haushufe organisiert.

"Der Garten abseits vom Haus ist also eine Voraussetzung für die verdichtete Stadt; wobei es ohne Belang ist, was Anlaß für die Verdichtung war: der strategische Zwang, sich auf kleinste Verteidigungslinie zurückzuziehen oder der Wille einer optimalen Kommunikation mit kleinsten Wegen." (ENGELBERG 1977)

Die Begründungen für die sparsame Organisation von Haus, Hof und Garten bzw. Feld waren und sind verschieden. Das ändert nichts an der Tatsache, daß die sparsame Organisation bis heute eine taugliche Voraussetzung für den Gebrauch bietet. So ist die Sparsamkeit dieser Siedlungsorganisation nicht nur eine Strategie sondern eine Qualität. Auch in diesem Punkt sind gründerzeitliche Haushufen-Erweiterungen und vorbarocke Ackerbürgerstädte ähnlich.

-Vergleichbare Qualitäten für alle

Die sparsame Siedlungsorganisation der alten Städte ermöglicht - ebenso wie in den gründerzeitlichen Haushufen-Siedlungen - für alle Häuser vergleichbare Qualitäten.

"Das Prinzip der Ackerbürger- und Handelsstadt, basierend auf der Haushufe ist gekennzeichnet von formaler Ungleichheit (Größe, Menge, etc.) bei qualitativ vergleichbaren Bedingungen." (BÖSE-VETTER 1996: 199)

Jedes Haus hat Zugang zur Straße und Anteil am 'städtischen Markt', wenn auch in unterschiedlicher Entfernung. Der Anteil am Markt, der auf der Straße stattfindet, war für die Ökonomie der Haushalte, die u.a. auf Handel basierte, ein wesentliches, d.h. in Bezug auf den Gebrauch qualitatives Merkmal (vgl. NAGL 1993, BÖHLEN 1994).

Block-Erweiterung

Mit der Block-Erweiterung wird in der Gründerzeit eine 'neue' Form der Stadterweiterung durchgesetzt, die bereits im Barock eingeführt wurde (vgl. Mannheim und Bad Karlshafen). Gegenüber der traditionellen Haushufe ist der Block das 'moderne' Prinzip. Dabei ist die Baufläche, eben der Block die konstituierende Einheit des Siedlungsgrundrisses.

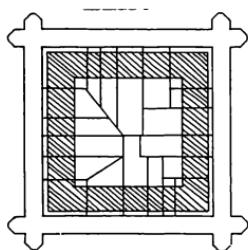


Abb.: Block als Baufläche



Abb.: Block-Erweiterung, Kassel
Vorderer Westen

Der Block ist 'Baustein' der Siedlungserweiterung und nicht mehr die einzelne Parzelle. Die Parzelle wird sekundär, d.h. die Parzellierung ist der Blockform nachgeordnet. Die dabei auftretende inhomogene Parzellierung ist ein wesentliches Merkmal der Block-Erweiterungen.

- Inhomogene Parzellierung führt zu Disparitäten

Eine gleichmäßige Parzellierung ist bei tendenziell quadratischen oder dreieckigen Blöcken nicht möglich, weil von vornherein eine ungleiche Parzellenstruktur unvermeidlich ist, oder anders ausgedrückt 'der Zwang steckt in der Form'.

Die Ungleichheit der Parzellen führt zu Disparitäten, die sowohl für den Lagewert als auch für die ungleiche Verteilung von Freiräumen von Bedeutung sind.

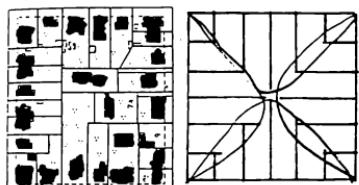


Abb. : Zwangsläufig ungleiche Parzellierung des quadratischen Baublocks
(aus: AUTORINNENGRUPPE 1996: 52)

- Ungleiche Freiraumverfügung

Mit der inhomogenen Parzellierung der Blöcke kommt es unvermeidlich zu ungleicher Freiraumverteilung. Ungleichheit in dem Sinne, daß nicht zu jedem Haushalt auch Haus und Hof gehören. Die Grundstücke sind mit Geschossgebäuden bebaut, so daß immer mehrere Haushalte 'auf einem Grundstück sitzen'. Der Hinterhof wird entsprechend von vielen Haushalten genutzt, d.h. er ist nicht privat, im Sinne eines Hofes. Zudem ist die Größe der gründerzeitlichen Hinterhöfe, gemessen an der Anzahl der Haushalte klein (vgl. VOLZ 1996). Die Größe des Hinterhofes steht nicht im Zusammenhang mit der Gebäudegröße, sie ist vielmehr über die Zufälligkeit der inhomogenen Parzellierung bzw. die festgesetzten Geschoßflächen- oder Grundflächenzahlen bestimmt. Blockrandbebauungen mit tiefen Grundstücken fördern die Hinterhofbebauung und gewerbliche Hinterhofnutzung, wie es für viele gründerzeitliche Blockerweiterungen typisch ist (vgl. MEHLI, R. 1995).

- Bebauung und Freiraum je nach Klientel

Die Block-Erweiterung ist in Bezug auf die Bebauung wahllos. Die Beliebigkeit reicht von freistehenden Villen über Doppelhäuser bis hin zu Geschosswohnungsbau im geschlossenen Blockrand. Allerdings ist die Bebauung innerhalb der Erweiterungen relativ homogen. Die Baufächen sind jeweils auf ein bestimmtes Klientel ausgerichtet. Die gründerzeitlichen Erweiterungen Kassels bieten hierfür Beispiele: 'Mulang' mit Villen-Bebauung als 'gehobenes' Viertel, der 'Vordere Westen' mit Vorgärten und großzügigen Geschossgebäuden, breiten Alleen und repräsentativen Plätzen, ursprünglich für die gehobene Mittelschicht geplant und schließlich die 'Nordstadt' mit einfachen grenztändigen Geschoßgebäuden, Hinterhofbebauung und gewerblichen Hinterhofnutzungen als Arbeiterviertel. 'Häuser' mit Gärten sind in Block-Erweiterungen nur den gehobenen Quartieren vorbehalten. Block-Bebauungen mit Geschossgebäuden bieten dagegen bestenfalls Wohnung und Hinterhof. Mit dem Block wird somit nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ Ungleichheit organisiert (s. HÜLBUSCH, K.H. 1991).

- Ersatzfreiräume als Folge des Geschoßwohnungsbaues

In gründerzeitlichen Block-Erweiterungen mit spekulativem Geschosswohnungsbau sind Freiräume rar. Am Wohnort steht den meisten BewohnerInnen von Block-Quartieren mit Geschoßwohnungsbau kein individuell anzeigender Freiraum zur Verfügung. Zur Kompensation dieser Knaptheit wurden Parks, Kleingartenanlagen usw. eingeführt. Auch wenn dieser Ersatz in quantitativer Hinsicht einen Ausgleich vortäuscht, kann er den Verlust von privatem Freiraum nicht ersetzen.

Wirtschaftshufe-Erweiterung

Wie im Namen angedeutet, basiert diese in den 20er Jahren verstärkt gebaute Erweiterung auf der Reihung von Hufen. Bei den Wirtschaftshufen sind Haushufe und zugehöriges Wirtschaftsland (Feldgärten) auf einem Grundstück zusammengelegt. Verglichen mit der Haushufen-Siedlung ist dadurch die 'Häuserdichte' wesentlich geringer.

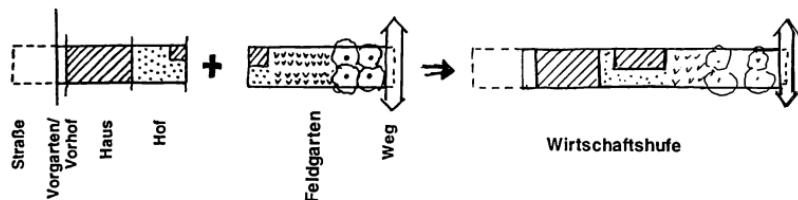


Abb.: Wirtschaftshufe als 'Arrondierung' von Haushufe und Feldgarten



Abb.: Maßstäbliche Gegenüberstellung von Haus- und Wirtschaftshufenerweiterung, beide 20er Jahre aus Bremen

Beispiele für spätgründerzeitliche Wirtschaftshufe-Erweiterungen sind Selbstversorger-Siedlungen, Zechen-Siedlungen und sogenannte Gartenstädte.

Charakteristisch für gründerzeitliche Wirtschaftshufe-Erweiterungen ist eine monolithische Erschließung. Zentrale Plätze, Straßenauflweitung und Gemeinschaftseinrichtungen geben ebenso Zeugnis von gestalterisch ambitionierten Entwürfen, wie die i.d.R. standardisierten Haus- und Gebäudetypen.

Wirtschaftshufen sind ebenso wie Haushufen nicht neu. Allerdings traten die im Vergleich zu Haushufen wesentlich größeren Wirtschaftshufen bis zur Gründerzeit nicht als eigener Siedlungstyp in Erscheinung. Sie waren bis dahin immer nur ein 'Randphänomen' von Haushufen-Städten und -Dörfern. Hier markierten sie den aktuellen Siedlungsrand, wobei sie bei der Erweiterung des Ortes i.d.R. in Haushufen umgewandelt wurden (vgl. z.B. Bürgstadt bei BÖSE-VETTER 1996: 125). Allerdings wurden Wirtschaftshufen schon im Zuge der groß angelegten barocken und klassizistischen Kolonisation auf dem Land (vgl. Moor- und Marschhufenkolonien; z.T. auch die spätmittelalterlichen Waldhufenkolonien) planmäßig eingerichtet. Die 'Arrondierung' von Haus, Hof und Feld auf einer Parzelle sollte bei geringem Wegeaufwand die intensive Bewirtschaftung der Flächen gewährleisten. Die gründerzeitlichen Wirtschaftshufen-Erweiterungen kopierten dieses Muster für städtische Verhältnisse.

Vergleich der Wirtschaftshufe-Erweiterungen mit frühen Kolonisationen

Städtisch geprägte gründerzeitliche Wirtschaftshufe-Erweiterungen sind mit barocken und klassizistischen Kolonisationen z.B. den Wald-, Moor- und Marschhufen-Siedlungen vergleichbar. Die Gemeinsamkeit besteht in der Zusammenlegung von Haus, Hof und Wirtschaftsland.

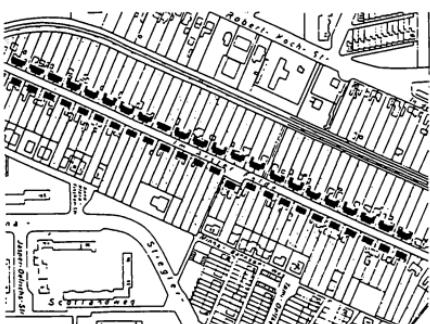


Abb.: Analoge Organisation von ländlicher und städtischer Wirtschaftshufensiedlung
(aus: AUTORINNENGRUPPE 1996a: 17)

Die Größenunterschiede von ländlichen und städtischen Wirtschaftshufen sind im Unterschied der bäuerlichen und Selbstversorger-Ökonomie begründet. Die Erschließung ist begrenzt, weil die Wirtschaftsflächen über interne (Privat-)Wege erschlossen werden. Diese Landschaften sind 'verschlossen' (I.M. Hülbusch) und für Ortsfremde kaum zugänglich.

"Zugleich führt dieser Siedlungstyp zur Vereinzelung der Höfe und zu einer niedrigen Bevölkerungsdichte" (vgl. Kompaktsseminar Bockholmwick, AUTORINNENGRUPPE 1995: 18).

Eine geringe Einwohnerdichte kennzeichnet die bäuerlichen wie die städtischen Wirtschaftshufe-Siedlungen.

Freiraumverfügung in gründerzeitlichen Siedlungserweiterungen

Haushufe-Erweiterungen stellen Haus und Hof her

Die Organisation der Haushufen-Siedlung beruht auf der Reihung relativ kleiner Parzellen an der Straße. Der Garten liegt nicht am Haus, sondern getrennt außerhalb der Siedlung.

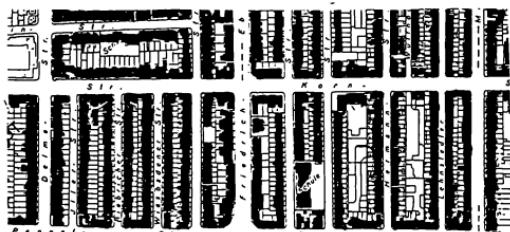


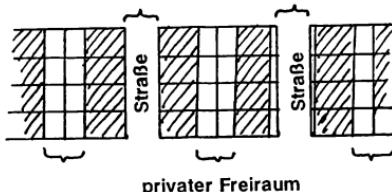
Abb.: Haushufenerweiterung Bremer Neustadt

- Haus, Hof und ergänzender Garten

Die gereihte und gespiegelte Anordnung von Haushufen stellt kommunale und private Freiräume her. Da die Hufen an der Straße gespiegelt werden, grenzen hinten die privaten Höfe aneinander und vorn zur Straße die Vorderseiten der Häuser. Diese Organisation ist Voraussetzung für Freiräume mit unterschiedlicher sozialpsychologischer Rollenorganisation (vgl. BÖSE, 1989).

öffentlicher Freiraum

Abb.: Unterschiedliche Raumöffentl.keiten in einer Haushufensiedlung



Der private Freiraum zum Haus wird durch einen externen Garten ergänzt. Die separate Lage des Gartens ermöglicht die Entscheidung, den Garten selbst in Anspruch zu nehmen oder ihn z.B. an andere zu verpachten. Der Garten ermöglicht den privaten Freiraum über Haus und Hof hinaus zu erweitern, ohne dabei die Herstellungs und Betriebskosten (Erschließung, Ver- und Entsorgung) der Siedlung zu erhöhen.

- Herstellungs- und Gebrauchsökonomie

Mit der Trennung von Haushufe und Garten werden Kosten gespart, weil der Garten weniger Erschließung (Straße, Ver- und Entsorgungsleitungen) benötigt. Die ökonomischen Vorteile der Haushufe-Erweiterung werden deutlicher, wenn man den Begriff der Herstellungskosten im weiteren Sinne einer 'Herstellungsökonomie' versteht.

"Die Herstellungsökonomie hört nicht mit dem Bau des Hauses auf, sondern das Haus wird fortlaufend über seinen Gebrauch 'hergestellt'. Das heißt, daß der Begriff der 'Herstellungsökonomie' weiter gefaßt werden muß und auch den Gebrauch mit beinhalten muß." (KIRSCH 1993:16)

Die Tatsache, daß alle Parzellen der Haushufen-Erweiterung über ein brauchbares 'Innenhaus und Außenhaus' verfügen, ermöglicht neben der sparsamen Herstellung

von Reihenhäusern (vgl. HOSE 1983) den ökonomischen Gebrauch der Siedlung (vgl. auch TURNER 1978). Die Ökonomie des Gebrauches setzt die individuelle Aneignung von Haus und Hof voraus. Haushufensiedlungen eröffnen den EinwohnerInnen Wahl- und Veränderungsmöglichkeiten. Diese Wahl ist möglich, weil auch ohne Garten über privat aneigenbare Freiräume verfügt wird. Im Sinne dieser Wahl- und Interpretationsmöglichkeiten ist die Haushufe variabel an verschiedene Gewohnheiten und Lebenslagen anpassungsfähig.

- Gute Erreichbarkeit durch hohe 'Hausdichte'

Die Reihung von Haushufen führt zum dichten Nebeneinander vieler Häuser. Diese 'Häuserdichte' ist entscheidend für den Markt öffentlicher und privater Einrichtungen (Schulen, Läden, Dienstleistungsbetriebe, Verkehrsmittel), die angeboten werden können. Das hierachische Erschließungsraster mit Wohn-, Quartiers- und Hauptstraßen bedingt eine gleichmäßige Verteilung der Angebote. Die Dichte des Straßennetzes organisiert eine hohe Durchlässigkeit und gute Erreichbarkeit des 'Marktes'.

Zusammenfassung

Mit Haus und Hof sind in der Haushufensiedlung die Voraussetzungen zum 'Hausen' (BÖSE 1991) gegeben. Die Freiräume, 'Innenhaus und Außenhaus' sind am Wohnort vorhanden. Der separate Garten ist eine Ergänzung, mit dem die Möglichkeit der Erweiterung von 'Innenhaus- und Außenhaus' gegeben ist. Insofern sind diese Gärten im doppelten Sinne Freiräume, denn sie eröffnen sowohl räumlich, als auch im Hinblick auf Entscheidungsmöglichkeiten 'Spielräume'.

Block-Erweiterungen: Freiraum ist Mangelware

- Die Aufhebung von Haus und Hof

"Wir wissen, daß die Mietwohnungsbauten aus der Gründerzeit praktisch keinen privat verfügbaren Freiraum enthielten." (BÖSE 1989: 53)

Die Knappheit an privaten Freiräumen im gründerzeitlichen Geschoßwohnungsbau ist hinlänglich bekannt. Auch im Falle eines großen Flächenangebotes fehlen die organisatorischen Voraussetzungen zum Hausen im Sinne des 'wirtschaften können', weil der Mangel an Freiräumen im Geschoßwohnungsbau nicht primär quantitativ sondern qualitativ begründet ist: die Stapelung von Wohnungen führt zur Aufhebung der Einheit von 'Innenhaus und Außenhaus', die durch Ersatz-Freiflächen z.B.

Hinterhöfe, Mietergärten, Kleingärten, Parks nicht ersetzt werden kann. Dennoch sind diese Ersatzflächen für die BewohnerInnen von Bedeutung, weil sie den Mangel an Freiraum entlasten. Ersetzen können sie die Einheit von Haus und Hof jedoch nicht (vgl. BIEGLER 1979: 70).

- Ungleiche Freiraumverteilung

Der Baublock bedingt ungleiche Grundstücksgrößen. Straßenanteil und Tiefe der Grundstücke variieren. Damit kommt es zur ungleichen Verteilung der Flächen innerhalb des Baublockes. Hinzu kommt, daß viele Leute eine Einigung über

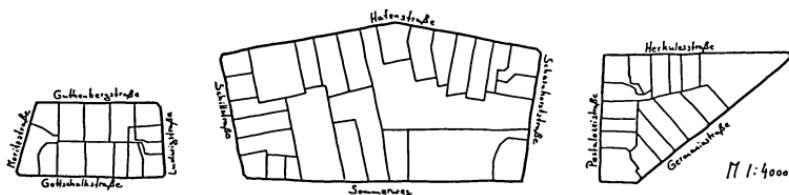


Abb.: Unterschiedlich große Hinterhöfe innerhalb eines Baublockes (aus: VOLZ 1996: 19)

den Gebrauch herstellen müssen, was Konventionen voraussetzt, die für viele Leute in der Regel nicht herstellbar sind. Das gibt der Hausordnung Macht, was an unparzellierten Blockinnenflächen der 20er Jahre Blockrandzeilen besonders gut zu beobachten ist. Diese Flächen ermöglichen keine Aneignung, weil Absprachen gleich durch Verordnungen der Hausmeister ersetzt sind.

- Ohne 'Häuser' kein Straßenfreiraum

Der Geschosswohnungsbau hebt auch den Weg von der Straße zur 'Wohnung' auf. Der Zugang ist nur mittelbar, via Treppenhaus möglich. Der direkte Zugang vom Haus zur Straße ist notwendig für die Teilnahme am sozialen Geschehen, besser gesagt überhaupt Voraussetzung für die Etablierung einer Straßenöffentlichkeit (vgl. HÜLBUSCH, K.H. 1996).

- Freiflächen

Kennzeichnend für Block-Erweiterungen ist die ungleiche Verteilung administrativer Freiflächen. Nicht nur die 'Menge', sondern auch die Ausstattung der Freiflächen ist vom 'Status' des Quartieres abhängig. Das betrifft die ungleiche Ausstattung der Straßenfreiflächen ebenso, wie die Verteilung von Plätzen und Parkanlagen. Während privilegierte Block-Quartiere mit Villenbebauung viele Freiflächen bieten, verfügen die Bewohner dicht bebauter Blockquartiere mit Geschossgebäuden über wesentlich weniger Freiflächen.

Zusammenfassung

Die Maximierung der Bewohnerdichte, wie sie im spekulativen Wohnungsbau der Gründerzeit betrieben wurde, war nur mit der Stapelung von Wohnungen möglich. Die Folgelasten, die dabei entstehen, wurden aus dem Wohnungsbau ausgelagert. Der Mangel an privaten Freiraum im Geschosswohnungsbau soll durch Ersatzleistungen kompensiert werden. Der Kleingarten ist eine Ausgleichsmaßnahme für Mängel, die mit dem Geschosswohnungsbau produziert werden.

Wirtschaftshufe-Erweiterungen oder die 'Arrondierung' des Gartens

Die Wirtschaftshufe-Erweiterung bietet mit Haus, Hof und Garten für jeden Haushalt die Voraussetzungen zum 'Hausen'. In Anlehnung an die bäuerlichen Wirtschaftshufengesellschaften kann man hier von einer 'Arrondierung' der Wirtschaftsfläche sprechen. Diese Organisation verteilt die Herstellungs- und Betriebskosten der Siedlung, weil der Garten unnötigerweise mit dem gleichen Aufwand (Straße, Kanal etc.) erschlossen wird, wie das Haus.

- Ökonomie der Wirtschaftshufe-Erweiterung

Die verhältnismäßig großen Wirtschaftshufen verursachen höheren Flächenbedarf, bei gleichzeitig geringer 'Häuserdichte'. Große Grundstücke erhöhen die Erschließungskosten, weil insgesamt mehr Fläche für weniger Haushalte erschlossen wird. Diese hohen Herstellungskosten belasten zunächst die private Ökonomie der Anlieger. Gleichzeitig führt die 'aufwendige' Erschließung zu höheren Betriebskosten. Diese Kosten trägt die Verwaltung, also alle Mitglieder der Gemeinde. Dazu kommen die 'indirekten' Betriebskosten wie z.B. Postzustellung und andere Versorgungsunternehmen.

- Weite Wege

Neben den Herstellungs- und Unterhaltungskosten ist die 'Gebrauchsökonomie' (vgl. KIRSCH, P. 1993: 2) zu berücksichtigen. Damit ist wieder die Gebrauchsqualität angeschnitten. Die Wirtschaftshufen bedingen eine geringere Durchlässigkeit, weil der Abstand zwischen den Straßen durch die Tiefe der Hufen vergrößert wird. Daraus resultieren weite Wege für Einwohner und Fremde. Der individuelle Zeitaufwand, der zur Erledigung des Alltags notwendig ist, wird gegenüber der Haushufe-Erweiterung deutlich größer. Erschwerend kommt hinzu, daß die Infrastrukturdichte in Quartieren mit geringer 'Hausdichte' entsprechend dünn ist.

- Nachverdichtung der Wirtschaftshufe-Erweiterungen

Bei veränderten ökonomischen Voraussetzungen ist die Funktion des Gartens (intensive Produktion) nicht mehr unbedingt notwendig. Trotzdem bleibt die Produktionsfläche weiterhin mit dem Haus verbunden. Das große Grundstück ist nicht an die veränderte Ökonomie anpassbar. Das hat nicht selten zur Folge, daß der Garten zum Bauplatz wird. Beim Bau der Siedlungen (meist 20er-50er Jahre) ermöglichte die periphere Lage eine großzügige Vergeudung des billigen Landes. Folgende Siedlungserweiterungen holten sie ein. Die Nachverdichtung der Wirtschaftshufen wird mit steigendem Bodenwert zur selbstverständlichen Übung.

Fazit

Die drei Beispiele gründerzeitlicher Siedlungstypen machen deutlich, daß die Freiraumorganisation von der Siedlungs- und Baustuktur bestimmt wird. Jedem dieser Siedlungstypen können entsprechende 'Gartentypen' zugeordnet werden: Die Wirtschaftshufe-Siedlungen bestehen aus 'arrondierten' Hufen, womit der **Hausgarten zwangsläufig** Teil der Parzelle ist auch wenn kein Bedarf besteht. Die Folge ist eine

nachträgliche Teilung und Bebauung. Haushufen-Quartiere werden durch separate **Feldgärten** ergänzt. Den Block-Erweiterungen mit Geschosswohnungsbau fehlen 'Gärten' im Sinne ergänzender Freiräume, weil der Kanon von Haus und Hof aufgelöst ist. Der Hinterhof der Gebäude gibt keinen privat verfügbaren Freiraum her. Nicht zufällig treten deshalb parallel mit den gründerzeitlichen Block-Erweiterungen **Kleingärten** u.a. Formen von Ersatzfreiflächen in Erscheinung.

2. WAS MAN VON HAUSHUFEN UND FELDGÄRTEN LERNEN KANN

Wie erwähnt hat das 'Strickmuster' der gründerzeitlichen Haushufen-Erweiterung Ähnlichkeit mit der Organisation vorbarocker Handelsstädte wie Lübeck und Bern, aber auch mit Ackerbürgerstädten wie Zierenberg oder Grebenstein. Gemeinsam ist diesen Städten der Siedlungsgrundriß aus gereihten Haushufen. Was bisher weniger beachtet wurde ist, daß zu den Häusern in der Stadt auch Gärten gehören, die außerhalb der Stadtmauer liegen. So wie die Häuser sind auch die Gärten entsprechend einer sparsamen Verwendung von Wegen und Flächen auf Hufen organisiert. Die Trennung der Gärten von den Häusern ist vergleichbar mit der Trennung von Feld und Hof, wie es in den Dörfern der Fall ist. Ausgehend von der Analogie zum bäuerlichen Feld werden diese Gärten **Feldgärten** genannt. Die Haushufe mit Feldgarten ist die städtische Variante zur bäuerlichen Hofstelle im Dorf. Man kann noch weiter gehen und behaupten, daß die bäuerliche Hufenorganisation das Primärstadium einer Hufensiedlung ist, aus dem, wenn Handel und Dienstleistung als ökonomische Standbeine in den Vordergrund treten, auch eine städtische Hufensiedlung entstehen kann. Die Hufenorganisation bietet ein variables 'Strickmuster', das auch bei veränderten ökonomischen Verhältnissen den Bewohnern Interpretationsspielraum und Erweiterungsmöglichkeit läßt, ohne daß dabei Haus, Hof und Feldgarten in Frage gestellt werden.

Vom Dorf zur Stadt

Die Organisation von 'Hufe-Dörfern' und 'Hufe-Städten' ist ähnlich. Die bäuerliche Hufe besteht aus Haus und Hof, die durch Felder und Allmenden außerhalb des Dorfes ergänzt werden. Im Vergleich dazu ist die städtische Hufe kleiner, besteht aus Haus und Hof, die vom Feldgarten ergänzt wird. Wird ein Dorf städtisch erweitert, werden zunächst tiefe bäuerliche Haushufen geteilt. Denn für eine städtische Ökonomie ist die hofnahe Fläche nicht notwendig, die Nähe vieler Häuser zum Markt jedoch entscheidend. Unproblematisch ist diese Art der 'inneren Verdichtung', aus bäuerlichen Haushufen. Kennzeichnend für Haushufen ist, daß die Parzellen nicht breiter sind, als für ein giebelständiges Haus erforderlich ist. Der Hof liegt damit zwangsläufig hinterm Haus und wird entweder von hinten oder durchs Haus erschlossen. Im Gegensatz dazu sind Hofhufen breiter, denn hier liegt der Hof seitlich neben dem Haus zur Straße. Diese Organisation ist in erster Linie der bäuerlichen Wirtschaft dienlich (vgl. AUTORINNENGRUPPE 1996a: 166). Im Falle einer Nachverdichtung wird über die Breite der Hofhufen statt des giebelständigen Hauses auch die traufständige Bauweise

möglich. Dabei verfügt das traufständige Haus über einen größeren Anteil an der Straße, d.h. die Zahl der Häuser, die Zugang zur Straße haben, ist im Vergleich zu der schmalen, giebelständig bebauten Haushufen geringer. Die städtische Verwandlung der Bauernhaushufe wird daher klugerweise mit einer Verdichtung der Häuser durch die Einfügung von giebelständigen Häusern auf die Einfahrten der Bauernhöfe durchgeführt.

Straßenreihensiedlung

Gemeinsam ist der bäuerlichen und der städtischen Haus- bzw. Hofhufensiedlung die Reihung der Parzellen entlang einer Straße. Prinzipiell sind Hufensiedlungen immer Straßenreihensiedlungen, die an der Straße gespiegelte Hufenreihen aufweisen. Der 'Grundtyp' der dörflichen Hufensiedlung besteht aus einer Straße, die in der Regel beidseitig bebaut ist.

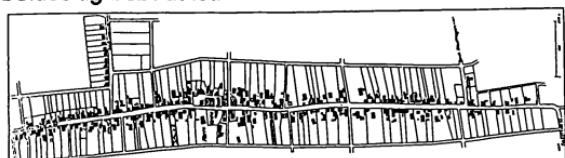
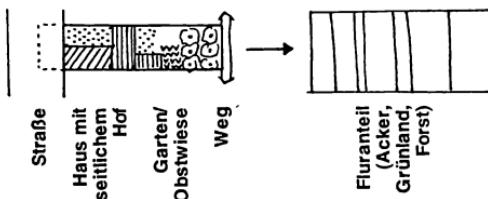


Abb.: Dorf Wiedensahl (1875-1878) (aus: BEKESZUS 1995)

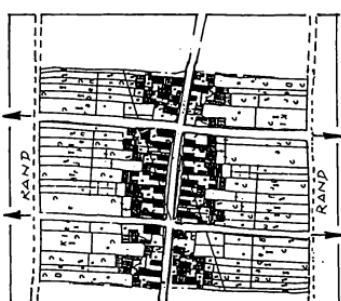
Die Hufen liegen immer mit der schmalen Seite zur Straße, so daß viele Anlieger gleichwertig und sparsam an einer Straße Platz haben. Die Haus/Hofhufe im Dorf umfaßt, für die bäuerliche Wirtschaft notwendige Gebäude und Flächen. Sie ist deshalb größer als die städtische Hufe. Vorne an der Straße steht das giebelständige Haus. Bei der fränkischen Hofhufenorganisation liegt parallel dazu der Hof, dahinter folgen Wirtschaftsgebäude, Küchengarten und Jungviehweide.

Abb.: Zonierung der Hofhufe (aus: GEHLKEN 1999:164)



Für eine zweireihige Hufensiedlung sind Quergassen notwendig, die den Zugang zu den gegenüberliegenden Rändern sicherstellen.

Abb.: Schematisierte Skizze einer zweireihigen Hofhufensiedlung mit Querwegen zu den Rändern (aus: BÖSE-VETTER 1996: 193)



Der Wechsel zur städtischen Haushufe



Aus relativ langen bäuerlichen Hufen bestehende Straßenreihensiedlungen entsprechen dem Primärstadium einer Siedlung. Bei der Erweiterung der Siedlung werden zunächst die langen Hufen geteilt.

Abb.: Beispiel Bürgstadt, linke Seite der Hauptstraße mit ungeteilten Hofhufen, rechte Seite geteilte Hufen (aus: BÖSE-VETTER 1996: 198)

Die innere Erweiterung war häufig mit dem Wandel der bäuerlichen Ökonomie verbunden, wenn die Produktion über Verarbeitung und Marktorientierung der Produkte ergänzt wurde. Für die städtische Ökonomie war die Nähe zum Markt und der Zugang zum Handelsort Straße wesentlich. Die Nähe zum Markt wurde für viele Häuser ermöglicht, indem bäuerliche Hufen geteilt wurden. Dabei konnten, wie in Bürgstadt, aus einer bäuerlichen Hofhufe drei kleinere städtische Hufen werden, die jeweils mit Haus und Hof an der Straße eine 'vollständige' Hufe erhalten. Zu diesen Hufen gehört jeweils ein außerhalb des Ortes gelegener Feldgarten.

Vom Feld zum Feldgarten

Felder und Allmende außerhalb des Dorfes ergänzten notwendigerweise die bäuerlich Wirtschaft. Die Trennung von Hof und Feld bietet die Möglichkeit ökonomischer Veränderungen z. B. der Zu- oder Verpachtung von Flächen, ohne daß dabei die Hofstelle 'gewechselt' werden muß.

Die Hufen in der Stadt bestehen nur aus Haus und Hof. Diese Grundeinheit wird durch einen Garten am Stadtrand ergänzt. Die städtische Haushufe ist kleiner, da für die Wirtschaft weder nahegelegene Flächen noch große Nebengebäude erforderlich sind. So ist die Haushufe mit Feldgarten die Übertragung der bäuerlichen Haus- Hof - und Feldorganisation auf städtische Verhältnisse. Der Feldgarten ist das 'städtische Pendant' zum bäuerlichen Feld.

Die Organisation von Haus, Hof und Garten am Beispiel Zierenberg

Zierenberg - eine Hufensiedlung

Innerhalb der Stadtmauern ist Zierenberg dicht bebaut. Die Siedlung ist aus schmalen Haushufen mit giebelständigen Häusern sowie dahinterliegendem Hof und aus breiteren Hofhufen zusammengesetzt.

"Der haushufenförmige Siedlungsgrundriss (von Zierenberg, A.d.V.) geht in seiner Organisation von einer beidseitigen Straßenrandbebauung entlang der Hauptstraße aus." (NAGL1993:15)

Zierenberg ist eine typische Hufensiedlung, deren Bebauung von der Straße ausgeht. Erst sekundär wurden die Hufen von der Rückseite bebaut .

Abb.: Hufensiedlung Zierenberg

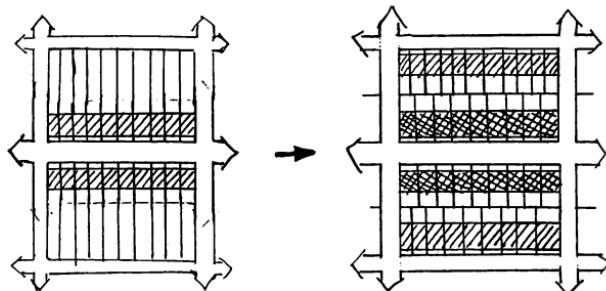
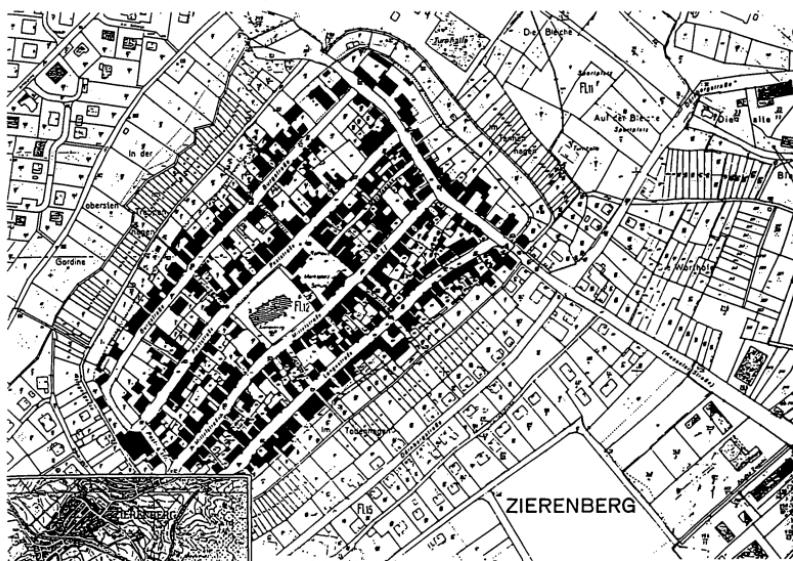


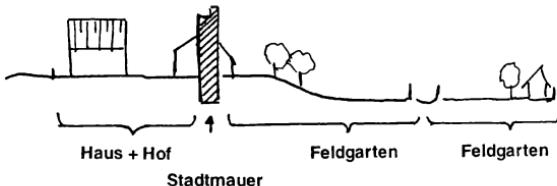
Abb.: Skizze Erweiterung durch rückwärtige Bebauung der Hufen

In der Stadt sind die meisten Hufen mittlerweile vorne und hinten bebaut. Die Häuser stehen direkt an der Straße. Jeweils hinter den Häusern liegen Hof und Nebengebäude. Dieses Hintereinander entspricht der Abfolge verschiedener Arbeitsorte, die Haus und Hof in die Tiefe der Parzelle organisieren.

Die Feldgärten

Am Rand der Stadt, außerhalb der Stadtmauer liegen Feldgärten, die zu den Häusern in der Stadt gehören.

"Die unmittelbar vor der Mauer anschließenden Gartenparzellen sind die Fortführung der Haus- und Hofparzelle auf der inneren Mauerseite. Hier steht die Mauer also buchstäblich quer auf den Parzellen." (BÖSE-VETTER 1996:196)



Tatsächlich haben die Feldgärten außerhalb der Stadtmauer i. d. R. die gleiche Breite wie die dazugehörige Haus- und Hofparzelle auf der Innenseite. Dies ist ein Beleg dafür, daß zur Hufe in der Stadt jeweils die Gartenparzelle am Stadtrand gehört.

Der Feldgärten von Zierenberg, oft als "Gartengürtel" bezeichnet, sind bis heute relativ vollständig. Nur im Bereich der 'Warmer- Aue wurden die Gärten durch den Bau von öffentlichen Einrichtungen (Schule, Sportplatz, Turnhalle, Tennisplätze) zerstört. Damit ist Zierenberg kein Einzelfall, auch in Grebenstein und andernorts wurde ein Teil der Feldgärten mit dem Bau von Schulen u.ä. vor allem in den 50-70-er Jahren abgeräumt oder in Grünflächen verwandelt.

- Parzellierung und Erschließung der Feldgärten

Die Feldgärten bestehen aus schmalen und tiefen Parzellen. Die Parzellen liegen jeweils mit der kurzen Seite zum Weg, so daß viele Gärten über einen Weg erschlossen werden. Wie die Haushufen sind auch die Feldgärten beidseitig des Weges gereiht und können von daher als Gartenhufen bezeichnet werden.

Von der Stadt aus gesehen sind die Gärten über Quergassen zu erreichen. Diese Gassen treffen auf einen Weg, über den die Gärten zugänglich sind.



Abb.: Die Erschließung der Gärten in Zierenberg

Die Querverbindungen sind Verlängerungen der Gassen innerhalb der Stadt (Schulgasse, Kirchgasse, Turmgasse, Gerichtsgasse) und sorgen dafür, daß der Stadtrand und die Gärten auf relativ kurzem Wege zu erreichen sind. Die Organisation zeigt, daß räumliche Nähe und engmaschige Erschließung Voraussetzung dafür sind, daß die Feldgärten als Ergänzung zum häuslichen Arbeitsort genutzt werden können (vgl. SCHÜRMAYER 1995).

- Kommunale und administrative Gartenwege

Die Gartenwege sind immer allgemein zugänglich. In manchen Fällen verdeutlicht ein Grenzstein in der Mitte des Weges den privaten Anteil der Gärten am Weg. Gerade auf unbefestigten Wegen lassen parzellenscharfe Unterschiede der Vegetation die private Zuständigkeit der GartenbesitzerInnen sichtbar werden. Der Erhalt des Weges ist also darüber gewährleistet, daß jeder für seinen Anteil am Weg sorgt. In diesem Sinne ist der Gartenweg ein kommunaler Weg.

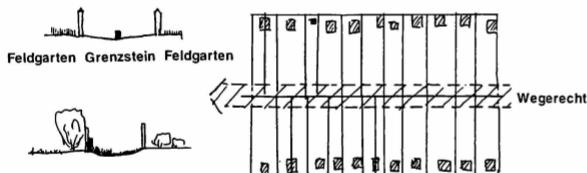


Abb.: Grenzstein oder unterschiedliche Vegetationsausstattung als Indiz für die Zugehörigkeit des Wegeanteils zur Gartenparzelle

Solche Wege sind i. d. R. schmal und einfach in der Ausstattung, d. h. auf das notwendige Maß begrenzt und sparsam hergestellt. Breite Wege und aufwendig ausgestattete Wege lassen dagegen auf eine administrativen Eingriff schließen. Ein Beispiel dafür ist der 'flurbereinigte' Rundweg durch den, mittlerweile denkmalgeschützten, "Gartengürtel" von Zierenberg.

- Grenzen

Die Gärten sind zum Weg mit Zäunen begrenzt, so daß der Parzellenwechsel über den Wandel der Zäune ablesbar ist. Seitlich sind die Gärten nur in wenigen Fällen durch materielle Grenzen voneinander getrennt. Der Nutzerwechsel ist vor allem an der Bewirtschaftung zu erkennen.



Abb.: Aufwendig ausgebauter Gartenweg in Zierenberg (Pflasterung, breiter Rinnstein, Straßenlaterne)

Vergleicht man diese Feldgärten mit Kleingartenanlagen, ist das Fehlen seitlicher Zäune auffällig. Die Gärten sind vergleichsweise offen und einsehbar. Offensichtlich hat Produktionsöffentlichkeit (s. HÜLBUSCH, I.M. 1978) in den Zierenberger Feldgärten einen höheren Stellenwert als in den, deutlich mit Sichtschutz begrenzten Kleingartenanlagen.

Abb.:
Zierenberger
Feldgärten



- Unterschiedliche Nutzung und Ausstattung

Beim Gang entlang der Feldgärten ist zu sehen, daß die Parzellen verschieden genutzt werden. Auffällig ist das Nebeneinander unterschiedlicher Nutzungsintensität: Brache, Obstwiese, Ziergarten, Nutzgarten z. T. mit Kleintierhaltung. Dieser Unterschied läßt darauf schließen, daß Feldgärten im Vergleich zu Kleingärten nur wenigen oder keinen Reglementierungen unterliegen. Die Gartenhütten, in Größe und Art unterschieden, stehen immer im hinteren Teil der Parzelle.

Interpretation: Haus und Hof 'machen' die Stadt, die Feldgärten den Rand

Feldgärten sind Teil der Siedlung

"Die Gärten sind auf erreichbare Distanz nahe vor die Stadt gelegt, bleiben aber zugehöriger Bestandteil der Gesamtparzelle. Sie gehören zum städtischen Grund." (BÖSE-VETTER 1996: 196)

Die Feldgärten von Zierenberg bilden den 'Rand' der alten Siedlung. Die Nutzung der Gärten ist eine "Ortsrandnutzung", die vom Ort ausgeht und nicht losgelöst vom Ort betrachtet werden kann.

"Wir gehen davon aus, daß Ortsrandnutzungen immer komplementär betrachtet werden, ergänzend im Zusammenhang mit der Bebauung stehen und von daher immer integraler Bestandteil eines Ortes oder einer Siedlung sind." (SCHÜRMAYER 1995: 295)

Dementsprechend stellen die Feldgärten ergänzende Nutzungsmöglichkeiten bereit. Das heißt, der Garten am Ortsrand gehört zur Haushaltung in der Stadt, oder anders ausgedrückt, die Feldgärten inklusive der Wege sind der Ortsrand, denn sie sind Bestandteil der Hauswirtschaften (vgl. SCHWARZE 1993: 80). Wenn die Feldgärten konsequent als 'integralen Bestandteil' der Haushufen-Siedlungen verstanden werden, muß im Falle einer Siedlungserweiterung dieser Rand übersprungen werden.

"Der Stadtrand ist in Grunde genommen der äußere Rand einer Ortschaft und entsteht durch notwendige Alltagsarbeit der BewohnerInnen. Bei einer notwendigen Stadt- und Siedlungserweiterung würde sich sinnigerweise der letzte Jahresring der Bebauung bzw. der dazugehörige Rand spiegeln müssen. Aus dem äußeren Rand würde dann ein innerer Rand, der Platz für Grenzen, Übergänge und weitere Ränder läßt." (AUTORINNENGRUPPE 1992: II)

Zum Plan einer Siedlungserweiterung gehört die Überlegung zur Anknüpfung an die bestehende Bebauung ebenso wie die Erhaltung des bestehenden Randes.

Der separate Garten gibt Wahlmöglichkeiten

Der Feldgarten liegt nicht am Haus. Der Vorteil ist, daß so Haus und Feldgarten unabhängig voneinander genutzt werden können. Die Trennung von Haushufe und Feldgarten ist im Hinblick auf den Gebrauch variabel (vgl. HÜLBUSCH, K.H. 1990: 2). Haus und Hof bieten mit 'Innenhaus und Außenhaus' eine alltagstaugliche Einheit zum Hausein, also die Voraussetzung für die Bewältigung der häuslichen Arbeit. Bei Interesse können Haus und Hof durch den Feldgarten ergänzt werden. Wesentlich daran ist, daß die BewohnerInnen auch ohne Garten über ein vollständiges 'Innenhaus und Außenhaus' verfügen. Zur Veranschaulichung der Möglichkeiten, die in der 'geteilten Einheit' von Haushufe und Garten enthalten sind, kann ein Vergleich mit Tasse und Untertasse dienen. Tasse und Untertasse sind wie Haus und Garten zwei verschiedene Dinge, die in der Kombination eine Einheit bilden. Dennoch sind Tasse und Untertasse nicht ein Teil, sondern zwei verschiedene, dem jeweiligen Zweck entsprechende Gegenstände. So kann die Untertasse unabhängig von der Tasse benutzt werden, ohne daß die Tasse dabei die Gebrauchsmöglichkeit verliert. Die Untertasse ist nicht an eine Tasse gebunden, sie kann für andere Tassen oder als Blumenuntersetzer genutzt werden. Tasse und Untertasse sind unabhängig voneinander, womit die Verwendung erweitert wird. Wären Tasse und Untertasse ein Gegenstand ähnlich einer Sauciere, wären alle anderen Nutzungen der Untertasse aufgehoben. Darüber hinaus wäre dieser Gegenstand wie auch die Sauciere sperrig und unpraktisch und füllte den Küchenschrank, ohne daß viel drin wäre. Ähnlich wie die Trennung von Tasse und Untertasse ermöglicht die separate Organisation von Haus und Feldgarten einen variablen Gebrauch. Die Unterschiedlichkeit der Gärten in Zierenberg kann als Ausdruck eben dieser Variabilität interpretiert werden. Einige Gärten werden intensiv genutzt, einige zeitweise gar nicht, sie fallen brach, während andere gerade wieder aufgeräumt werden. Die ungleiche und veränderbare Erscheinung der Gärten spiegelt die Bandbreite der wechselnden Interessen und Lebenslagen wider und läßt gleichzeitig den Spielraum offensichtlich werden.

Beständigkeit

Die Möglichkeit, Haus, Hof und Garten an verschiedene Interessen anpassen zu können, ist Voraussetzung dafür, daß sowohl Haus und Hof, als auch die Gärten altern können. Eine Organisation hat Bestand, wenn sie nach den 'Wechselfällen des Lebens' (STEINHÄUSER 1990) genutzt werden kann. Gerade die Trennung von Haushufe und Feldgarten eröffnet Freiraum für einen veränderten Gebrauch.

"Die Kontinuität der Alterung hat nicht die Kontinuität eines unveränderten Gebrauchs zur Voraussetzung. Ein Garten (mit der dazugehörigen Siedlung; Erg. d. V.) kann altern, wenn sich sein Gebrauch erneuern kann." (BÖSE 1991: 131)

Die separate Lage von Haushufe und Feldgarten ermöglicht den Wandel des Gebrauchs und damit die Tüchtigkeit der Siedlung.

Der Feldgarten ergänzt das 'Innenhaus und Außenhaus'

Der Garten ist eine Ergänzung zu Haus und Hof. Die EinwohnerInnen verfügen nicht nur über 'Innenhaus und Außenhaus', sondern haben auch einen Garten 'für sich' (WOOLF, V.). Sie haben mit Hof und Garten die Wahl zwischen verschiedenen privaten Freiräumen. Diese Wahlmöglichkeit kommt in der 'Offenheit', d.h. in wenigen Zäunen zum Ausdruck. Im Vergleich zu Kleingartenanlagen sind die Feldgärten offen und einsehbar. Das Fehlen von Hecken und Zäune kann hier so interpretiert werden, daß Privatheit keine Bedeutung hat. Ist zu Hause privater Freiraum vorhanden, dann hat Privatheit im Garten geringen Stellenwert. Ist aber der Garten der einzige private Freiraum, wie das bei Kleingärten als Kompensation zum Geschoßwohnungsbau der Fall ist, ist die Privatheit hier wesentlich wichtiger. Viele Grenzen und Sichtschutzmaßnahmen können als Wunsch nach Privatheit verstanden werden. Folglich ist der Feldgarten ein Stück von 'Innenhaus und Außenhaus', während der Kleingarten das Fehlen eben dieser Einheit ersetzen soll.

Gartenöffentlichkeit

Zu den Feldgärten führen Wege. Jeder Feldgarten hat Anteil an diesem Weg. Die Zuständigkeit der GartennutzerInnen für ein Stück Weg wird in der Pflege des Weges sichtbar. Jeder kehrt, harkt, mäht vor seiner Parzelle und leistet damit einen Beitrag zum Weg als Summe der kommunalen Anteile der Gartenparzellen. In diesem Sinne enthält der Weg die kommunale Offerte an alle EinwohnerInnen des Ortes. Analog zur Straße der Siedlung ist der allgemein nutzbare Gartenweg Voraussetzung für die 'Gartenöffentlichkeit'. Ohne Häuser an der Straße wäre keine Straße vorstellbar (vgl. HÜLBUSCH, K.H. 1996). So ist ohne Gärten und Gartenwege keine Gartenöffentlichkeit möglich. Der Weg vor dem Garten und die Abgrenzung des Gartens zum Weg durch einen Gartenzaun ist die Grundlage für den Freiraum.

"Es gibt überzeugende Beispiele dafür, daß die Verfügung über einen privaten Garten nicht gleichbedeutend sein muß mit dem Rückzug ins Private, wie oft behauptet, sondern geradezu Voraussetzung für das Entstehen einer sozial funktionierenden Öffentlichkeit." (BIEGLER 1979: 67)

Genau wie Straße und Vorgarten am Haus Anlaß für beiläufige Kontakte bieten, können die Wege zum Garten und der sprichwörtliche "Schnack über den Gartenzaun" Anlässe und Gelegenheiten für zwanglose Kontakte sein. Gleichzeitig ist die Gartenöffentlichkeit eine Produktionsöffentlichkeit. Durch die Reihung gleich oder ähnlich organisierter Gärten liegen gleiche Nutzungen nebeneinander. Das bietet Gelegenheiten für Beziehungen und flüchtige Kontakte über ähnliche Betätigungen (vgl. SCHWARZE 1993: 76).

Analoge Organisation von Haushufe und Gartenhufe

Haushufe und Garten sind nach gleichen Regeln organisiert. Der Grundriß beruht auf der Addition und Spiegelung qualitativ gleicher Einheiten mit abgestufter Zonierung (vgl. BIEGLER 1979, HOSE 1983, BÖSE-VETTER 1996). Die Zonierung der Hufen in die Tiefe folgt einfachen Regeln, deren Ursprung in ganz elementaren und bewährten Alltagstätigkeiten liegt (BÖSE 1991: 139). So steht das Haus mit Vorgarten an der Straße, dahinter folgt der Hof. Diese Zonierung entspricht der Abfolge verschiedener häuslicher Arbeitsorte. Auch die Gärten sind als gleiche Einheiten mit ähnlichen Zonie-

rungen gereiht. Die Feldgärten werden entlang des Weges gereiht und gespiegelt. Die Parzellen nebeneinander sind i.d.R. ähnlich zoniert. Die schmale Parzelle legt die Organisation der Arbeitsorte in die Tiefe der Parzelle nahe. Die Hütten stehen immer im hinteren Drittel des Gartens. Für Feldgärten und Haushufen gelten gleiche Regeln: Vorderseiten stoßen immer an Vorderseiten, Rückseiten immer an Rückseiten. Die Rückseite ist dabei immer der intimere Teil der Hufe. Im Falle der Haushufe wird die Privatheit über das Haus als Grenze zum sozialen "Vorne" hergestellt. Im Garten wird die Privatheit des "Hinten" über die Entfernung zum Gartentor bzw. zum Weg organisiert.

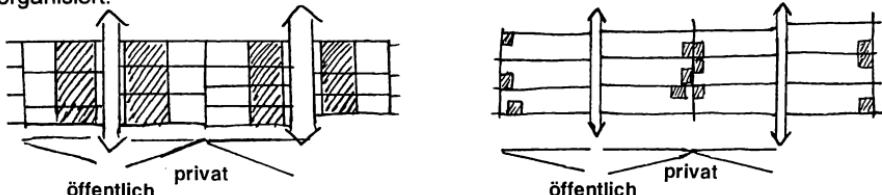


Abb.: Analoge Zonierung von Haushufen und Feldgärten

Sparsamkeit ist eine Qualität

Tauglich und alterungsfähig sind Haus- und Gartenhufe, weil neben der Variabilität im Gebrauch die Organisation auf Sparsamkeit beruht. Die Organisation der Parzellen als schmale, tiefe Grundstücke ist die Grundlage dafür, daß viele Hufen nebeneinander am Weg Platz finden. Flächenbedarf, Herstellungs- und Unterhaltungskosten für die Erschließung können so aufs notwendige Maß begrenzt werden. Die Sparsamkeit hat historisch durchaus verschiedene Ursachen. Aber unabhängig davon, ob militärische Strategien, das Bestreben Vielen die Nähe zum Markt zu ermöglichen oder Kalkül mit städtischen Bodenpreisen die Gründe zum Bau einer Hufenstadt waren, ist die Sparsamkeit der Organisation bewährt. Gerade die sparsame Anordnung bietet Spielraum für Interpretationen, ohne daß die materielle Ausstattung verändert werden muß (vgl. BÖSE 1991). Nicht nur das Prinzip der Hufe, auch die Trennung von Haushufe und Feldgarten beruht auf Sparsamkeit. Die Haushufe, Ort des Hausens und der häuslichen Produktion bedarf anderer Voraussetzungen als der Feldgarten. Zum Haus gehört die Straße und (zumindest heutzutage) Kanalisation, Strom, Wasser usw.. Auch die Bodenpreise sind in der Stadt vergleichsweise hoch. Ein Garten in der Stadt wäre somit ein teurer 'Spaß'. Ihn 'vor die Tore der Stadt' zu verlagern, ist eine kluge Entscheidung, was darin zum Ausdruck kommt, daß die sparsame Organisation 'gute und schlechte Zeiten' überdauert hat.

Fazit

Haushufen sind variabel interpretierbar. Zur bäuerlichen Wirtschaft gehört neben der Haushufe oder der analogen Hofhufe das Feld. Für die städtische Hauswirtschaft bleibt die Haushufe mit Haus und Hof bestehen. An die Stelle des Feldes tritt der Feldgarten. Ebenso wie Felder ein Teil der bäuerlichen Wirtschaft sind, sind Feldgärten ein Teil der städtischen Haushufen. Das 'Strickmuster' der Hufen durchläuft wie ein roter Faden die Siedlung. Die Haushufen sind nebeneinander gereiht und an

der Straße in Abfolge und Zonierung gespiegelt. Auch die Straßen werden nebeneinander gereiht. Die einfachen Regeln der Reihung und Spiegelung gelten auch für den Siedlungsrand mit Gartenhufen. Als bewährte Regeln der Siedlungsorganisation müßten sie auch auf die Erweiterung des Ortes übertragen werden. Folglich wären die Siedlungsvergrößerungen aneinanderzureihen. Konsequenterweise würde dabei nicht nur die Siedlung, sondern auch der Rand (als Teil der Siedlung) gespiegelt. Der "äußere Rand" wird zum "inneren Rand". (vgl. AUTORINNENGRUPPE 1992). Der alte Rand mit Feldgärten bleibt bei Siedlungsvergrößerungen bestehen. Die städtische Haushufen-Siedlung, wie sie exemplarisch am Beispiel Zierenberg beschrieben wurde, zeigt die Beständigkeit der Feldgärten. Der Grundriß mit Haushufen in der Stadt und Feldgärten am Rand ist bis heute bewährt und erhalten, weil er für Variationen im Gebrauch tauglich ist. Diese Brauchbarkeit ist in den aktuellen Spuren der Aneignung und Arbeit sowohl in den Feldgärten als auch an Haus und Hof ablesbar.

"Bewährte Vorbilder" sind über Spuren des Gebrauches, der Tätigkeit und Aneignung lesbar. Alterungsfähigkeit und Interpretation der materiellen Ausstattung ohne deren wesentliche Veränderung bei wechselnder sozial-ökonomischer Situation der NutzerInnen sind praktisch Merkmale der "bewährten Vorbilder". (HÜLBUSCH, K.H. 1991: V)

Haushufen und Feldgärten sind genauso in 'guten wie in schlechten Zeiten' tragfähig, ohne daß die Siedlungsorganisation geändert wurde. In diesem Sinne ist diese Siedlungsorganisation ein "bewährtes Vorbild", von dem für künftige Erweiterungen gelernt werden kann.

5. RESÜMEE

Ausgangspunkt dieser Arbeit war die These, daß der Garten, wie das Feld, am Rand der Siedlung liegt. Diese Gärten, vorläufig als Feldgärten bezeichnet, sind eine Erweiterung von Haus und Hof und damit auch ergänzender Bestandteil der Siedlung. Anders ausgedrückt: Der Feldgarten liegt nicht am Haus, ist aber immer einem vollständigen Haus und einer Siedlung zugeordnet. Die Siedlung selbst besteht aus relativ kleinen Parzellen, d.h. die Häuserdichte ist hoch. Gleichzeitig verfügt jeder Haushalt über Haus, Hof und Garten. Obwohl diese Siedlungsorganisation seit Jahrhunderten bewährt ist und auch heute noch trägt (vgl. HOFFMANN-AXTHELM 1983; HÜLBUSCH, I.M./HÜLBUSCH, K.H. (1983)1989; NAGL 1993; LUCKS 1993; BÖHLEN 1995; THEILING 1994; BRAUN 1996), ist sie bei den professionellen Städtebauern anscheinend in Vergessenheit geraten - oder wahrscheinlicher: nie erkannt worden (vgl. AUTORINNENGRUPPE 1996:22). Schon im Barock, vor allem aber in der Gründerzeit wurde die Haushufenstadt durch "modernere" Siedlungen abgelöst: Von den verschwenderisch großen Wirtschaftshufen auf der einen Seite und den Blockrandbebauungen mit Geschoßgebäuden auf der anderen Seite. Auch die aktuellen städtebaulichen Leitbilder (vgl. BÖSE 1989) haben mit dem recht einfachen Strickmuster der Hufenstadt wenig gemeinsam. Im Gegenteil, die Auflösung ihrer Qualitäten wird konsequent vorangetrieben. Auf der einen Seite werden verschwenderische Einfamilienhausgebiete gebaut - heute in Form freistehender Villen mit reichlich Gründekoration -, denen aber immer die notwendige Häuserdichte fehlt, um ein sozial und ökonomisch funktionierendes Quartier werden zu können. Auf der

anderen Seite werden weiter Geschoßwohnungen - heute meist als Zeilen - gebaut, denen wiederum Haus und Hof fehlen. Im einen Fall fehlen die Voraussetzungen für eine städtische, im anderen Fall für eine häusliche Wirtschaft.

Die "reduzierte Wirtschaftshufe" als Leitbild

Die Wirtschaftshufe bietet mit der Zusammenlegung von Haus, Hof und Garten scheinbar ideale Voraussetzungen für die Hauswirtschaft. Der Versuch einer Optimierung der Selbstversorgungs-Ökonomie durch die 'Arrondierung' des Gartens direkt am Haus blendet allerdings die kommunale Ökonomie aus, die zum Funktionieren des Gemeinwesens einer Stadt notwendig ist. Hohe Kosten für Erschließung und Ver- und Entsorgung belasten die öffentlichen Kassen. Die fehlende Hausdichte verhindert die Ansiedelung von Versorgungseinrichtungen und die Etablierung von "Nachbarschaft" (vgl. KÖNIG 1958: 64f).

Häufig werden diese ursprünglich peripher gelegenen Siedlungen von neueren Städterweiterungen eingeholt und dann infolge steigender Bodenpreise nachverdichtet. Das könnte bei kluger Planung zu einer nachträglichen Umwandlung in eine, den Haushufen-Siedlungen sehr ähnliche Organisation führen. Üblich ist allerdings die "ungeplante" Nachverdichtung in zweiter Reihe, die die Freiraumzonierung und damit die Qualität der Siedlung zerstört.

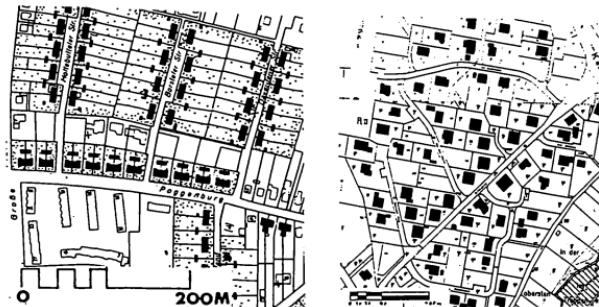


Abb.: Wirtschaftshufensiedlung und Einfamilienhaussiedlung

Was den hohen Flächenverbrauch und die geringe Häuserdichte angeht, stehen die modernen Einfamilienhaus-Siedlungen in der Tradition der Wirtschaftshufe. Grundstückszuschnitt und Hausstellung sind allerdings verändert. Die moderne "Villa" steht von der Straße abgerückt mitten im großen und tendenziell quadratischen Grundstück. Das Prinzip von Haus und Hof wird durch die vorherrschende Ideologie von "Wohnzimmer und Wohngarten" ersetzt (vgl. BÖSE 1991: 132). In diesem Sinne kann man die freistehende Einfamilienvilla mit dekorativer Begrünung als "reduzierte Wirtschaftshufe" bezeichnen, denn der Garten ist hier nicht mehr Arbeitsort, sondern Dekorationsfläche. Er dient allein zur Demonstration des Müßigganges (vgl. VEBLEN (1899) 1993), stellt also symbolisches Kapital dar (vgl. BOURDIEU 1974), das nur den einen Zweck hat: Die Zurschaustellung des vermeintlichen Reichtums der BewohnerInnen. Indem aber die Fläche ums Haus nicht mehr als Außenhaus verstanden wird, wird folglich auch der Zusammenhang von Innenhaus und

Außenhaus aufgehoben. Damit wird hier zusätzlich zur kommunalen Ökonomie auch noch die häusliche zerstört.

Dennoch gilt das freistehende Einfamilienhaus noch immer als Ideal. Allerdings wird für dieses 'flächenintensive' Leitbild viel Bauland verbraucht, denn nicht nur die Fläche für das Haus sondern auch die Grünfläche drumherum wird als Bauland erschlossen und bezahlt. Je höher aber der Verbrauch, desto knapper und damit teurer ist das Bauland, was zur Folge hat, daß schließlich nur wenige finanziell im Stande sind, überhaupt zu bauen.

Die angeblich billige Alternative

Diese Verschwendug kommunaler Ressourcen (Land und Geld) zugunsten weniger Privilegierter wird wiederum dazu benutzt, den Geschoßwohnungsbau zu legitimieren. Nach der Devise: Wer sich ein teures Haus im Grünen nicht leisten kann, der zieht eben in die "billige" Geschoßwohnung. Angeblich besteht die einzige Möglichkeit, eine finanzierte Stadt zu bauen, in der Stapelung von Wohnungen, wie es spätestens seit der Gründerzeit massenhaft betrieben wird. Die Herstellung städtischer Dichte über die Stapelung von Wohnraum geschieht immer über die Zerstörung der Einheit von Haus und Hof, also auf Kosten der privaten Ökonomie. Die Orte für die Bewältigung der notwendigen häuslichen Arbeit werden entzogen. Hier tritt die Grünplanung auf den Plan und offeriert zur Behebung dieser 'Freiflächen-Mängel' den Kleingarten als Ersatzfläche. Dabei wird dabei der Geschoßwohnungsbau mit keiner Silbe ernsthaft kritisiert. Im Gegenteil, seine Notwendigkeit wird anerkannt. Die Kleingärten sind der Ausgleich für fehlenden Freiraum, d.h. der Mangel wird mit Hilfe von Ersatzflächen legitimiert (vgl. AUTORINNENGRUPPE 1992). Dabei kann die angebliche Sparsamkeit dieser Siedlungen weder monetär (eine Sanierung jagt die nächste - vgl. TURNER 1978) noch flächenökonomisch nachgehalten werden. Gerade der Zeilenbau mit seinen riesigen unbrauchbaren Abstandsfächern gehört zu den großen Flächenverschwendern in der (post)-modernen Stadt (vgl. z.B. KIRSCH 1993; KULLA 1995).

Der Plan

Mit der üblichen Gegenüberstellung der aktuellen städtebaulichen Leitbilder 'Einfamilienhaus mit Garten' und 'Geschoßwohnungsbau, wahlweise mit Kleingarten' werden zwangsläufig ökonomische, also quantitative Disparitäten auch zu qualitativ ungleichen Lebens- und Arbeitsbedingungen. Mit erstaunlicher Kontinuität wird dabei von den StädtebauerInnen übersehen, daß es zu dieser Wahl zwischen "Pest und Cholera" eine relativ einfache, lang bewährte, ökonomisch tragfähige und alltagstaugliche Alternative gibt. Haushufen-Siedlungen, wie z.B. in Zierenberg wären ein Vorbild, an dem viel gelernt werden kann. Hier verfügt jeder Haushalt grundsätzlich über Haus und Hof und damit die Möglichkeiten einer Hauswirtschaft. Der separate Feldgarten erweitert den Handlungsspielraum der BewohnerInnen zusätzlich, ohne dabei die Häuserdichte der Siedlung zu verringern (wie es mit der Wirtschaftshufe der Fall wäre). Gerade mit der getrennten Organisation von Haus und Hof 'drinnen' und Feldgärten 'draußen' am Rand der Siedlung, wird für allen eine Hauswirtschaft

möglich, ohne dabei die städtische Wirtschaft einzuschränken. In diesen dicht mit Häusern bebauten Siedlungen sind die Erschließungs- und auch die langfristigen Betriebskosten (Ver-, Entsorgung, Instandhaltung, Dienstleistungen) relativ gering. Die Haushufen-Siedlung ist in Bezug auf die städtische bzw. kommunale Ökonomie sparsam. Mit relativ kleinen Haushufen (Haus+Hof) können auf wenig Bauland vergleichsweise viele Parzellen entstehen. So gesehen ist diese Siedlung auch bezüglich des Verbrauches von Siedlungsfläche sparsam. Dadurch werden wiederum die Baulandkosten nicht unnötig in die Höhe getrieben. Mit der flächensparenden Organisation von Haushufe und Feldgarten ist nicht nur das relativ kleine Baugrundstück, sondern auch die Erschließung für den einzelnen Haushalt bezahlbar. Die Voraussetzung dafür, daß in einer Siedlung **sowohl** die Möglichkeiten für eine private, häusliche, **als auch** eine kommunale, städtische Ökonomie vorhanden sind, ist einfach und besteht eben darin, daß der Garten, wie das Feld, nicht am Haus liegt.

Obwohl die Haushufen-Siedlungen ihre Tragfähigkeit sowohl für die private als auch für die kommunale Ökonomie bewiesen haben und damit der vorherrschenden Praxis widersprechen, die eine Ökonomie gegen die andere auszuspielen, werden sie heute nicht mehr gebaut. Der Grund dafür mag im Streben der PlanerInnen nach entwerferischer Freiheit liegen, mit der die Verweigerung einhergeht, aus bestehenden Beispielen zu lernen. Vielleicht liegt die Ursache aber auch schlichtweg darin, daß an sparsamen Siedlungen, in denen die BewohnerInnen relativ selbstständig 'Haus-halten' können, für StädtebauerInnen und GrünplanerInnen nur wenig zu verdienen ist - das wäre dann ein weiterer schlagkräftiger Beweis für die Tragfähigkeit dieser Bauweise.

Literaturverzeichnis

- AUTORINNENGRUPPE 1992: Das Ablaßwesen. Projektarbeit am FB13 der GhKassel. Vervielf. Mskr. Kassel.
- AUTORINNENGRUPPE 1995: 'Ein Stück Landschaft sehen, beschreiben, vergeichen, verstehen...' Diesmal: Bockholmwik in Angeln'. Studienarbeit am FB 13 der GhKassel. Unveröff. Mskr. Kassel.
- AUTORINNENGRUPPE 1996: Von gemeinen Hufen, extravaganten Blöcken und anderen Typen. Gründerzeitliche Siedlungserweiterungen in Dorf und Stadt. Projektarbeit am FB 13 der GhKassel. Unveröff. Mskr. Kassel.
- AUTORINNENGRUPPE 1996a : Das Dorf in der Stadt. Studienarbeit am FB 13 der GhKassel. Vervielf. Mskr. Kassel.
- BÄUERLE, H./ THEILING, C. 1996: Plätze in Bremen, Platz haben Platz lassen. Ein freiraumplanerisches Gutachten i.A. der Stadt Bremen. Bremen
- BEKESZUS, K. 1995: Ein Plan für Kirchditmold. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.), Notizbuch 37 der Kasseler Schule. Kassel.
- BIEGLER, H.J. 1979: Alltagsgerechter Mietwohnungsbau. Diplomarbeit am FB 13 der GhKassel. Unveröff. Mskr. Kassel.
- BÖHLEN, M. 1994: Reihen-Häuser in Lübeck. Diplomarbeit am FB 13 der GhKassel. Unveröff. Mskr. Kassel.
- BÖSE, H. (1982)1989: Das Außenhaus verfügbar machen. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.), Notizbuch 10 der Kasseler Schule. Kassel.
- BÖSE, H. 1991: Hof und Haus z.B. Worpswede. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.), Notizbuch 25 der Kasseler Schule. Kassel.
- BÖSE-VETTER, H. 1996: Von der Reihe zum Rand. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.),

- Notizbuch 40 der Kasseler Schule. Kassel.
- BRAUN, U. 1996: Der Stil der Ökonomie. Diplomarbeit am FB 13 der GhKassel. Unveröff. Mskr. Kassel.
- BUSCH, D. et al. 1991: Landschaftsplan für die Stadt Flensburg. Vorentwurf. Hrsg.: Collage Nord/AG Freiraum und Vegetation. Bremen/ Kassel.
- ENGELBERG, W. 1977: Neue Planungsansätze für den Freizeitgarten. In: Das Gartenamt 3/1977. Hannover/Berlin.
- ERKENS, E. 1990: Kleingartenverein und Grabeländer - ein flexibler Außenhaus-Ersatz? Diplomarbeit am FB 13 der GhKassel. Unveröff. Mskr. Kassel.
- GEHLKEN, B. 1999: Von gemeinen Hufen und extravaganten Blöcken: Zwei unterschiedliche Prinzipien der Stadterweiterung. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.), Notizbuch 54 der Kasseler Schule. Kassel.
- HOFFMANN-AXTHELM, D. 1983: Vom Hausbau zum Stadtbau und zurück. In: Arch+ Heft 68. Aachen.
- HOSE, G. 1983: Verschiedene Reihenhaustypen. Ihre Vorteile, ihre Nachteile. Schriftenreihe des FB Architektur, Heft 07. Kassel.
- HÜLBUSCH, I.M. 1978: Innenhaus - Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe der OE Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung GhK 01, Heft 033. Kassel.
- HÜLBUSCH, I.M./ HÜLBUSCH, K.H. (1983) 1989: Reihenhaus und Freiraum. Das Bremer Reihenhaus-Quartier. in: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.), Notizbuch 10 der Kasseler Schule. Kassel.
- HÜLBUSCH, K.H. 1990: Variabilität versus Flexibilität. In AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.), Notizbuch 16 der Kasseler Schule. Kassel.
- HÜLBUSCH, K.H. 1991: Morphologie und Organisation. In AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.), Notizbuch 23 der Kasseler Schule. Kassel.
- HÜLBUSCH, K.H. 1996: Die Straße als Freiraum. In: Stadt und Grün 4/96. Berlin/Hannover.
- KIRSCH, P. 1993: Über den sparsamen Gebrauch der Baugründe. Diplomarbeit am FB 13 der GhKassel. Unveröff. Mskr. Kassel.
- KÖNIG, R. 1958: Grundformen der Gesellschaft: Die Gemeinde. Hamburg.
- KULLA, J. 1995: Ist der Gebrauch erst ruiniert, designed es sich ganz ungeniert. Verwendung statt Verschwendungen. Diplomarbeit am FB 13 der GhKassel. Unveröff. Mskr. Kassel.
- LUCKS, T. 1993: Die "kreative Zerstörung" der Straße. In AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.), Notizbuch 27 der Kasseler Schule. Kassel.
- MEHLI, R. 1995: Der Baublock - wiederentdeckt und doch verwirrend neu. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.), Notizbuch 37 der Kasseler Schule. Kassel.
- NAGL, A. 1993: Planen statt Erneuern oder: Die Zerstörung der Wahlmöglichkeiten durch den Entwurf der Not. Diplomarbeit am FB 13 der GhKassel. Unveröff. Mskr. Kassel.
- NIEDERSÄCHSISCHES SOZIALMINISTERIUM (Hrsg.) 1994: Katalog zur 3. Landesausstellung 'Natur im Städtebau' Duderstadt 1994. Hannover.
- SCHÜRMEYER, B. 1995: Städtebaulicher Freiraum-Rahmenplan für den nördlichen Ortsrand der Stadt Großalmerode. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.), Notizbuch 37 der Kasseler Schule. Kassel.
- SCHWARZE, B. 1993: Dorf, Dörfer am Rande. Diplomarbeit am FB 13 der GhKassel. Unveröff. Mskr. Kassel.
- STEINHÄUSER, U. 1990: Planen für die Wechselfälle des Lebens. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.), Notizbuch 16 der Kasseler Schule. Kassel.
- THEILING, C. 1994: -Reihenhausstadt- Von Handwerkerhäusern, Architektenhaus und Zeilen in Bremen. Diplomarbeit am FB 13 der GhKassel. Unveröff. Mskr. Kassel.
- TURNER, J.F.C. 1978: Vereindlung durch Architektur. Reinbek bei Hamburg.
- WOLZ, H. 1996: Gründerzeitliche Blockrandbebauung und städtische Dichte. Diplomarbeit am FB 13 der GhKassel. Unveröff. Mskr. Kassel.
- VEBLEN, T. (1899) 1993: Theorie der feinen Leute- Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. Frankfurt am Main.

Die Fuggerei in Augsburg - Vorbild oder Vortäuschung?¹

Vor allem ist's die Fuggerei
Es gehe keiner dran vorbei!
Ein Ingeschrift tut heut noch kund,
Was einstens sprach des Fuggers Mund:
Der unbescholtne Bürgersmann
Soll, arm und alt, ein Plätzlein han.
Ein halbes Hundert Häuserlein
Siehst eng du beisammen sein.
Ob dieser und ob jener Tür
Neigt segnend sich ein Heil'ger für;
Im Kreuzstock, in der Mauernisch
Da machen Lust die Blumenbüsch¹.
Und lustig klettert grüner Wein
Gar freundschaftlich zum Fenster ein.
Die Häusle, Wege, sauber gar
Ein eigen Stadtbild stellen dar,
So traulich, schmuck und ehrenfest,
Wie's auch zur alten Zeit gewest.
Die Stiftung hoch die Fugger ehrt.
Wenn andres von der Zeit verzehrt.
(aus einem Stadtführer von Augsburg
aus den 20er Jahren;
in: WEIDENBACHER, J. 1926:84).

Die Fuggerei in Augsburg ist eine Sozialsiedlung aus dem Spätmittelalter bzw. der Frührenaissance. Hier wurden und werden unverschuldet in Not geratene - natürlich katholische - Augsburger Bürger mit ihrer Familie aufgenommen und eine Wohnung bereitgestellt. Bisher wurde ich immer nur als Einheimische mit der Fuggerei konfrontiert. Kam Besuch und war Stadtbesichtigung angesagt, gehörte der Gang durch die Fuggerei einfach dazu. Die Fuggerei, „die erste Armeniedlung der Welt“, die „Krönung aller stiftischen Werke [...] nach 1500“, die „große, unvergleichliche Liebestat des Jakob Fugger des Reichen“ (vgl. Heft zur Führung durch die Fuggerei) gehört einfach zum



Stolz eines jeden Augsburgers. Sie ist einmalig, schön und toll, man tritt durch das Eingangstor in die Fuggerei, verlässt die lärmende Straße und betritt eine behagliche, gemütliche kleine Siedlung. Hier herrscht Ruhe und Geborgenheit, die Häuslein sind wohlwollend beige-orange gestrichen, nette grüne Fensterläden lächeln einen an und überall rankt wilder Wein die Häuser hinauf. So geht man dann durch die idyllischen Gassen,

¹ Vortrag anlässlich der mündlichen Diplomprüfung am 28.09.1999 (überarbeitete Fassung)

ja - hier hat auch der Urgroßvater von Mozart gewohnt. Etwas weiter, ein kleiner plätschernder Brunnen, ein schönes Bänkchen unter einem alten Baum, dann noch der Pflichtbesuch im Museumshaus in seinem ursprünglichen Bauzustand... Tja, die Besucher staunten schon, das ist ja eine tolle Siedlung aus dem späten Mittelalter, und noch alles so wie früher... da war man dann als Stadtpatriot ganz besonders stolz. So lebte ich mit diesem Schein bis dann Vera kam und ich mich mit ihr über ihren neulichen Besuch in Augsburg und der Fuggerei unterhielt. Sie fand das alles ja ganz schrecklich. Überhaupt kein Leben in den Straßen, nur alte Leute oder Touristen, einfach nur grausam. Da war ich dann doch bafferstaunt, und dachte, es wäre nicht falsch zur Fuggerei endlich einmal eine professionelle Distanz zu gewinnen.

Es ist nicht nur nicht falsch, wenn solche Motive die Arbeit von Soziologen [und Planern, Anm. d. Verf.] beeinflussen, sondern es ist auch unvermeidlich. Doch das ist nicht der Punkt. Es geht vielmehr darum, daß Soziologen [und Planer, Anm. d. Verf.], sobald sie ihre wissenschaftliche Untersuchung beginnen, diese Wertvorstellungen soweit wie möglich „ausklammern“ - natürlich nicht in dem Sinne, daß sie sie aufgeben oder zu vergessen suchen, sondern vielmehr in dem Sinne, daß sie die Art und Weise kontrollieren, in der diese Wertvorstellungen unter Umständen ihren soziologischen Blick trüben. Wo dieses Ausklammern fehlt, bricht das wissenschaftliche Unternehmen in sich zusammen, und was der Soziologe [und Planer, Anm. d. Verf.] [...] dann nicht wahrgenimmt, ist etwas, was man sinnvollerweise als soziale Realität bezeichnen kann (BERGER; P./KELLNER, H. 1984:51f).

Die Welt ist nicht, was sie zu sein scheint (BERGER; P./KELLNER, H. 1984:12).

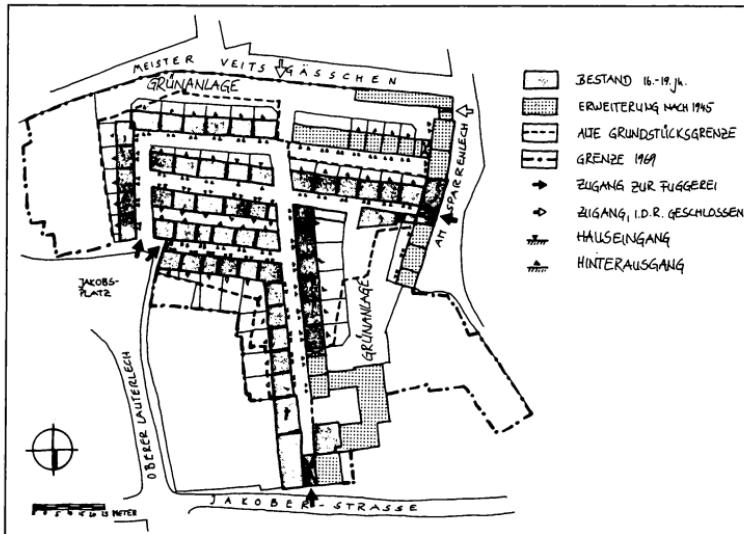
Nun, zurück zur Fuggerei. Die Fuggerei ist ja irgendwie ein merkwürdiges Gebilde. Ich konnte mir lange Zeit nicht darüber klar werden, ob sie nun professionell Vorbildcharakter hat (vgl. BÖSE, H. 1986) oder einen abgeschlossenen Monolithen, eine funktionalistische Zeilensiedlung aus dem späten Mittelalter darstellt. Immerhin sind die Gebäude zeilenartig angeordnet, die ganze Siedlung ist mit einer Mauer umgeben und es gibt gerade einmal vier Zugänge. Ist die Fuggerei also einfach nur romantisch und hübsch oder ist sie wirklich gut? Habe ich mich auf Anhieb von der Idylle täuschen lassen, bis sie wie eine Seifenblase geplatzt ist, als sie Vera zerstochen hat? Habe ich nur auf die schönen Blumen geachtet und Vera auf die Siedlung und die Leute? Oder ist doch was dran? Denn warum konnte sich die Fuggerei jetzt knapp schon 500 Jahre halten? Andere Gebäude und Siedlungen haben das nicht geschafft. Ja, und vor allen Dingen, was steht hier denn rum? Gebäude, Häuser, Ge-Häuse(r)? Bestehen die Zeilen aus vielen einzelnen Häusern oder haben wir es hier mit Gebäuden zu tun? Oder vielleicht gar von jedem ein bisschen was?

Geschichte zum Bau der Fuggerei

Anfang des 16. Jahrhunderts wurde die Fuggerei im Auftrag des Augsburger Jakob Fugger, einem Exponent des Frühkapitalismus, erbaut. Die Fuggerei war und ist eine Armeniedlung für unverschuldet in Not geratene Augsburger Bürger, und nahm - und das war damals neu - die ganze Familie auf. Neben der Miete von einem Gulden im Jahr haben sich die Bewohner verpflichtet, täglich für das Seelenheil des Jakob Fugger und seiner Familie zu beten. Die Fuggerei wurde innerhalb eines schon bebauten Gebietes in der damaligen Vorstadt erbaut, umgeben von Mauern und Toren. Nach den Zerstörungen durch den Dreißigjährigen Krieg im 17. Jahrhundert wurde die Fuggerei wiederhergestellt und ergänzt. Im 19. Jahrhundert ist sie um weitere Häuser erweitert worden. Nach dem Zweiten Weltkrieg war rund die Hälfte der Fuggerei in der Grundsubstanz zerstört (vgl. TIETZ-STRÖDEL, M. 1982:96) und wurde wieder aufgebaut. Durch Grundstückszukaufe an allen Seiten der Siedlung ist sie dann um etwa ein

Drittel erweitert worden. Es kam zum Bau von Administrations- und Verwaltungsgebäuden sowie neuer Zeilen im ‚Stil‘ der historischen Anlage. Des weiteren wurden durch den Grundstückszukauf erstmals Grünanlagen angelegt. Heute besteht die Fuggerei aus 67 Gebäudeeinheiten mit 140 Wohnungen. Aus der privaten Stiftung für in Not geratene Familien ist eine Altenstadt geworden. Das Mindestalter der Bewohner ist auf 55 Jahre festgelegt - aufgrund der „sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart“ (NÜBEL, O. 1996:13). Die Miete beträgt immer noch 1,72 DM (anstelle eines Rheinischen Gulden) im Jahr.

Siedlungsgrundriss



Der Siedlungsgrundriss besteht aus einer undurchlässigen, rechtwinkligen Erschließung. In der Erweiterung aus den 50er Jahren trifft man sogar - man staune - auf Sackgassen. Bestimmend ist, dass die Siedlung von vier Straßen umgeben ist, aber nicht an alle vier grenzt, da nicht das ganze Grundstück innerhalb der vier Straßen zur Fuggerei gehört und der Rest anderweitig bebaut ist. Ringsum ist die Fuggerei mit einer Mauer umgeben. Der Zugang ist heute von sechs Eingängen aus auf der Nord- und Westseite möglich, wovon zwei aber immer verschlossen sind. Erschlossen wird die Siedlung durch Gassen, und die sind allesamt autofrei. Die Gassen, man könnte sie auch Wohnstraßen oder gar Wohnwege nennen, verlaufen entlang der Gebäude in Nord-Süd- und überwiegend in Ost-West-Richtung. Sie sind zwischen 4,85 m und 12,15 m breit. Die Gebäude stehen zu den Gassen hin grenzständig, die Eingänge sind zur Gasse gerichtet.

Parzellierung

Die Fuggerei wurde als Gesamtbauwerk auf einem Grundstück des Eigentümers errichtet. Trotzdem sind die einzelnen Flächen in der Regel parzelliert. Sie sind in die Tiefe organisiert, allerdings mit der Tendenz zum Quadrat und etwa 9,50 m breit und 10 m bis 15 m, in seltenen Fällen bis 20 m tief. Nahezu alle Gebäude haben einen kleinen rückwärtigen Hof. Sie sind weder zugänglich noch einsehbar, da sie in der

Regel auf der Rückseite der Gebäude oder zwischen zwei Zeilen liegen. Manche liegen aber auch zum Fußweg der neuen Grünanlage oder zu den Gassen. Diese ungünstige Lage war bis zur Erweiterung in der Nachkriegszeit allerdings nur bei einer Zeile der Fall.

Die Bebauung



Abb. 1: Ansicht Straßenfront Mittlere Gasse (aus: TIETZ-STRÖDEL, M. 1982:94)

Die Fuggerei besteht aus strassenorientierten Zeilen. Die ‚Blockzeilen‘ sind überwiegend parallel in Ost-West-Richtung angeordnet (Nord-Süd-Belichtung), ein Teil ist orthogonal dazu versetzt. Die Regel ist die Reihung wiederholter Einzelformen, also ein Ensemble genormter zweigeschossiger Gebäude unter einem Dach mit rückwärtigen kleinen Höfen. Damals wie heute stellt sie ein Bauwerk dar, bestehend aus einzelnen Gebäuden, eine Zeilensiedlung. So hat man die Fuggerei schon früher als „Bau“² oder „Gebäu“³ bezeichnet (vgl. TIETZ-STRÖDEL, M. 1982:105). Von den 52 Gebäuden der Altfuggerei wurden 43 als genormte Typen mit einheitlichem Grundriss gebaut (ebd.:79).

Der Grundtyp des Gebäudes

Der Grundtyp des Gebäudes ist zweigeschossig, 7,90 m tief und 9,20 m breit, liegt also quer zur Straße. Im Gegensatz zum schmalen und tiefen gotischen Haus sind die Gebäude der Fuggerei in die Breite organisiert. Die Gebäude stellen damit ein Übergang vom gotischen Haus zum Barockgebäude dar (vgl. BEDNAR, B. et al. 1995). Das gotische Handwerker- und Bürgerhaus ist in der Regel in die Tiefe organisiert und giebelständig. Im Barock wird aus dem Haus ein breites, traufständiges und in Geschosse unterteiltes Gebäude.

Die Grundfläche eines Gebäudes beträgt rund 60 m². Es ist nicht unterkellert, dafür ist im Flurboden eine kleine Frischhaltegrube eingelassen. Das Gebäude besteht aus zwei Wohnungen, die - und das ist so besonders an einer spätmittelalterlichen Siedlung - übereinander gestapelt sind und eben nicht wie ein Reihenhaus nebeneinander gereiht. Allerdings - und das ist an der spätmittelalterlichen Siedlung auch aus heutiger Sicht ungewöhnlich - hat jede Wohnung einen eigenen Zugang von der Straße. Jede Wohnung besitzt also eine eigene Tür an der Straße.

„Jeder darf nur über eine Tür verfügen“, war eine Forderung im Bauernkrieg [1524/1525, Anm. d. Verf.]. Die heißt aber auch, daß jeder eine Tür haben soll (HÜLBUSCH, I.M.; HÜLBUSCH, K.H. 1983:104).

² MAIR, P.H., op.cit., S. 139; Stiftungsbrief, op.cit., Bl. 3r.. in: TIETZ-STRÖDEL, M. 1982:105

³ DUVAL, P., (1618-83), *Geographiae universalis*, Zeitschrift d. Hist. Vereins f. Schwaben, Fr. 48, S. 86. in: TIETZ-STRÖDEL, M. 1982:105

Und genau dies ist in der Fuggerei der Fall. Dies war im späten Mittelalter gerade für Handwerker enorm wichtig, war doch das Haus an der Straße eine Voraussetzung für die Bürgerrechte (vgl. TIETZ-STRÖDEL, M. 1982:109). Jeder hat also seine eigene Tür, jeder Bewohner ist für seinen Anteil an der Gasse verantwortlich und muss diese bis zur Gassenmitte sauberhalten (vgl. WEIDENBACHER, J. 1926:48). Die Gebäude stehen zur Gasse hin grenzständig. Morphologisch sind die Eingangstüren durch eine Türschwelle leicht erhöht und gewinnen dadurch - wenn auch minimal - eine Distanz zur Gasse hin. Den Wohnungen im Erdgeschoß ist ein rückwärtiger Hof zugeordnet. Die Obergeschosswohnungen haben keinen Anteil daran. Sie sind benachteiligt und bekommen als mageren ‚Ausgleich‘ den 60 m² großen Dachboden zum Petersilie ziehen.

Der Grundriss

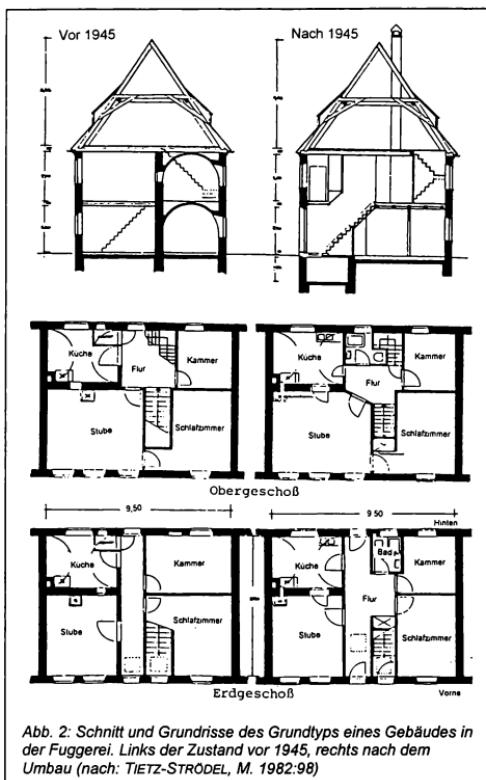


Abb. 2: Schnitt und Grundrisse des Grundtyps eines Gebäudes in der Fuggerei. Links der Zustand vor 1945, rechts nach dem Umbau (nach: TIETZ-STRÖDEL, M. 1982:98)

In den Gebäuden der Fuggerei sind immer zwei Dreizimmerwohnungen untergebracht. Eine im Erdgeschoß, die andere im Obergeschoß.

Die Erdgeschoßwohnung

Der Eingang zur Erdgeschoßwohnung ist in der Mitte des Gebäudes, leicht versetzt nach links, angeordnet. Von der Mitte des Gebäudes aus erschließt der quer aufgeschlossene Flur alle Zimmer. Je zwei Zimmer sind links und rechts des Flures angebracht, nach hinten zum Hof hin ist der Flur durchlässig. In der Nachkriegszeit wurden die Wohnungen modernisiert. Um hinten noch ein kleines Bad unterzubringen wurde der Flur etwas verbreitert und die Zimmer etwas verschmäler. Die Küche wurde zwar als häuslicher Arbeitsplatz grundsätzlich zur Hofseite gerichtet, hat aber mit etwa 8,5 m² eine geradezu funktionalistische Küchengröße. Der benachbarte Raum, demnach immer zur Gassenseite, ist die Stube. Hier staune man auch, denn die Durchreihe von der Küche zur Stube gibt es

nicht erst seit den klassischen Funktionalismuszeiten, nein, die gab es schon in der Fuggerei. Hier kann dann die ‚Hausdame‘ die schmackhaften Speisen hinüberreichen und beim Kochen die Kinder durch das Verbindungsfensterchen beobachten. Das hat doch schon durchaus den Touch des Funktionalismus. Der Hof ist winzig, meist zwischen 2 und 7 m, in seltenen Fällen bis zu 12 m tief. Die Höfe haben jeweils noch einen kleinen Holzschuppen, früher oft noch Werkstatt und Stall für Kleinvieh, heute als Geräteschuppen genutzt.

Die Obergeschosswohnung



Der Zugang zur Obergeschosswohnung ist ebenfalls in der Mitte des Gebäudes, hier aber leicht nach rechts versetzt, so dass man in einem Gebäude immer gepaarte Eingänge hat. Von hier aus muss man erst einmal die innenliegende Treppe hochgehen, um zum Flur zu gelangen.

Der Flur war anfangs durchgehend und erschloss alle Zimmer. Etwa um 1700 wurde der Flur verkleinert, so dass ab da und bis heute die Stube durch diese missglückte Planung ein Durchgangszimmer ist. Vom Flur aus gelangt man über eine Treppe auf den 60 m² großen Dachboden. Ansonsten sind die Grundrisse der Erd- und Obergeschosswohnungen gleich. Also Küche nach hinten, Stube nach vorn, zwei Zimmer gegenüber und heute nach hinten das Bad.

Vorbild oder Vortäuschung, Haus oder Gebäude?

Kehren wir nun zur eigentlichen Ausgangsfrage zurück: Die Fuggerei, Vorbild oder Vortäuschung, Haus oder Gebäude? Dass die Fuggerei aus einer Ansammlung von Zeilen besteht, ist klar. Dazu braucht man nur auf den Plan und auf die einheitlich gestalteten Fassaden schauen. Die Frage, die nun gestellt werden muss ist doch die: Ist denn nun die Zeile eine Aneinanderreihung von Häusern, basiert also die Zeile noch auf der Organisation einzelner Häuser und ist die Fuggerei eine Variation des Reihenhauses? Oder ist die Fuggerei eine Zeilensiedlung aus dem späten Mittelalter, bestehend aus Gebäuden? Vielleicht könnte man in den Zeilen der Fuggerei auch einen Übergang vom Haus zum Gebäude sehen, so wie auch die Fuggerei selbst der Übergang vom gotischen Haus zum Gebäude des Barock ist, der Übergang vom tiefen, schmalen zum traufständigen, breiten, vom hölzernen zum steinernen Haus. Um es vorwegzunehmen, ich denke, man findet Anteile von beiden Seiten, von der Hauseite weniger und von der Gebäudeseite mehr.

Das Gebäude im Hauspelz

Die Zeile der Fuggerei besteht aus einzelnen Einheiten. Diese sind nun nicht - wie im herkömmlichen Geschosswohnungsbau - durch einen zentralen Eingang erschlossen, sondern jede Wohnung hat einen straßenorientierten Wohnungseingang. Jeder Bewohner verfügt also über eine eigene Haustür und damit über einen Anteil der Straße. Die Erdgeschosswohnungen sind immer von vorne nach hinten durchlässig. Sie haben einen rückwärtigen kleinen Hof, nicht besonders groß, aber dadurch eben sparsam. Und den Schwaben wird diese Tugend ja durchaus nachgesagt. Durch das private Hinten und die einzelnen Wohnungen wurden individuell sichere Orte geschaffen. Die Obergeschosswohnungen haben freilich das Nachsehen. Die Bewohner können lediglich von oben die rückwärtigen Höfe betrachten, einen Anteil daran haben sie nicht. Ihnen bleibt nunmehr die eigene Wohnung und der Dachboden.

Und genau dies ist meiner Ansicht nach der Knackpunkt. Denn anstatt die Häuser zu reihen, die Einheiten also vertikal zu unterteilen, wurden sie horizontal unterteilt und Wohnungen gestapelt. Die Gebäude enthalten noch Elemente des Hauses, aber eben nicht mehr mit der Verfügung über mehrere Etagen, sondern mit der Aufteilung in ökonomisch unabhängige Geschosse, die nichts mehr miteinander zu tun haben. Und damit sind sie eindeutig als Gebäude zu bezeichnen.

Nun könnte man ja auch sagen, dass die Gebäude der Fuggerei mit minimalem Aufwand zum Haus, also zum Reihenhaus umgewandelt werden könnten bzw. das Bremer Reihenhaus beispielsweise auch horizontal unterteilt werden kann in zwei verschiedene Wohnungen (vgl. HOSE, G. 1983:53f). Theoretisch wäre die Umwandlung eines Gebäudes der Fuggerei in ein Haus zwar möglich, praktisch jedoch nie und nimmer umsetzbar. Die Bewohner haben keinerlei Kompetenz, ihr ‚Haus‘ umzubauen, die Kompetenz liegt einzig und allein bei der Administration und dem Denkmalschutz. Das Reihenhaus hingegen ist zeitweilig schon als Geschossbau zu nutzen, ist aber jederzeit wieder umnutzbar. Es bietet also die Möglichkeiten und lässt Platz für die „Wechselfälle des Lebens“ (STEINHÄUSER, U. 1990). Die Fuggerei hingegen ist der „gebaute Ausnahmezustand“ (MOES, G., 1999 mündl.). Durchaus noch mit sympathischen Anteilen und immer noch freundlicher als herkömmlicher moderner Geschosswohnungsbau, aber eben basierend auf Gebäuden. Die Fuggerei tut lediglich so, als wären hier viele nette kleine Häuschen, in Wahrheit ist es aber der ‚Wolf im Schafspelz‘ bzw. das ‚Gebäude im Hauspelz‘.

Das Gebäude in der Zeile

Die Zeilen wurden auf einen Schlag vom Kaufherrn und Grundstücksbesitzer erbaut. Sie bestehen aus der Aneinanderreihung vieler Gebäude. Diese sind in Serienbauweise unter einem traufständigen Dach untergebracht. Der Einzelbaustein Gebäude ist in der Zeile stereotyp vervielfältigt, die Fassaden sind abgestimmt und einheitlich gestaltet. Das einzelne Gebäude verschwindet mit dem Bewohner hinter der Fassade und in der Komposition der Siedlung (vgl. PROTZE, K. 1993:13).

Sie sind „Lakaienarchitektur“ (HÜLBUSCH, I.M. 1981⁴). Die ‚kleinen Leute‘ dürfen hinter der stattlichen, vom Architekten vorgegebenen Fassade leben, aber keine persönlichen Zeichen hinterlassen (vgl. PROTZE, K. 1993:13).

Die Bewohner können über ihr ‚Haus‘ nicht verfügen. Sie wohnen eben in Gebäuden. So wie die Fassaden abgestimmt und einheitlich gestaltetet sind, ist auch das Leben in der Fuggerei abgestimmt. In der sauberen, übersichtlichen und einheitlichen Fuggerei findet ‚kollektives Wohnen‘ statt (vgl. PROTZE, K. 1993:22). Das Zusammenleben ist innenorientiert (vgl. PROTZE, K. 1993:37) und im Übermaß sozial kontrolliert. Verstärkt wird dies noch durch die Abgeschiedenheit der Fuggerei, die Abkehrung von Außen. Der Siedlungsgrundriss bietet optimale Voraussetzungen für die Einsperrung bestimmter Gruppen, zur Zeit sind es mittellose Rentner. Die Siedlung, umschlossen von einer Mauer und mit gerade einmal vier Eingängen, die noch nachts geschlossen werden, ist nicht nur eine Siedlung mit Gebäuden, sie ist eine Kaserne, „eine zivile Version des Garnisonslebens“ (WHYTE, W.H. 1958⁵ in: HABERMAS, J. 1961/95:245). Der Widerspruch - anfangs erwähnt in Vera contra Conny - jetzt präzisiert in Gebäude versus Haus oder in Idylle versus Gebrauch, steckt in der Stapelung in Geschosse, der Abgeschlossenheit und der zentralen Verfügung. Hier wurden keine Häuser auf Hufen gebaut, sondern eine Siedlung. Der Siedlungsgrundriss und der Grundbesitz durch einen Eigentümer bieten beste Voraussetzungen für den Zugriff. Im herkömmlichen Zeilenbau wäre dies die Verfügungsgewalt der Baugesellschaft, hier ist es die Verfügungsgewalt der Fuggereiverwaltung. Hand in Hand geht dann noch die Denkmalpflege und das übrige tut dann der Tourismus dazu.

⁴ HÜLBUSCH, Inge Meta 1981: „Lakaienarchitektur“. In: Deutsche Bauzeitung 6. Stuttgart.

⁵ WHYTE, W.H. 1958: „Herr und Opfer der Organisation“. S. 282. Düsseldorf.

Die Verfügungsgewalt

Die Verfügungsgewalt der Stiftung wird durch die repräsentativen Verwaltungsbauten und die Verwalterwohnung am Eingang der Fuggerei demonstriert. Auch die Mauer um die Siedlung zeigt die Stiftungseinheit und Verfügungsgewalt. Sie hat und hatte niemals einen Zweck, z.B. eine Schutzfunktion. Sie demonstriert nach außen, dass innerhalb einer von der Umgebung abgeschlossene, begrenzte soziale Klasse lebt, die in finanzieller Abhängigkeit der Stiftung ist. Die einheitlichen Blockzeilen demonstrieren ebenfalls die begrenzte und unterprivilegierte soziale Klasse. Die Einheitlichkeit der Siedlung soll die Gemeinschaft und die Gleichheit der Bewohner wiederspiegeln (vgl. PROTZE, K. 1993:13; TIETZ-STRÖDEL, M. 1982). Die Gleichheit basiert auf gemeinsamer Armut. Somit sind die Bewohner abhängig vom Stifterwillen und dürfen dank der stifterlichen Barmherzigkeit in einem höheren Lebensstandard leben. Deshalb dürfen sie auch nichts mehr sagen bzw. haben nichts mehr zu sagen. Die Fuggereiverwaltung steht immer als oberste Instanz über allem. Sie kann verfügen und verwalten, wie sie gerade ‚lustig‘ ist, kann die Bewohner entmündigen, bevormunden und beschränken. Die Bewohner müssen mit dieser Kontrolle leben. Zum einen mit der gegenseitigen, zum anderen mit der administrativen Kontrolle durch die Verwaltung. Die Zwangsgemeinschaft ist über den zentralen Besitz und den Entwurf vorgegeben (vgl. PROTZE, K. 1993:4). Die Kontrolle und der Zugriff ist quasi angelegt, eingebaut und war von Anfang an mitgedacht.

Legitimiert wird die administrative Kontrolle durch die Stiftung als ‚soziale‘ Einrichtung. Die Stiftungsverwaltung entspricht hierbei einer ‚Genossenschaft‘, die sich auf den Erhalt der Gebäude beschränkt, nicht aber auf Profitmaximierung drängt (vgl. BOHDE, R; THEILING, C. 1993:50). Dies hat auf die nicht einsehbaren Teile der Fuggerei relativ geringe Auswirkung, denn da sieht man von außen sowieso nichts. Hier dürfen individuelle, private Entscheidungen und Gebrauch stattfinden. Da es der Verwaltung aber auch um die Repräsentation des ‚Hauses Fugger‘ geht, steht das äußerliche Bild der Fuggerei im Vordergrund, das Wohnen im Ensemble. Hier haben die Bewohner keinerlei Freiheiten. Sei es, wenn es um die Fassade geht, sei es, wenn es um die einsehbaren Höfe geht. Hier kommt dann im Herbst der Gärtner, um die Obstbäume zu schneiden, und zweimal im Jahr werden dann noch die Ligusterhecken auf ein einheitliches Bild getrimmt. Die Möglichkeit, einmal aus der Reihe (bzw. aus der Zeile) zu tanzen, besteht hier ganz bestimmt nicht. Denn oberste Priorität hat das Bild und nicht der Lebens- und Arbeitsort der Bewohner. Und genau dies ist die ideale Zugriffsmöglichkeit für den Denkmalschutz (vgl. PROTZE, K. 1993:15).

Dieses Interesse [am einheitlichen Bild, Anm. d. Verf.] ist die ideale Voraussetzung für den Zugriff [...] des Denkmalschutzes. Er legitimiert sich über das Interesse am Bild der Siedlung und findet in der Genossenschaft eine ebenbürtige Verhandlungsebene. Verwaltung setzt sich mit Verwaltung zusammen, und gemeinsam bestimmen sie über die Lebensverhältnisse in der Anlage. Die BewohnerInnen sind mit zwei Verwaltungsapparaten konfrontiert und können nur mehr zusehen (PROTZE, K. 1993:15).

Der Zugriff der Denkmalpflege

Der Denkmalpflege gilt als oberstes Ziel die Sicherung der Fuggerei als Kulturgut, und nicht als Lebensort der Bewohner (vgl. BRAUN, U.; LINNE, K. 1990:162). Die nicht einsehbaren Höfe bleiben davon unberührt. Der Zugriff der Denkmalpflege setzt bei der Fassade und dem ‚Ensemble‘ der Siedlung an. Die Bewohner sind für ihre Wohnungen nicht mehr zuständig, sie dürfen sich nicht selbst nach außen darstellen, da sonst das

Bild der Fuggerei nicht gewahrt bleiben würde. Aber auch wenn es um Entscheidungen über Innenräume geht, wird dies keinesfalls besser. Auch hier werden die Bewohner durch die Denkmalpflege bevormundet. Das ‚Um Erlaubnis fragen‘ wird zur Voraussetzung (vgl. PROTZE, K. 1993:15). Die Bewohner werden dadurch in ihren Entscheidungen über den Lebensort beschränkt, enteignet und entmündigt. Von der Denkmalpflege werden sie nicht als Bewohner mit Recht auf Haus, Hof und häuslichen Arbeitsplatz gesehen. Nein, die Bewohner der Fuggerei sind zum lebenden Inventar in einem Freilufttheater geworden, zur Dekoration. Man kann sie bestaunen und als Tourist betrachten, aber als Bewohner muss man sie nicht ernst nehmen.

Die Ruhe und Abgeschlossenheit der Fuggerei ist zum Qualitätssiegel geworden (vgl. PROTZE, K. 1993:22, NÜBEL, O. 1996). Klar, hier sind Autos aus denkmalschützerischen Gründen verboten. Die haben dann in den lärmenden Straßen um die Siedlung herum Platz. Da merkt man dann auch wenigstens den Unterschied zur ruhigen, beschaulichen Fuggerei um so mehr.

Die Bewohner werden also von zwei Seiten aus entmündigt. Von der Fuggereiverwaltung und vom Denkmalschutz. Beide haben hier Hand in Hand eine täuschende Idylle erzeugt. Zu sagen haben die Bewohner in ‚ihrer‘ Fuggerei, in ‚ihren‘ Wohnungen gar nichts. Sie wohnen letztendlich in Gebäuden, im Zeilenbau. Immer stehen Verwaltung und Denkmalschutz als Instanz darüber, denn ohne sie geht nichts bzw. darf nichts gehen. Somit bestimmen diese Instanzen die Lebensverhältnisse der Bewohner, und nicht die Bewohner selbst. Individuelle Entscheidungen, autonomes Wohnen (vgl. TURNER, J.F. 1978) wird einfach nicht zugelassen. Statt dessen wird durch Administration und Denkmalpflege ein statisches Bild festgehalten. Ein beliebiger Zeitpunkt in der Geschichte wurde festgelegt (vgl. BRAUN, U.; LINNE, K. 1990:163), und dieses Bild ist das ‚richtige‘ Bild, das dann auf alle Fälle erhalten werden muss.

Die Beurteilung von ‚wertvoller und unwertiger Geschichte‘ betreibt deren Auslöschung (vgl. HÜLBUSCH, K.H. 1985⁶). Mit der Festschreibung eines beliebigen Zeitpunktes in der Geschichte eines Ortes wird dieser geschichts- (gesichts-)los: Er darf keine Geschichte mehr machen (BRAUN, U.; LINNE, K. 1990:163).

Wichtiger wäre, den Bewohnern Rechte auf individuelle Entscheidungen zu geben, damit sie selbstbestimmt leben können, ohne entmündigende Vorgaben durch Administration und Denkmalpflege.

Wichtiger wie der Erhalt eines statischen Bildes, so nett es auch sein mag, ist es in erster Linie Möglichkeiten für die „Autonomie im Wohnen“ (vgl. TURNER, J.F. 1978) zuzulassen (BOHDE, R.; THEILING, C. 1993:57).

Doch diese Autonomie wird in der Fuggerei nicht zugelassen. Und mal ehrlich, wer würde schon gern als lebendes Inventar in einem Freiluftmuseum leben, täglich geöffnet von 5.°° bis 22.°° Uhr. Zugegeben, immer noch besser als im modernen, sozialen Geschosswohnungsbau. Ich erinnere mich an meinen letzten Spaziergang durch die Fuggerei an dem besagten sonnigen Sonntag. Während die alten Frauen in den Grünanlagen auf den Bänkchen saßen, saßen die alten Herren gemächlich unter dem alten Baum am Brunnen. Was sagten sie noch gleich angesichts der Touristenströme? „... Ja mei, ganz schö was los heut, gell?“

⁶ HÜLBUSCH, Karl Heinrich 1985: „Die ‚Renaturierung‘ der Naturausstattung“. in: HEINEMANN, Georg; HÜLBUSCH, Karl Heinrich; KUTTELWASCHER, Peter: „Naturschutz durch Landnutzung - die Pflanzengesellschaften in der Wümme-Niederung im Leher Feld am nördlichen Stadtrand Bremens“. Urbs et Regio. Heft 40. Kassel

Literatur

- AUERSWALD, Birgit et al. 1992: „Wien - Vom Haus zur Mietskaserne. Über die Reduktion vom Wohnen“. Studienarbeit am Fachbereich 13 der GhK. Kassel.
- BEDNAR, Beatrice et al. 1995 „Der Stil der Ökonomie. 10. PlanerInnen-Praxisseminar in Miltenberg/Main 1995“. Studienarbeit am Fachbereich 13 der GhK. Kassel.
- BERGER, Peter L., KELLNER, Hansfried 1984: „Für eine neue Soziologie. Ein Essay über Methode und Profession“. Frankfurt am Main.
- BOHDE, Ralph; THEILING, Christoph 1993: „Die Riedwiesensiedlung in Kassel“. In: Notizbuch 30 der Kasseler Schule. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel 1993.
- BÖSE, Helmut 1986: „Vorbilder statt Leitbilder“. In: Notizbuch 10 der Kasseler Schule. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel 1989.
- BÖSE, Helmut 1986: „Vorbilder statt Leitbilder“. in: Notizbuch 10 der Kasseler Schule; S.106-115. Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation. Kassel (1989). oder in: Garten und Landschaft. Heft 11: S. 28-33. München.
- BRAUN, Ulrike; LINNE, Kerstin 1990: „Die Typologie des Hauses für die ‚Wechselfälle‘“. in: Notizbuch 23 der Kasseler Schule. S.124-174. Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel 1991.
- HABERMAS, Jürgen 1961/95: „Strukturwandel der Öffentlichkeit“. Frankfurt am Main.
- HOSE, Georg 1983: „Verschiedene Reihenhaustypen: Ihre Vorteile und Nachteile“. veröffentlichte Diplomarbeit am Fachbereich 13 der GhK. Kassel. in: Schriftenreihe des Fachbereichs Architektur, GhK. Heft 07 (1983). Kassel.
- HÜLBUSCH, Inge Meta; HÜLBUSCH, Karl Heinrich 1983: „Reihenhaus und Freiraum. Das Bremer Reihenhaus-Quartier“. in: Notizbuch 10 der Kasseler Schule, Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation. S. 102-105. 1989. Kassel. und in: Deutsche Bauzeitung. Heft 2. S. 20-13. Stuttgart.
- JACOBS, Jane (1963) 1969: „Tod und Leben großer amerikanischer Städte“. Bauwelt-Fundamente, Heft 4. Berlin.
- LIEB, Norbert 1952: „Die Fugger und die Kunst [1] im Zeitalter der Spätgotik und frühen Renaissance“. Veröffentlichungen der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft bei der Kommission für Bayerische Landesgeschichte. Reihen 4 Band I. Studien zur Fuggergeschichte, Band 10. München.
- LIPP, David 1999: „Der Platz vom Haus. Haus- und Kundschaftsplätze in Lauterbach“. Diplomarbeit am Fachbereich 13 der GhK. Kassel.
- NÜBEL, Otto 1996: „Die Fuggerei“. Führungsheft durch die Fuggerei. Augsburg.
- PROTZE, Käthe 1993: „Ohne Göd - ka Musi. Die Zentralisierung der Hauswirtschaft“. In: „Wiener Geschichten“. Beiträge zur Freiraumplanung und Vegetationskunde“. Schriften der Cooperative Landschaft N° 4. Wien 1995.
- SCHERER, H. „Das goldene Augsburg. Bilder aus Augsburgs Vergangenheit und Gegenwart. Jacob Fugger und die Fuggerei“. Verkehrsverein Augsburg (Hg.). Augsburg.
- STEINHÄUSER, Urta 1990: „Planen für die Wechselfälle des Lebens“. in: Notizbuch 16 der Kasseler Schule. Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel 1990.
- THEILING, Christoph 1994: „Reihenhausstadt – Von Handwerkerhäusern, Architektengebäuden und Zeilen in Bremen“. in: Notizbuch 44 der Kasseler Schule. S.135-200. Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel 1997.
- TIETZ-STRÖDEL, Marion 1982: „Die Fuggerei in Augsburg: Studien zur Entwicklung des sozialen Stiftungsbaus im 15. und 16. Jh.“. Studien zur Fuggergeschichte Bd. 28. Tübingen.
- TURNER, John F.C. 1978: „Vereinigung durch Architektur. ‚Housing by People‘. Plädoyer für eine politische Gegenarchitektur in der Dritten Welt“. Hamburg.
- WEIDENBACHER, Josef 1926: „Die Fuggerei in Augsburg. Die erste deutsche Kleinhaus-Stiftung. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Kleinhauses“. Augsburg.

Grünplanung ist keine Freiraumplanung Der große Unterschied*

Der 'Soziologe' sagte: 'Wer viel von seinem Beruf versteht ist nicht mehr spontan genug, weil er zu viel Distanz wahrt'. Margarete MEAD (1958) kommentiert diesen Vorwand wie P.L. BERGER & H. KELLNER (1984: 36):

"Der anthropologische Feldforscher ist geübt darin, dies seltsame Kunststück, die Aufrechterhaltung des Insider-Outer-Status, mit einer Vielfalt von Techniken wie z.B. das Ritual kontinuierlicher Feldnotizen zu vollbringen."

LAOTSE schreibt im dreiundsechzigsten Spruch:

"Für Schweres sorg, solange es leicht ist / und für Großes sorge, solange es klein ist" (bei: LAUXMANN, F. 1998: 115).

Wer in einer Diskussion z.B. erklären will, daß die Gleichsetzung von Grünplanung und Freiraumplanung unzulässig ist, kommt in arge Beweisnöte. Zuletzt wird nur die ausführliche Beschreibung von zwei Beispielen übrig bleiben. Wobei die ErzählerInn meist erfolglos hofft, daß die Beispiele schon für sich sprechen würden. Also nehmen wir mal zwei plakative Fälle: in 'Grün und Stadt' (1998) berichten mehrere GrünplanerInnen von aufregenden Neuerungen fürs Kinderspiel. Dafür setzen sie zwangsläufig voraus, daß die Eltern und die Kinder doof sind (s. HÜLBUSCH, K. 1996). Und weiter müssen sie voraussetzen, daß Gebäude-, Stadtbau-, Verkehrsbau- und Grünbau-Kunst den Funktionalismus der Charta von Athen nach den Maßgaben ihrer höchstpersönlichen Geschäfte gedeutet haben und nun seit 80 Jahren mit endgültigen Nachbesserungen aufwarten. Voraussetzung der Grünplanung ist die additive Interdisziplinarität zur Herstellung der 'Heteronomie im Hauses' (TURNER, J.F.C. 1978), die Abhängigkeit vom Wohlwollen der Parteien und Verwaltungen. Das Bild dazu ist der Geschoßwohnungsbau der Grünen-Wiesen-Zeilengebäude. Halten wir ein Bild dagegen. Wir nehmen dazu die Haus-Hufenerweiterungen seit dem Mittelalter. Bedingt können dazu auch die Blockbau-Erweiterungen seit dem Barock bis 1915 erhalten. Der Bautypus ist das Haus auf der Haushufe oder mit Reduktionen das Einspännergeschoßhaus des Blocks mit ebenerdigem Durchgang von der Straße zum Grundstückshof. Beide stehen - nicht wie die Zeile auf Flächen - sondern auf Hufenparzellen oder Blockgrundstücken und sind aneinander gereiht (s. BIEGLER, H.J. 1979). Aus verschiedenen Gründen sind Häuser und Geschoßhäuser an der Straße gebaut. Neben Grundstück, Haus und 'Vorgarten' ist die Straße unabdingbar zur Reihung den o.g. Bautypen zugehörig (s. HÜLBUSCH, K.H. 1998). Auf die Grundstücke und Häuser hat die Administration keinen Zugriff. Die Straße, von den Leuten bezahlt und gemein zugänglich gehalten, hat die politische Administration mit dem Adjektiv 'öffentliche' versehen und damit zur Spielwiese gemacht, mit der sie mo-

* Nach einem Vortrag vom 10.11.1998 an der FH Anhalt / Bernburg - Klostergespräche - auf Einladung von Herrn Prof. R. Schöffel / Fachbereich Landespflege.

disch verfährt - mal so, mal so. Jedenfalls ist in diesen Quartieren, die für Freiräume notwendige Organisation von Beginn an enthalten, so daß es keiner Grünplaner bedarf. Die Freiraumplanung überlegt nach bewährten Vorbildern einen Plan für Pläne und ist dann nicht mehr nötig.

Nehmen wir ein zweites Beispiel mit der Herstellung und Unterhaltung der Straßen. Nach grünplanerischer Propaganda sollen Straßen 'schön' und 'ansprechend' sein. Das Straßenbegleitgrün, der Verkehrsberuhigungsnippes, der malerische Straßenbaum, Petunien-, Stauden- und Zwerstrauchgehölzpflanzungen, jede Art (flächenhafter) Stufenpflanzungen huldigen diesem Träumchen. Daraus folgt zwangsläufig das sogenannte 'Pflegeproblem', die tagtägliche Parfümierung mit Puder und Rouge. Wer die Zeitschrift das 'Gartenamt', heute 'Stadt und Grün' über 45 Jahre durchsieht, wird vor dieser Sisyphos-Arbeit von heftigem Mitleid verschlungen. Dieser Schönheit des stellvertretenden Konsums - nur Stellvertreter - steht die durchaus schlicht 'ökonomische Schönheit' entgegen: die Straße ist eine Straße - wo kann ich lernen, eine gute Straße zu planen, wie muß sie zoniert, wie dimensioniert sein, welche Morphologie ist erfahrungsgemäß angemessen, welche Mittel der Herstellung sind sparsam, haltbar, nehmen aber auch Spuren auf, welche und wieviel Vegetation ist darin sinnvoll und wie hoch ist der Aufwand außerhalb der Gebrauchsstabilisierung, damit bei aller Sparsamkeit die Dysfunktionalität nicht zu kurz kommt. Diese anamnetische Reihe, die sicher noch nicht vollständig ist, scheint banal und ist äußerst anspruchsvoll, setzt keine Fiktionen über 'Schönheit' voraus, sondern handfeste Kenntnisse und solide überprüfte Erfahrungen, damit ein Gegenstand von 'ökonomischer Schönheit' damit geplant werden, also vorausgehend überlegt werden kann. Selbst wenn die Beispiele auf Anhieb einleuchtend sind, sind sie selbstredend nur Anlaß für den anstehenden Beweis.

Große Thesen mit krossen Brötchen

Große Thesen sind an vielen kleinen Beispielen darzulegen. Ausführliche Untersuchungen dazu - Der Lebensraum des Großstadtkindes (M. MUCHOW 1935/ 1980)-, Tod und Leben amerikanischer Städte (J. JACOBS 1963)-, Vorelendung durch Architektur (J.F.C. TURNER 1978)-, Innenhaus und Außenhaus (I.M.HÜL-BUSCH 1978)- Die Aneignung von städtischen Freiräumen (H.BÖSE 1981) u.a. - geben uns viele weitere Beispiele zur Hand. Weil die Vorbereitung und Überlegung zu überzeugenden Thesen von genau den Beispielen und Fällen ausging, wäre ein Vortrag bald ans Ende gelangt. Die Kenntnis der Beispiele und der Literatur bei der LeserIn (ZuhörerIn) vorausgesetzt, würde die endlose Aneinanderreihung antagonistischer Beispiele nicht mehr Sinn als das erste Beispiel geben, weil sie ohne reflektierte Kenntnis nicht unmittelbar und umstandslos zu verstehen sind und zunächst auf mitgebrachte Unterscheidung und Sympathie rekuriert. Mit Beispielen klagen wir Zustimmung oder Ablehnung ein. Das reicht nicht:

"Wenn jemand ein brauchbarer Lehrer ist, dann ist es seine erste Aufgabe seine Schüler unbequeme Tatsachen anerkennen zu lehren, solche, meine ich, die für seine Parteimeinung unbequem sind" (WEBER, M. 1919/1985: 32).

Zu diesen unbequemen Tatsachen dürfen wir getrost die langjährige Propaganda rechnen, daß Freiraumplanung und Grünplanung Synonyme seien. Die Beweisführung muß mit Andeutung der Belege und Beispiele auf der wissens- und wissenschaftstheoretischen Ebene durchgeführt und mit Analogien aus anderen Disziplinen, die innerprofessionell auch mit der Dichotomie zwischen positivistischer Macher-Ausprägung und vorstehender Theorie bekannt sind (Soziologie, Anthropologie, Medizin etc.), beleuchtet werden. Diese Vorgehensweise wäre ein erstes Beweismittel für den fundamentalen Unterschied zwischen Grünplanung und Freiraumplanung. Statt verstehender, lernender Analogien zu anderen Disziplinen produziert die Grünplanung aus Minderwertigkeitsgefühl zwischendisziplinäre und innerprofessionelle, von Neid diktierte Konkurrenzsituationen. Eine Nachfrage z.B. nach der zur Zeit effektivsten, also distinktivsten Schönheit soll dem Auftraggeber äußerliche Ehre und Anerkennung einbringen. Das führt bei potentiellen Auftragnehmern zur Konkurrenz der Aufmachung und Verpackung, so daß jeder Disput zur Effekthascherei verkommt: wer hat das momentan beeindruckendste, dem 'Zeitgeist' zumutbare Feuerwerk parat.

"... daß ich, wenn ich mich umsehe, erschrocken feststelle, daß mich keiner begleitet hat und mein einziger Zeitgenosse die Zeit ist" (YALOM, J.D. 1994: 331).

Berufsreflexion

M. BALINT (1964/1991) hat für Ärzte mit den 'Balintseminaren' eine Institution zur Berufsreflexion eingeführt (s. AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.)1997). Ein so leichtsinnig übernommenes Thema - Grünplanung ist keine Freiraumplanung - führt genau in die Berufsreflexion, die innerprofessionell von drängenden Fragen und Droggebärdens erschlagen wird: nach dem Willen der Lagermentalität - 'wir von der grünen Front müssen zusammenhalten' (R. BÖDECKER 1969 mdl.) oder:

"Der Rückzug in den landschaftsplanerischen Elfenbeinturm erscheint mir nicht wünschenswert, er führt geradewegs in die akademische und praktische Bedeutungslosigkeit" (AMANN, C. 1995: 53).

Diese Durchhalteparolen unterbinden im Dienste der Berufspropaganda jegliche Berufs- und Gegenstandsreflexion und reduzieren die Sicht der Innenwelt auf emotionale Übereinstimmungen mit marginalen formalistisch-geschmäcklerischen oder verfahrenstechnischen Streitpunkten, die notwendig einen schulmeisterlichen Anstrich der Weisung bzw. Dienstanweisung erhalten. Die Gelassenheit gegenüber Einsichten aus der Berufsreflexion ermöglicht nicht nur eine neugierige Haltung gegenüber der Profession, sondern auch gegenüber dem Lernen und Lehren, das dann 'eher sokratisch als schulmeisterlich sein kann' (RAVETZ, 1973: 430ff; s. HARD, G. 1981/1990: 29-42 bzw. 73-95). Gerade die unumstößlichen Überzeugungen, die einer Profession von der Kundschaft entgegengebracht werden, weil die Profession sie mit unermüdlicher Propaganda unter die Leute gebracht hat (s. MIGGE, L. 1913), dienen der innerprofessionellen Zensur und der Aversion jeglicher Berufsreflexion, sei diese auch nur auf relativ harmlose, sachliche Verfahrensweisen und Techniken wie z.B. das Bäumepflanzen gerichtet. Die These kündigt eine Unterscheidung der Begriffe nach den Kontexten an und erfordert so eine Berufs- wie Gegenstandsprüfung.

Profession neben dem Zentralmassiv

Die Lagermentalität im Zentralmassiv jeder Profession muß nachdenkliche Texte unterbinden. BALINT (1991, s. HÜLBUSCH, K.H. 1997) weist schon auf dieses Phänomen hin: ' man kennt uns, man liest uns sogar, aber man zitiert uns nicht'. In den etablierten Zeitschriften werden kritische Texte nicht angenommen, mögen sie auch noch so harmlos sein - sie erhalten immer den Stempel 'polemisch' aufgepappt. Bemerkenswert ist aber, daß die Texte, nebenher vervielfältigt und veröffentlicht, durchaus passend ausgebeutet werden oder aus der kritischen Richtung, die alle Zeitschriften sich leisten, umgemünzt werden (MILCHERT, J. z.B. 1983 ; SEYFANG, V. 1988 u.a.). Diese Schreiber gehören zu den kritischen Feuilletonisten, die zu bedenken geben, mit Spitzfindigkeit Eindruck machen und mit Belesenheit prahlen.

Sabotage des Unterscheidungswissens

Die Taktik zur Unterdrückung innerprofessioneller Reflexion ist unglaublich banal. Das einfachste Mittel ist die selbstverständliche und unzitierte Übernahme in das übliche Repertoire (vgl. z.B. wassergebundene Decken bei WAWRIK 1996). Theorie, Begriffsbildung und Gegenstandsbeschreibung werden munter verwurstet und mit völlig anderen Botschaften aus der Kategorie 'jargonhafter Vereinnahmung' (ADORNO, Th. W. 1964) beladen. Der Begriffsklau (i.w.S.) ist in 'weichen' Disziplinen verbreitet und dient ausnahmslos dem Gerangel um Ämter, Posten, Stellen, Geldmittel und Aufträge (ALTVATER, E. 1989). Der zweite dramaturgische Schritt ist die Herstellung von Synonymien (Pflanzensoziologie = Vegetationskunde, Landespflage = Landschaftsplanung, Grünfläche = Freiraum, Entwurf = Planung u.s.w.), von denen ich eine aus neuerer Zeit zum Beweise vorführen werde. Verdeckt und in den Synonymen versteckt ist die verzerzte Kolportage der Thesen, Gegenstandsbestimmungen und Arbeitsweisen. Dieser Pappkamerad wird hämisch vorgeführt und anschließend verprügelt.

Praxolog und Technokrat inszinieren so den Weihrauch akademischer Reputierlichkeit, der umstandslos den 'Interessen der Geldquelle' dienstbar gemacht werden kann. Die akademische Reputierlichkeit vorgetäuschter Einsicht durch Modernisierung/Aufrüstung des Wortschatzes (BUCHWALD, KIEMSTEDT, HALER, LANGER, LESER, LOIDL, BIERHALS, WENZEL, FORSCHUNGSGRUPPE TRENT etc.) wird praxologisch durch instrumentalisierte Verfahren von hohem Prestigewert hoffähig gemacht (KIEMSTEDT, NOHL, VESTER, SUKOPP, v. DRACHEN-FELS etc.). Die Verfahren sind der Anlaß für permanente Widersprüche und Perfektionierungen und führen zur Bürokratisierung manipulierter Neuerungen von geradezu unheimlicher Bedeutung, wenn die Annahme unwidersprochen akzeptiert wird, statt ausgelacht zu werden. Da die Absicht in der Alimentation besteht, muß sie nicht verschleiert werden. Die Botschaft wird interessensneutral, objektiv statt wertneutral, positivistisch statt kritisch oder widersprüchlich, verpackt, in der Absicht minimalisiert oder monumentalisiert und auf wohlwollende Beschwichtigung der informellen Kundschaft (im Jargon: Betroffene) wie einvernehmende Versprechungen an die formelle Kundschaft (sprich: Auftraggeber) getrimmt. Die Kritiker der Profession sind ja, das ist deren Widerspruch,

auch auf Anerkennung und Alimentation aus. Sie sind aber, wie BERGER und KELLNER (1984) schreiben, von der Verantwortungsethik geleitet und im Zweifelsfall nicht vom Opportunismus einzuholen: sie sind kritisch, nicht radikal. Daher röhrt die vordergründige Ausbeutbarkeit (s. SAUERWEIN, B. 1989 zu KUNICK 1985). Merke:

"Einen guten Propheten erkennt man daran, daß er umgebracht oder auf humanere Art kaltgestellt, zumindest aber ignoriert wird." (LAUXMANN, F. 1998: 117)

Synonymie und 'zwei Welten'

Wenn wir einem Disput über den großen Unterschied zwischen Freiraumplanung und Grünplanung zuschauen, begegnen wir der mitleidvollen Umarmung, die widerständigen Bürgern im Verkehr mit Politikern, Verwaltern und Experten begegnet: sehen sie, eigentlich meinen (TROLL, H. 1996) wir doch neben den Haarspaltereien alle das Gleiche. Gegen diese Einvernahme gibt es nur eine Chance: die Verweigerung der Einvernahme und die Kündigung jeglicher 'Kooperation'. Die Einvernahme führt nach dem 'Stil des inneren Vorbehalts'

"mit der demagogisch bewährten Technik der Anspielung, die verschweigt, worin sie geheimes Einverständnis erwartet." (ADORNO, TH. W. 1967: 94-95)

und benutzt die Modernisierung der Begriffe zur Entwertung der kritischen Gewässer: wir sind all da ! Das hat die Investoren-Lobby aus Verwaltung und Politik nach den Bürgerinitiativjahren der 70-ziger, wo frei nach OFFE (1973) Verwaltung und politische Vertretung unter einem immensen Legitimationszwang standen, unglaublich gut kapiert und perfektioniert (s. HÜLBUSCH, K.H. 1994). Der Jargon, die Modernisierung über Worte ohne Begriff ist auf Entwertung des bekannten und versicherten Bedeutungs- und Informationshofs gerichtete Sprachzerstörung. Die Worte werden - z.B. mobilitätsbehindertengerechte Ausführung - modisch und beliebig eher nach Schönheit, Eindruck und Gewicht benutzt: - Beispiel - 'Bürgermeisterin: das Beste für Kassel' - , aus dem Hut gezogen und morgen zu den Wortabfällen geworfen, mundtot gemacht, ausgeraubt und geplündert.

"Vergiß aber nicht, daß Wörter Abkürzungen für alte Denkvorgänge sind; sie rufen Gedanken hervor, die in den Menschen gleicher Klasse und gleicher Vorbildung schlummern und auf Anruf anmarschiert kommen- daher sich denn auch Juristen oder Kleriker oder Kommunisten untereinander viel leichter und schneller verstündigen können als Angehörige verschiedener Gruppen untereinander." (WROBEL, I. / al. TUCHOLSKY, K. 1930/1989:115)

Aber nicht nur das Wort auch die Geschichte dazu, die 'alten Denkvorgänge' werden absichtsvoll aufgehoben. Wenn die Sprache das konventional oder kanonisch hergestellte Abbild der Erfahrung ist, entstammt die Handhabung der angesammelten Verständigung. Dies entspricht nach der Anregung von J. BERGER (1984: 280) einer 'Überlebenskultur', in diesem Fall sozialpsychologisch gewendet. Die 'Fortschrittskultur' dagegen nimmt die Sprache und trimmt sie projektiv zurecht. Die 'Plastikwörter' (PÖRKSEN 1989) gelten in die Zukunft und sind vergessen, ehe deren Verheißung prüfbar wird. Die Postmoderne, nach HARVEY (1987) kein ästhetisches Phänomen, sondern eine ästhetisch verpackte Ökonomie der Gründerzeit, ist älter immer schon enthalten. Der psychologische Effekt, den HARVEY so nebenher anspricht, ist mani-

feste Voraussetzung der politökonomischen Akzeptanz, die z.B. in der vollkommenen Verschwiegenheit über die monumentale materielle Ungerechtigkeit zum Ausdruck kommt:

"Der Hintergrund der 'Philosophie der Flaniermeilen', mit der auch die Stadtzerstörer der 60er Jahre eifrig geworben haben, ist die deutsche Angst vor der Unordnung statt vor dem Unrecht" (HÜLBUSCH, K.H. 1993: X).

Sprachdiebstahl und Wortklauberei dienen nicht nur was die Geschichte, sondern auch was die Gegenwart betrifft der Vergeßlichkeit. Wer die Sprache und darin enthaltene Erinnerung aufhebt, hat die Leute in der Hand. Nicht umsonst haben die Preußen vornehmlich die Schulen eingeführt, damit die Menschen von den Dialekten befreit und des 'Deutschen' mächtig werden, mit aller Ohnmacht.

Eine Geschichte zur Begriffsbildung

In den Diplomarbeiten z.B. von H.v. TUCHER (1968) oder K.H. HÜLBUSCH (1967/1999) kann die Distanz zur offiziellen Profession nachgelesen werden. Expliziter ist sie dann in der Diplomarbeit von I.M HÜLBUSCH (1979) - Innenhaus und Außenhaus - ausformuliert und wird von H. BÖSE (1981) über 'Die Aneignung von städtischen Freiräumen' auf breitere Füße gestellt. Ich kann mich noch gut daran erinnern, daß H. BÖSE und ich den Text mehrfach durchgegangen sind, damit "Grünplanung" da steht, wo's richtig ist, und "Freiraumplanung" da steht, wo der Freiraum der Leute, an dem wir immer und real beteiligt sind, verhandelt wird.

Zwischen 1963 und 1967 debattierten an der TU Hannover etwa 10 StudentInnen gegen die Grünplanung, die der Architektur und dem Städtebau willenlos mit städtischer Petersilie und urbanem Unkraut dienlich ist, über die Freiraumplanung, die von der Ökonomie der Gebrauchbarkeit ausgehend zu verstehen ist. Die Arbeiten der StudentInnen konnten mit dem Zuspruch der Lehrenden nicht rechnen. Und da sie weder versierte Schreiber, noch mit den Ritualen literarischer Verbreitung vertraut waren, sind die Überlegungen nur in den studentischen Arbeiten enthalten. Jedenfalls haben NOHL, BIERHALS u.a. zwischen 1971-74 einen üppigen literarischen Wind entfacht, mit dem sie das Wasser der Freiraumplanung auf ihre grüngestalterischen Mühlen lenkten. Die Begriffs- und Verfahrensmodernisierung, die Erfindung einer bürokratischen und stumpfsinnigen Befragung über Anmutungsqualitäten u.a. längst vergessenes Zeug (NOHL, LOIDL, WÖPSE) hatte nur berufspolitische Absichten im Blick auf eine üppigere administrative Kontrolle und war der Pedellmentalität der 68er verpflichtet. Jedenfalls wird seitdem Grünplanung und Freiraumplanung synonym verhandelt. In den Notizbüchern der Kasseler Schule wird die 1965 formulierte Unterscheidung sorgfältig gepflegt und über etwa 25 Jahre Lehren und Lernen genau und vergnüglich ziseliert, wie ständig erweitert. Neue 'Sätze' entsprechen darin genauer und weiterführenden Einsichten sowohl der Gegenstandsabbildung, des Verfahrens bzw. der Logik des Verfahrens sowie der Interpretation bzw. des sinnadäquaten Konzeptes (i.S. WEBERs).

Grünplanung ist identisch mit Bevormundung durch Administration, Verwaltung, Eigentümer, Spekulanten, die natürlich nur das beste für uns wollen: mal Ästhetik, mal

Anmutung, mal Partizipation, mal der Benachteiligung von Arbeitern, dann Frauen gewidmet (SPITTHÖVER z.B. 1982). Demgegenüber ist 'Freiraum' das, was wir - die EinwohnerInnen - noch tun dürfen bzw. können. Freiraumplanung wäre demnach die Überlegung, wie aus der Erfahrung an gegenwärtigen Situationen verglichen und gelernt Dürfen und Können bestärkt werden. Da steckt scheinbar ein Hauch Anarchismus drin, könnte der verwaltende Buchführer vermuten. Mitnichten (*klar doch, Anarchismus bedeutet doch zunächst nur 'Herrschaftslosigkeit' und könnte auch als 'Autonomie' bezeichnet werden; der Tipper*), auch wenns der Revisor nicht versteht.

Unterscheidungswissen versus Synonymie

Nehmen wir einige Beispiele für Präzisierungen des Verständnisses durch einzelne Begriffe. Die Unterscheidung in die Pflanzensoziologie - Abbildung, Typisierung, Systematisierung, Beschreibung - und die Vegetationskunde ist in den Texten bei BRAUN-BLANQUET und TÜXEN (z.B. 1970) immer schon angelegt. Die mit PANOFSKYs (1979) Unterstützung präzisierte Fassung hat die latente Unterscheidung für die Arbeit fruchtbar gemacht. Im Projekt 'Von gemeinen Hufen...' (BEEKMANN et al. 1996) wurde die formale Scheidung in quadratische und rechteckige Baublöcke analysiert, und von der ökonomischen wie 'ideologischen' Herkunft in Haushufenerweiterungen und Blockerweiterungen - die Vorstufe zum Zeilenbau - unterschieden. Daran schließt die Arbeit von R. HELBIG (1997) an, die I.M. HÜLBUSCHs Metapher von Innen- und Außenhaus, in dem unausgesprochen immer die Wirtschaftshufe und das Gartenland mitschwingt, auf den Nenner 'Haus und Hof' gebracht hat und das 'Land' vor die Tore der Siedlung legt - siedlungsökonomisch (s. Vom Regen in die Traufe) begründet und damit Mißverständnisse ausgeräumt (s. BÄRENWEILER, R. u. CORDTS, H.J.. 1992). 'Hof' meint hier wirklich den Hof: die Werkstatt, den Lagerplatz, den Platz an der Vorder-und Hintertür.

Synonymie und Unterscheidungswissen

Jede Synonymie, Gleichsetzung kommt zunächst einer Unterschlagung gleich, wenn sie nicht erläutert und erklärt wird, sondern nur unterstellt ist. Die Gleichsetzung - Grünplanung = Freiraumplanung oder analog Landespfllege = Landschaftsplanung - räumt die Differenz in den Grundannahmen, Thesen und Theorien aus und bringt es damit fertig, die Arbeitsschritte, die in einer Profession zur Prüfung der Methode notwendig sind, auszuräumen. Ein Beispiel dafür ist die endgültige Gleichsetzung von Pflanzensoziologie und Vegetationskunde, die latent immer schon bestanden hat bzw. immer undeutlich formuliert worden ist. Die verwirrende Gleichsetzung hat SCHMITHÜSEN (1964) mit einer prägnanten Formulierung, die weniger präzies bei BRAUN-BLANQUET (1964) und R.TÜXEN (1970) nachgelesen werden kann, aufgehört. Er schreibt, das Verdienst von J. BRAUN-BLANQUET besteht darin, einen forschungstechnisch sehr einfachen und beweisfähigen Vorschlag für die vergleichende Abbildung des Gegenstandes, über den Aussagen gemacht werden sollen, vorgelegt zu haben und betont die Teilung in Beschreibung/ Abbildung und Auslegung/ Interpretation, gegen die z.T. luschige Ungenauigkeit auch in den Texten der Altväter der Profession. Das ist nicht verwunderlich, weil die Gründer der 'Wissenschaft' immer

die Alimentation der jungen Disziplin im Visier hatten und der Unterscheidung in die verstehende 'weiche' Seite wissenschaftspolitisch weniger Reputation zutrauten als der 'harten', beschreibenden Seite, die im Beweissicherungsverfahren nicht nur unmittelbar sondern auch beliebig dienstbar sein kann (s. GEHLKEN, B. 2000). Dieser spekulativen Unentschlossenheit oder dem leichtfertigen Angebot vermuteter Bestechlichkeit verdanken wir heute den Streit über den Biotopismus und Pflanzensoziologismus, die für jeden Auftraggeber eine passende und legitimierende Beweislage zurechtzimmern können. Wir haben dazu (HÜLBUSCH, K.H. 1986; LÜHRS, H. 1994; s.a. HAAG, M. 1994) explizit die sorgfältige Unterscheidung der Arbeitsschritte nach PANOFSKY (1979) in **Vorikonographie**, die professionell betrachtet den Stand des Wissens, der Kenntnisse umfaßt und in Thesen, Theorien, Behauptungen - der Übersicht und Routine - ausgedrückt wird, **Ikonographie**, sorgfältiger Abbildung und Systematisierung des Gegenstandes und **Ikonologie**, Interpretation und Bedeutung im Sinne einer sinnadäquaten Auslegung (M. WEBER 1919/1985), hervorgehoben. Die 'Lehren aus der Vergangenheit' sind in der Kunstgeschichte untergeordnet; eine Prognose für den Fortgang der 'Kunst' tritt erst auf, wenn - wie T. WOLFE (1990) zu wissen meint - die Kunsttheoretiker auftreten und erklären, wie die Produkte demnächst auszusehen hätten, wenn sie einen Markt haben wollten. Für MedizinerInnen und PlanerInnen gilt es nach BERGER & KELLNER (1984) (s.a. M: WEBER) aber auch, die Lehren aus der Geschichte zu ziehen, 'therapeutische' Vorschläge abzuleiten. Die PlanerIn kann die Lehren aus der Geschichte auslegen und erläutern, welche Folgen durch welche Handlungen erzeugt werden. Welche Folgen, die beim Planen ja 'Zielen' entsprechen sollten, sozial und politisch beabsichtigt sind, haben PlanerInnen nicht zu entscheiden. Sie sollten aber vorhersagen können, was geschieht, wenn diese oder jene Mittel eingesetzt werden.

Die Vegetationskunde entspricht der 'Ikonologie' oder dem 'Akt der Interpretation' (BERGER & KELLNER 1984) und umfaßt im weitesten Sinne die Methode - die 'Logik der wissenschaftlichen Untersuchungen' und eine 'ethisch geprägte, selbstkritische Reflexion der Arbeit'. Die Vorikonographie ist dann die spontane, den zuhandenen Kenntnis- und Wissensvorrat nutzende Betrachtung des 'Ganzen' eines Phänomens, einer Situation, einer Frage. Die Ikonographie ist die vergleichbare und vergleichende Abbildung des Gegenstandes (, über den Aussagen gemacht werden sollen), so daß daraus eine Reihe und/oder hierarchische Systematik abgeleitet werden kann.

"Ganz gleich, ob es sich dabei um geschichtliche oder natürliche Phänomene handelt: die einzelne Beobachtung wird dem Anspruch als 'Tatsache' zu gelten, nicht eher gerecht, als sie sich analogen Beobachtungen anschließen läßt, dergestalt, daß die ganze Reihe Sinn bekommt" (PANOFSKY, E. in: BOURDIEU, P. 1974: 133f).

Hier ist angedeutet, daß die Reihe, die Systematik, die Typifizierungen einen Sinn als 'Tatsache' erhalten, dessen Sinn durch die Interpretation erst bestätigt und geprüft wird. Den Sinn begreifen, deuten, interpretieren wird in allen weichen Disziplinen der Ikonologie oder Kunde, dem Kern der Disziplin zugeordnet.

"In solchen Situationen erscheint die elastische Härte (...) des Indizienparadigmas als unzerstörbar... . Bei diesem Wissenstyp spielen unwägbare Elemente, spielen Imponderabilien eine Rolle: Spürsinn, Augenmaß und Intuition" (GINZBURG, C. 1983: 91).

Diese Imponderabilien kommen nicht vom Himmel. Sie setzen Gegenstandsübersicht, chronologische Kenntnisse der Zeit und Modeneinordnung, genealogische und genetische Zuordnungen sowie systematische Kenntnisse der Gegenstandsabbildung voraus; das, was wir gemeinhin als die professionelle Routine, 'die Verfügung über den ganzen Wissensvorrat' (s. BERGER, P.L. & KELLNER, H. 1984: 30) oder nach R. TÜXEN die 'vorgeleistete Arbeit' bezeichnen. Wenn die Berufung auf die Literatur so oft und so üppig verweigert wird, kommt darin nicht nur die ungehörige Geringsschätzung der Arbeit anderer, sondern auch die Lieblosigkeit zur eigenen Arbeit heraus inclusive eines miserablen oder bürokratisch-schematisch verkommenen Gedächtnisses.

Die Deutung der Phänomene entspricht einer geschichtlichen, in die Vergangenheit gerichteten Vorhersage über das gegenwärtige Phänomen. Prognosen in die Zukunft sind daraus abgeleitete 'Lehren aus der Vergangenheit'. Jede Synonymie zur Abschaffung der Arbeitsschritte - Thesen, ikonographische Beweisführung, Methode (Logik der Untersuchung) und Akt der Interpretation - will also die Notwendigkeit der Prüfbarkeit verschleiern und darüber hinwegtäuschen, daß die Tatsachenbehauptungen durch verschwiegene Wertgebungen verzerrt werden und aus einem heillosen Durcheinander zufälliger Gegenstandsartefakte, geschichtlicher Versatzstücke, berufspolitischer Tätigkeitsbeweise und drohenden Zukunftserfindungen, einer latenten Notstandshaltung, die immer bedroht und jeden Widerspruch einschüchtert, bestehen. Alles, Beobachtungen, Überlegungen, Interpretationen, Prognosen wird in den Status einer Tatsache erhoben (s. HORST, A. & HÜLBUSCH, K.H. 1993, LÜHRS, H. 1994, GEHLKEN, B. 1997 u. 1998, TÜXEN 1970). Diese Synonymisierung schützt Disziplinen, die eine innerprofessionelle Prüfebene nie erprobt und ausschließlich auf den modischen Geschmack und die Verkaufspropaganda gesetzt haben.

"Die selektive Anpassung neuer Ideen und Entwürfe an die Forderungen der demonstrativen Verschwendungen und die Ersetzung der ästhetischen durch die finanzielle Schönheit kommt vor allem in der Entwicklung der Architektur (und Grünplanung wie Gartenarchitektur; A.d.Verf.) zum Ausdruck. Es dürfte ziemlich schwierig sein, ein zivilisiertes modernes Wohnhaus oder öffentliches Gebäude zu finden, das in den Augen eines Menschen, der die ästhetischen Elemente von jenen der ehrenvollen Verschwendungen trennen weiß, Anspruch auf etwas Besseres als auf verhältnismäßige Harmlosigkeit erheben kann" (VEBLEN, Th. 1889/1986: 152).

Solche 'Disziplinen', mögen sie auch 200 Jahre alt sein, sind und bleiben postmodern und unerwachsen. Die Verschleierung wird von einer fundamentaleren Absicht, wenn auch unerkannt oder unreflektiert übersehen, geleitet. Diese Art der äußereren, geschmäcklerischen und sektenhaften Expertokratie, streitet dogmatisch die Herkunft aus den Laienwissenschaften ab und damit die Laienwissenschaften selbst auch. Dem Pflanzensoziologen ist die alltäglich und routiniert angewandte Vegetationskundigkeit von Kindern, Fischern, Sammlern (Pilze, Beeren, Heilkräuter, Wildgemüse, Färberdrogen, Totholz), Bauern, Waldbauern, Jägern, Fremden in der Stadt etc. völlig unbekannt, weil er sie einmal für sich selbst nie gelernt hat und zum anderen als psychologisch bedrohlich fürs Expertentum wahrnimmt. Die Abwehr des Alltagswissens entspricht der Abwehr jeglichen Erfahrungs- und Indizienwissens.

"Charakteristisch für dieses Wissen ist die Fähigkeit, in scheinbar nebensächlichen empirischen Daten eine komplizierte Realität aufzuspüren, die nicht direkt erfahrbar ist. Man kann hinzufügen: der Beobachter organisiert diese Daten so, daß Anlaß für eine erzählende Sequenz entsteht, ..." (GINZBURG, C. 1983: 70).

Aus diesem Grunde können Expertokraten keine Geschichten erzählen, weil das Gespür für die wahrscheinliche Wahrheit, die 'retrospektive Wahrsagung' abhanden gekommen, unzugänglich ist.

Weiche und harte Disziplinen

Die Expertokratie verschiedener Hintergrundsprofessionalität forciert zur Alimentation und offiziellen, insbesondere politischen Anerkennung eine 'Idiologisierung des Alltagsbewußtseins durch Verwissenschaftlichung', die

"Probleme in einen Jargon übersetzt (...), die mit dem, was sie ursprünglich beunruhigte, nur wenig Ähnlichkeit hat, der aber von Vorteil ist, da sich mit ihm einige Flickschustereien im Rahmen des Expertentums der 'helfenden' (u.a., Anm. d. Verf.) Berufe an den Mann bringen lassen (BERGER, P.L. u. KELLNER, H. 1984: 119).

Die im Dickicht der Wirklichkeit verzerrte Herkunft des Expertentums, die 'Entfremdung von der Welt, von anderen und sich selbst' aus der Erfahrungswissenschaft ist in der Logik und Differenzierung weicher Wissenschaften gegenüber der Indizienwissenschaft methodisch explizit das 'methodische Gewissen gegen das oberflächliche Sinnverständnis der Positivisten' (BOURDIEU, P. 1974: 134) gesetzt. Mit Berufung auf RAVETZ (1973) überlegt HARD (1981/ 89) den Unterschied zwischen harten und weichen Wissenschaften und das Phänomen der 'Verhärtung' weicher Disziplinen durch Übernahme des erfolgrversprechenden Wissenschaftsdesigns. D. HARVEY (1972) hat im Essay über 'revolutionäre und gegenrevolutionäre Theorie in der Geographie und das Problem der Ghettobildung' Th.S. KUHN naturwissenschaftlich diktierte Ausführungen zur 'Struktur wissenschaftlicher Revolutionen' (1967) kritisiert:

"... nämlich das die Naturwissenschaften in einem vorsozialen Zustand sind. ... Im Gegensatz zur gängigen Auffassung scheint daher die Schlußfolgerung angebracht, daß die Philosophie der Gesellschaftswissenschaft im allgemeinen derjenige der Naturwissenschaft überlegene ist und daß, (statt) die Sozialwissenschaften zu verwissenschaftlichen..., ... die Sozialisierung der Naturwissenschaften erforderlich wird" (S.10).

O. ULLRICH (1979) hat auf die 'blinde Funktion des bornierten Bewußtseins der 'scientific community' hingewiesen und ebenfalls gemeint, man könne den 'Fachidioten' nur beikommen, wenn im 'Ausbildungssystem eine größere Kritikfähigkeit erzeugt würde'. Das ist eine nette Illusion. Jene 'härteren Disziplinen' sind nur auf den Gegenstand fixiert. Im weitesten Sinne sind alle Verfahrensschritte oder Techniken innerhalb der Ikonographie gebunden:

" Die Innenweltkomplexität eines Blocks ist also in der Regel sehr viel höher als seine Außenweltkomplexität" (ULLRICH,O. 1979: 249)

Die 'Probleme innerhalb des Blocks' werden endlos hochgespielt und lassen reflexive Überlegungen nicht zu. In den weichen, humanwissenschaftlichen Wissenschaften tritt die Nachahmung der 'harten Disziplinen' nicht wie HARD (1981/ 89) ausführt 'im Design und politisch-ideologisch stützender professioneller Sinngebung', sondern in der Unterstellung eines 'Blocks' der typisch arm an Umweltkontakten ist, in Erscheinung. Der Informationssammler spielt mit endlosen mehr oder weniger inhaltsleeren Daten- und Kulisseninformationen, die fast jeden Tag entwertet und modernisiert werden müssen - also immer Beschäftigung bieten- einen 'Block' vor. Auch hier bleiben alle Betrachtungen innerhalb der Ikonographie verhaftet und gebunden. Alle daran gehafteten Behauptungen sind wahllos, weil sie der Meinungsmodus entlehnt sind. Jeder Versuch der Verständigung oder des Verständnisses ist zum Scheitern verurteilt. Kulisseninformation und Informationssammlung sind dem möglichen Interesse des politischen Auftraggebers gewidmet und schneiden Widerspruch und Kritik von vornherein ab. Was F. Ch. DELIUS (1995: 53-54) den 'Zeitgenossen auf dem Hochsitz' oder 'einen Autor, der keine allzu große Angst vor der Wirklichkeit hat' beschreibt, vertritt E. PANOFSKY (1957/1994) im Essay 'zur Verteidigung des Elfenbeinturms', mit dem er vor der eiligen Willfähigkeit warnt und dem 'Menschen auf dem Turm die Macht des Sehens' empfiehlt.

Ein Beispiel aus neuster Zeit.

Ein Beispiel für die absichtsvolle Synonomie zur Abschaffung des Unterscheidungswissens und der methodischen Differenzierung einer Disziplin begegnet uns in der Gleichsetzung von Pflanzensoziologie und Vegetationskunde. Die Vegetationskunde ist ein Wissenstyp, der ohne besondere Aufmerksamkeit und alltagsweltlich weit verbreitet auftritt. Kinder, Beeren- und KräutersammlerInnen, Fischer, Bauern, Jäger aber auch Spaziergänger sind nach der Maßgabe des relevanten Interesses, dem sie folgen unbewußt oder unreflektiert - also routiniert - Vegetationskundler. Diese selbstverständliche Fähigkeit kann nicht wie NOHL das mit der Floskel von Anmutungsqualität und Befragung für semantische Polaritätsdiagramme immer wieder probiert hat, erfragt werden. Routinierte Alltagspraxis kann nur beobachtet nicht aber ausgehorcht werden, weil der Forscher mit den Fragen suggestiv seine Vorurteile bzw. das Forschungsergebnis hineinwebt. Er kriegt also nur raus, was er ohnehin schon gemeint hat. Er schnitzt im Fragebogen, wie M. WEBER das nannte, einen Heiligschein, ausstaffiert mit 'echten' alten Dingen aus aller Herren Länder. Jedenfalls sind weder die o. g. Handelnden noch der Forscher Pflanzensoziologen. Sie lesen die Orte mit erfahrungsgeleiteten Bildern.

Der professionelle Vegetationskundler, der ja die Geschichte der gegenwärtigen Bilder und die Gründe und Ursachen verstehen will, benötigt für das Gespräch und den Vergleich eine sichere, wiederholbare und empirisch prüfbare Abbildung der Wirklichkeit, in diesem Falle also der realen Vegetation. SCHMITTHÜSEN (1964) hat die Verdienste von J. BRAUN-BLANQUET für die Vorlage eines forschungstechnisch sehr einfachen Verfahrens zur Abbildung und Herstellung einer systematischen Übersicht, einem System der Pflanzengesellschaften, herausgestellt. Und er führt weiter aus, daß die unmißverständliche, prüfbare und systematisierte Abbildung des Gegenstandes die

Voraussetzung für Aussagen über den Gegenstand sei. Die Teilung in Beschreibung oder Herstellung des gegenständlichen Schatzes und die Auslegung, Lesung, Interpretation oder das Verständnis über diesen Gegenstand unterscheidet die Pflanzenzoologie von der Vegetationskunde. Dabei reicht die professionalisierte Vegetationskunde, die der alltäglichen Vegetationskundigkeit entlehnt und abgesehen ist, ohne diesen Grund zu vergessen, weit darüber hinaus. Die informationsästhetisch gelenkte Auslegung für den momentanen Gebrauch wird genetisch, historisch und prognostisch gedeutet. Die notwendig enthaltenen Unsicherheiten dieser insgesamt zu den Indizienwissenschaften oder der Kunst des Wa(h)r-Sagens zählenden Fertigkeit wird über den empirischen Vergleich der Fälle und die systematische Versammlung des bekannten Wissens glaubwürdig versichert. Daraus folgt, daß aus der systematischen Kenntnis des Gegenstandes und dem synthetischen Wissen über den Gegenstand - Deutung und Bedeutungen - zuverlässige planerische Handreichungen formuliert werden können.

'Zeitgemäße Staudenverwendung im öffentlichen Grün'

V. SEYFANG (1998) referiert dazu in 'Stadt und Grün' und stellt, nachdem er zu Beginn mit lobenden Worten die Vegetationsausstattung des Hochschulcampus in Kassel vorgeführt hat, fest, daß

"die Vertreter der Kasseler Schule durch ihre fundamentale Kritik an allen Ansätzen und Bemühungen, die in eine andere Richtung gehen, selbst mit zu einer in der Sache eigentlich unnötigen Polarisierung der Positionen beigetragen (haben)" (ebd.: 314).

Er spricht unserer Arbeit jedoch zu, daß sie von 'relativ einfachen Prinzipien ausgeht, aber ein hohes Maß an pflanzenzoologischer Kompetenz, also Wissen, und vegetationshandwerklicher Kenntnis voraussetzt', 'um gestalterisch und ökologisch optimierte pflegeextensive Staudenpflanzungen in öffentlich nutzbaren Grünanlagen herzustellen'. Das ist ein Beispiel freundlich vereinnahmender Verzerrung, mit der durchaus absichtsvoll der Unterschied zwischen Freiraumplanung und Grünplanung, bzw. besser Grünraumgestaltung aufgehoben und subsumiert wird. Denn Freiräume sind sozial und kommunal besetzte Flächen, in denen Ausstattung und Pflege dem Gebrauch gedient sind. Die angewendeten Mittel der materiellen Herstellung sind freiraumplanerisch bedacht, also dem routinierten und unreflektierten Gebrauch gewidmet. 'Ökologische und gestalterische Zielsetzungen' oder 'ungenutzte Freiflächenpotentiale für Staudenpflanzungen' haben jedenfalls nicht Pate gestanden.

Ausweise beruflicher Seriosität in weichen, alltagsweltlichen Disziplinen

Jede/r kennt prächtige und dauerhafte Staudenpflanzungen in Vor- und Hausgärten, die jedem grünraumgestalterischen Auftritt Paroli bieten können, weil hier neben dem Alter auch KönnnerInnen am Werk sind. Zur Kasseler Gartenschau haben in den Vorgärten der benachbarten Südstadt mehr und üppiger Rosen geblüht als in der Gartenschau. In den Vorgärten der Bremer Reihenhausquartiere ist eine Fülle und ein Reichtum an Rosen auf dem Weg nebenbei aufgeboten, der jedes Rosarium erblasen läßt. D.h., die dekorative Gestaltung 'administrativer Grünflächen' hat keine Kar-

ten, wenn den BewohnerInnen der Stadt der private Freiraum zugestanden wird, was, um jedem Vorwand sofort zu begegnen, keine Frage der ökonomischen Rechnung sondern des 'Verantwortungsethos' ist. Lassen wir die allfälligen Beweise gegen die Grünraumgestaltung zunächst mal beiseite und erstellen eine Liste der Ausweise. Damit die 'Kasselner Schule', die keine orthodoxe Lehrinstanz darstellt, sondern ein 'Ort' der professionellen Diskussion ist, mißverstanden werden kann, muß SEYFANG der Arbeit der AG Freiraum und Vegetation expertokratische Würde verleihen:

"Voraussetzungen (...) sind zum einen differenzierte Standortanalysen und darauf aufbauende Maßnahmen der Standortoptimierung" (ebd.).

Damit diese Großartigkeit, die an keiner Stelle jemals proklamiert wurde, logisch wirkt, muß die gebrauchsfähige Herstellung von Freiräumen in die Grünraumgestaltung gepackt, einvernommen werden:

"(...) um das von uns verfolgte Konzept von gestalterisch und ökologisch optimierten pfegeextensiven Staudenpflanzungen in öffentlich nutzbaren Grünanlagen einordnen zu können" (ebd.).

Genau mit einer solchen Unterstellung wird das Prinzip der Freiraumplanung unter die Fiktion des grüngestalterischen Entwurfs gestellt und aufgehoben. Hier sind nicht die vielgescholtenen Krämer, sondern die Beamten am Werk:

"Während jeder Verkäufer seine Ware zu loben versucht, ist der Beamte immer zu Einwänden geneigt, verweist an andere Schalter, gibt nur bestimmte Mengen ab und zeigt sich eher bestrebt, den Käufer abzuweisen als anzuziehen. Sehr deutlich wird der Unterschied auch darin, daß der Händler liebenswürdig, der Beamte dagegen bedenklich wird, wenn man große Mengen verlangt" (JÜNGER; E. 1959/1982: 34).

Der Mangel ist die Verheißung der Grünraumgestaltung. Armut statt Sparsamkeit ist die Voraussetzung der Verschwendungen. Wie sagte doch kürzlich Heinrich HANNOVER in einem Gespräch bei Radio Bremen (Wintergäste, 6.3.1999 / Schauburg):

'Bevor man auf die Barrikaden klettern kann, muß man zuerst mal Laufen lernen'

PESTALOZZI, J.H. (1801) hat das sinngemäß formuliert:

"ich glaube, der Zeitpunkt des Lernens ist nicht der Zeitpunkt des Urteilens; der Zeitpunkt des Urteilens geht mit der Vollendung des Lernens, er geht mit der Reifung der Ursachen, um derentwillen man urteilt und urteilen darf, an" (PESTALOZZI in: LAUXMANN, F. 1994: 170).

Und, wenn es zuerst mal das Lernen, eine relativ einfache Arbeit, wenn sie nicht bedrohlich hypostasiert wird, angeht, hat SEYFANG schon ein Urteil parat. Er läßt weder sich noch uns die Luft zum atmen. Und dabei kommen dann dusselige Staudenflächenpflanzungen mit polykormonen Arten heraus. Wenn wir erinnernd das PlaneRInnenseminar in Bremen (AUTORINNENGRUPPE 1997) und die Diplomarbeit von Renate HANSMAIR(1995) nehmen, können wir feststellen, daß die gartenarchitektonischen Stufenpflanzungen alle der Brache entlehnt sind (HÜLBUSCH, K.H. 1967). D.h., die SEYFANG'sche Gartenarchitektur rekurriert auf die Wüstung. Und das wäre

metaphorisch ja einleuchtend, weil das 'Betreten der Beete bei Strafe verboten ist' (MIGGE, L. 1913). Die Unaufmerksamkeit gegenüber dem Abbild, auf deren Unreflektiertheit G.HARD (1986/1990: 273- 294) hinweist, feiert fröhlich- ungeschichtliche Urständ. Die Schreiberlinge der Gartengestaltung vagabundieren immer wieder erinnerungs- und bewußtlos durch die gleichen Gestrüppen, machen zum 2000. mal die gleichen Staudenpflanzungs- und Dachbegrünungsexperimente (s. Stadt + Grün 1998/11). Gedankenlosigkeit, in der keine Geschichte und Erinnerung aufgehoben ist, damit auch kein Hinzulernen.

Merkmale für eine Profession

Dazu dient das zuvor ausgeführte Beispiel zur Unterscheidung bzw. zur Synonymie von Pflanzensoziologie und Vegetationskunde. Seien wir zunächst mal ganz schlicht in den Forderungen: Da wäre zunächst die **Systematik des Gegenstandes**, die an vielen Einzelfällen zu beschreiben und vergleichbar abgebildet, typisiert und hierarchisiert werden muß. Dafür sind **praktische Arbeitsverfahren** vorzulegen, die in abgewandeltem Sinne durchaus den harten Disziplinen entlehnt werden können. Daraus und dafür sind **Grundannahmen** zu formulieren. Die Grundannahmen könnten wir auch die vorwegbestimmten Einsichts- und Erkenntnisgründe nennen. PANOFSKY würde sie die vorikonographische Ansicht von der Übereinstimmung zwischen Wirklichkeit und Wahrheit, zwischen Ausdruck (Abdruck) und Bedeutung nennen. Daraus wird ein Satz an **Theorien und Erklärungen**, das **Paradigma** ausgeführt. Letztendlich basiert darauf die **Hermeneutik oder Ikonologie**, die Schweise und/ oder Widersprüche - Ungereimtheiten erzählt. Insgesamt ergibt dies das **synthetische Wissen einer Disziplin**, den 'Blick auf's Ganze', die Übersicht über zunächst geklärte Einsichten und darin enthaltene Unkenntnisse. Mit der Zeit wird eine solche Disziplin eine 'Kunst'geschichte schreiben, die von der Gegenstandsgeschichte, den Zeittäufen und Stilen, Moden etc. eine **Chronologie der Ideologie oder Begründungswechsel** zu schreiben oder zu verstehen mag und eine berufliche Genealogie, Erinnerung der Anleihen beschreibt, die über die historistische Berichterstattung hinaus Voraussetzungen, Wirkungen und Folgen - also im klassischen Sinne ikonologisch - Zeit, Auftraggeber, Produzent und Folge abzusehen vermag. Das ist ein anspruchsvolles und vergnügliches Unternehmen, in dem Lehrende und Lernende die sinnvolle Möglichkeit haben zur sokratischen Begegnung im Lernen.

Was hat die Grünraumgestaltung da zu bieten?

"Militante Wahrheitsbewahrer versuchen ihre Glaubhaftigkeit durch Macht zu ersetzen" (LAUXMANN, F. 1998: 58).

Zuerst ist mal festzustellen, daß Freiräume nicht darin bestehen können, daß sie verkaufbar sind oder wie HARD, G. & PIRNER, J. (1985) konstatieren, daß der Verkauf

"in praxi oft nicht viel mehr als Flächenenteignung zugunsten irgendwelcher Experten, die es (nicht selten in ihrem höchst eigenen Interesse) wieder einmal besser wissen wollen, was not tut" (ebd.: 74) ist.

Die Grünraumgestaltung tritt da außer als 'ökologischer oder gestalterischer' (SEYFANG, V. 1998) auch noch in der moralischen Rolle des Weltverbesserers auf. Wer hat in diesen Zeiten schon etwas gegen Weltverbesserung einzuwenden? Wer vermag gegen die Verheißenungen anzutreten und in die Nachfolge von Kassandra hineinstapfen? Also müssen wir die offenen Seiten der Grünplanung, die in der Nachfolge - auch genealogisch - des 'grünen Fürsten' (OHFF, H. 1993) agiert, aufblättern. Die Schönheit des romantischen Parks entstammt dem Überfluß an Mitteln, der aus der Ausbeutung der Kolonien gewonnen wurde (vgl. SCHNEIDER, G. 1989). Die Profanisierung dieses Überflusses ist nur möglich, wenn die Kolonie ins Innere des Landes verlegt wird und der Reichtum darin besteht, daß die selbständige Wohlhabenheit vorweg entzogen und mit scheinbarem Reichtum 'ausgeglichen' und kompensiert wird: ist doch nett, was die Reichen und die Grünraumgestalter alles für uns tun lassen. Voraussetzung ist die Enteignung des alltäglichen Lebensbedarfs - nicht die 'Bedürfnisse', die eine Erfindung der Soziologisten und Werbetexter sind (vgl. GRONEMEYER, M. 1988). Grünplaner / Grünraumgestalter sind von Haus aus Handlanger der Enteignung, weil sie ihre Arbeit nur verkaufen können, wenn sie uns enteignen und abhängig machen. D.h., es wird eine Konzentration des gesellschaftlichen Reichtums erforderlich, damit der 'stellvertretende Müßiggang' durchgesetzt werden kann. Staats- und Kapitalmonopole führen die stellvertretende Verschwendungen ein. Das beginnt so zwischen 1800- 1820 und wird anschließend mit der Einrichtung der ersten Gartenämter und Lehranstalten für Landschaftsarchitekten (um 1850) - Studenten der 'Schönen Gartenkunst' (MEYER, G. 1859) - bzw. der Landschaftsgärtnerie fortgeführt. Der Geschoßwohnungsbau ist Ausdruck der ungerechten Zuteilung gesellschaftlichen Reichtums. Die Bauaufgaben der Landschafts- und Gartenarchitektur werden aus dem Alltag isoliert. Sie werden in den Rang von Werken der bildenden Kunst erhoben und der Kundschaft zur Bewunderung - nur nicht anfassen- empfohlen. Seitdem hütet die Gilde der Gartenkünstler vehement den Zugriff auf Flächen, wie Sprayer- nur unter dem Siegel des Gemeinwohls legitimiert: Parke, Parkfriedhöfe, Industrie- und Entsorgungsparken, Naturparke, Straßen-begleitgrün, Ausgleichsmaßnahmen, Verkehrsberuhigungs- und Abstandsgrün, Sport- und Gartenschaugrün, die zur Eröffnung immer gefeiert und zur endgültigen Neuheit ausgegeben werden- bis zur nächsten:

"... je mehr Reichtum und Mobilität zunehmen ..., desto gebieterischer setzt sich die demonstrative Verschwendungen in Kleiderfragen durch, desto mehr wird der Schönheitssinn vernachlässigt oder gar vom finanziellen Prestige völlig verdrängt, desto schneller ändert sich die Mode und desto groteskere und unerträglichere Formen nimmt sie an." (VEBLEN, TH. 1899/ 1986: 174)

Gebrauchswerte werden versprochen, die im weitesten Sinne der abstrakten Wohlfahrt dienen sollen. Dagegen wird

"In allen öffentlichen Anlagen in sehr geschickter Weise das Kostspielige mit der Vortäuschung des Einfachen und Tauglichen verbunden" (ders. : 136)

Die demonstrative Verschwendungen in Gestalt der Geldmenge aus dem Verwaltungs- und Investitionschaushalt der Städte hat zur Verschuldung der Städte und jetzt zu

Privatisierung und Verkauf des bürgerlich finanzierten Stadteigentums geführt; beides berufspolitische Folgen der Grünplanung und des innerprofessionellen Minderwertigkeitskomplexes gegenüber Architekten, Stadt- und Verkehrsplanern, die von den Bewohnern der Stadt ausgebadet werden müssen, weil Stadtpolitiker und Verwaltung im innerbetrieblichen Macht- und Geldgerangel die treuhänderische Verwaltung der Stadt schlicht vergessen und der Mode geopfert haben. Zum Erwerb der wohlwollenden Unterstützung reicherer und machtvollerer Ressorts, also solche, die etwas zu verkaufen haben auf dem Markt, tritt die Grünraumgestaltung mit unterwürfiger Großartigkeit auf und heischt Anerkennung. Dafür bietet sie etwas:

"*Pacta sunt servanda.*

Wir haben Euch hergebeten, uns den Beweis zu liefern, daß Ihr beweist uns das Gegen teil. Ungebetene Leistungen können keinen Anspruch auf Honorare erheben."

(NOLTHESIUS, H. 1994: 175- 176)

Die Grünplanung bietet bis auf Geschmacksfragen die Nicheinmischung an. Der Auftraggeber heuert Soziologen, Kriminalisten, Gartenarchitekten an, damit sie ein praktisches Problem, eine akute Unpäßlichkeit des technokratischen Auftraggebers lösen. Neben der Internalisierung des Erfolgsdrucks

"ergibt sich nun ein von allgemeiner Zustimmung getragenes 'Erfolgs- Maß' (der) For schung, je nachdem ob die Ergebnisse der 'Geldquelle' dienlich sind oder nicht" (BERGER, P.L. u. KELLNER, H. 1984: 112)

Damit sind Servilität und Dienstefrigkeit unwandelbar eine Signatur berufspolitischer Selbstwahrnehmung. Die Dienlichkeit für die Geldquelle ist i.d.R. ideologischer Natur, politisch- ideologisch stützend und sinngebend (HARD, G. 1981/ 1989). Der Auftraggeber in Gestalt der Verwaltung oder eines Monopolisten wird fraglos akzeptiert. Die wahre Kundschaft, wie z.B. künftige Bewohner, Schulkinder und Lehrer, u.a. werden nur vordergründig mit an den Haaren herbeigezogener völliger Unkenntnis ver treten. Das wird in Zeitschriftenbeiträgen immer wieder bestätigt. Es passiert regel mäßig, daß ganze Hefte z.B. von 'Stadt und Grün' oder 'Garten und Landschaft' ohne jegliche Literaturangabe gefüllt werden. Die kultur- und gefühlsbeflissene Gebildetheit, die da verbraten wird, ist dem Jargon der Trivialliteratur entlehnt. Man stelle sich mal vor, daß ein Heft über Kinderspiel tatsächlich MUCHOW, ZINNECKER, BETTELHEIM, NIELE, KREIBECH, LINDGREN, JACOBS, BÖSE, ARIES, HARMS, HEINEMANN/ POMMERENING, I.M. HÜLBUSCH, C. WARD, Ch. NEUSÜß u.a. entrat kann und statt dessen einige Verwaltungsvorschriften, Magistratsbeschlüsse und kontextfreie Statistiken zum 'Beweis' anführt. Der reale Lebensgrund, die Ökonomie und die Arbeit, i.w.S. die Relevanz und die routinierte (natürliche) Einstellung zur Organisation des Alltagslebens sowie die praktische Wertgebung kommen in den Gefilden künstlerischer Wertgebung nicht vor.

"Den Ausdruck ökonomischer Vorteilhaftigkeit oder ökonomischer Tauglichkeit - was wir die ökonomische Schönheit eines Gegenstandes nennen können- wird am besten dadurch gedient, daß der betreffende Gegenstand in unzweideutiger Weise seine Aufgabe bei der Förderung materieller Lebenszwecke kundtut." (VEBLEN, Th. 1899/ 1986: 150)

Mit einem Kommentar zur Tätigkeit des Hannoveraner Grünflächenamtes aus der Zeitung (Hannover 1989) ist das Dilemma der Grünplanung zutreffend dargestellt: 'Sie haben immer die Hand, das falsche Objekt zu finden'

Die systematischen Anforderungen

Die o.g. Merkmale können für die Grünplanung nicht nachgewiesen werden. In der Lehre wie im Büro gehören Gestaltung und Entwurf, künstlerische Eingabe und Handschrift und nicht zuletzt eine modisch ansprechende Verkaufsgraphik, zu den angesehenen Berufstätigkeiten, die allerdings völlig willkürlich behandelt werden. Natürlich kann es in der begnadeten Einstellung des Entwerfers kein handwerkliches Verfahren geben, das gelernt werden könne. So ist jeder Kommentar zum Entwerfen in herrlicher Poesie in Jury-Texten nachzulesen - ein hilfloses Gestammel über modische Accessoires, graphische Darstellungen und Leitbilder - was man im Moment so trägt. Die Leitbilder sind fiktive Puzzel, zusammengesetzt aus zufälligen Ausschnitten und Details der **materiellen Realität**. Das Leitbild wird aus Versatzstücken hergestellt und bietet auch keinen Anhalt zur Bildung einer professionellen Systematik (s. MEHLI. R., BLOCH, E. , ADORNO, Th. W.). Ein weiteres Merkmal ist die Herstellung der Bauten für den Eröffnungstermin. Hier ist die Propaganda des Schlüsselfertiggrüns aus dem 'Landschaftsgarten' und der 'Landschaftsgärtnerie' (s. HIRSCHFELD, PÜCKLER-MUSKAU, LINNÉ, OHFF) weiter wirksam. Dafür sind zwei psychologische Gründe auszumachen. Einmal soll der Auftraggeber von den Fähigkeiten überzeugt werden. Aber der Gartenarchitekt hat damit das 'Bild' fertig gemalt und abgeliefert. Er muß es nie wieder ansehen und die Folgen seiner Ausgedanken - Alterung oder Niedergang, Spuren des Gebrauchs, fehlende Patina u.s.w. - prüfen. Zurecht haben HARD & PIRNER (1985: 3) ganz irritiert den Eindruck,

"daß viele Grünplaner, Stadtgärtner, Landschaftsarchitekten ihre Werke späterhin gar nicht mehr richtig ansehen; sonst könnten sie wohl ihre offensichtlichen Fehlplanungen nicht so stereotyp wiederholen, wie es tatsächlich geschieht."

Nun, wenn sie zufällig mal vorbeikommen, reichen die Ausreden von Vandalismus bis zur notwendigen Runderneuerung. Aber zu sehen gibt es nichts, weil der Entwurf keine Kriterien der Prüfung, also des kritischen Sehens bereithält: Thesen, Theorien, handwerkliche Prognosen, also Überlegungen und Begründungen für die Ziele / Absichten und die materiellen Mittel. So ist dann in jedem Entwurf schon die Sanierung und Runderneuerung nach 10-15 Jahren (spätestens) eingeschrieben. D.h. auch, daß die Alterung, der Gewinn von lesbaren Gebrauchsspuren und Patina, wie Substanz der Vegetation, überhaupt nicht bedacht sind. Nachzulesen ist das an der etwa 40jährigen Verwendung von Flächenpflanzungen mit Stauden, Zwergräuchern durchstreut mit Solitären und Heistern, die alle nur eine devastierte, brachgefallene Heide abbilden; oder an der Bewehräucherung polycormoner Stauden aus Versau-mungen oder Dauerpioniergesellschaften; oder der Mutterbodenmelioration in der Stadt, wo es wahrlich auf anderes als die Produktion von Weizen oder Zuckerrüben ankommt (s. LE ROY, L. 1981; SCHÜRMEYER, B. & VETTER, CHR. A. 1984/1993; HÜLBUSCH, K.H. 1981). Selbst der wirklich unsinnig angezettelte Streit über die

Aufastungshöhe von Stadtbäumen wird von mangelnder Beobachtungsgabe und böswillig militanter Wahrheitsbewahrung geführt (vgl. AG FREIRAUM & VEGETATION (Hrsg.) 1996).

Innerhalb der berufständischen Wertschätzungen wird die Pflege zu den niederen Tätigkeiten gezählt. Das hebt des Entwerfers Stand und und verleiht ihm das Gefühl eines Menschen, der nicht manuell arbeiten muß, auch wenn er gelegentlich leutselig einen Spaten ergreift, 'um es zu zeigen'. H. LÜHRS hat einmal die anspruchsvolle Arbeit der Pflege prägnant zusammengefaßt: 'Die Pflege ist die Planung'.

Aber das wäre ja mal wieder eine freiraumplanerische These. Wie schon für den Gebrauch genannt, so wird ebenfalls die Arbeit und die Ökonomie der Pflege in den Entwürfen nicht berücksichtigt. Bei jeder Gartenschau - nur als ein Beispiel - wurden Jahre später irgendwelche Pflegepläne entworfen (s. KIRSCH, P. 1995, MICHEL, J. 1995). Die Pflege wird mit dem Status billiger Aufsammeltätigkeit von überflüssigen Produkten der Vegetation versehen. Und so sieht sie dann auch aus. Wenn eine Gartenamtsleiterin über die Tätigkeiten des Amtes referiert, kommen von 160 MitarbeiterInnen 145 nicht vor. Die Alterungspflege und die Gebrauchsfähigkeitspflege des städtischen Reichtums wurde schlicht übersehen, wie E. GRANDA-ALONSOs Vortrag ja wohl bewiesen hat. So wird natürlich kein Entwurfsbüro auf die Idee kommen, die handwerkliche solide Fertigstellungs- und Alterungspflege zum Auftrag zu rechnen und Ausschau nach Figuren zu halten, die das können.

Freiraumplanung - Verstehen statt Machen

Die Freiräume der Stadt sind für Geschäfte untauglich (s. TESSIN, W. 1983 und Antwort von STOLZENBURG, H.J. 1984) ebenso wie für die Demonstration von feinem Geschmack, der nur Ungeübte einzuvernehmen vermag. Es gibt daran auch nichts extra zu verdienen. Was ja auch unnötig ist, weil alle Bürger an der Herstellung und Bezahlung des Freiraumes beteiligt sind. D.h. aber auch, daß die Theorie der Freiraumplanung eine Intervention ins privatistische Verwaltungshandeln erfordert, wenn monopolistische Besetzungen der Stadt ohne angemessene Erweiterung der kommunalen Freiräume, d.h. des Beitrags zur Kommunalität in der Form einer praktischen Bürgersteuer durchgesetzt werden.

Freiraum, d.h. zuerst und ausschließlich Wahlmöglichkeit unter Einhaltung sozialer und kommunaler Konventionen. Verbunden ist damit die selbstverständliche und ohne Gebühren gesicherte Gebrauchbarkeit. Des weiteren ist darin enthalten die häusliche Ökonomie der Sparsamkeit: je weniger Geld familial für den Haushalt verfügbar ist, desto wichtiger wird 'kompensatorisch' die Bedeutung des Freiraumes - sowohl des privaten wie des kommunalen (s. BENJAMIN, W.). Merkwürdig ist demgegenüber, daß reichen Leuten das Recht auf private Freiräume zugesprochen wird, während armen Leuten, für die preiswerter Freiraum bei knappen Kassen und Haus-/Wohnungsquadratmetern besonders wichtig ist, sowohl der kommunale wie der private Freiraum vorenthalten wird (TURNER, J.F.C. 1978; HÜLBUSCH, I.M. 1979; NEUSÜSS, C. 1983). Dieser vorenthalte Freiraum, der zu lernleeren Flächen als Ersatz(-Maßnahmen) führt, produziert gleichzeitig zur Hausmeister- und Hausordnungskultur eine neurotisierende zivile Form der Kasernierung (HABERMAS, J. 1962).

Die Herausbildung psychosozialer Konventionen, die 'gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit' (BERGER, P.L. & LUCKMANN, T. 1980), wird tendenziell in eine kontrollierende und einschränkende Bevormundung verwandelt. Und gleichzeitig wird eine Bedürftigkeit erzwungen, die jede Tätigkeit enteignet, weil sie nur noch über den Gebrauch von Geräten, Fahrzeugen, Gebühren und Eintrittsgeldern möglich wird (GORZ, A. 1977): eine Gesellschaft, die sich selbst bedient und dafür ansteht. Vielleicht sind die Engländer für die lässige Disziplin beim Warten auf Busse und Bahnen ja so bekannt, weil sie gut 100 Jahre disziplinierenden Kapitalismus mehr hinter sich haben.

Zur Ökonomie gehört nicht nur Geld sondern auch Zeit. Die Aufhebung des Freiraumes, die nur möglich ist, wenn das Haus zerstört und die Wohnung zwangsweise eingeführt wird, belastet das Zeitbudget. Zur Wohnung gehört die Funktionstrennung, die Zentralisierung und die Monolithisierung - also eine durch Akkumulation des städtischen Bodenbesitzes, mit Hilfe der Administration, entworfene Flächigkeit der Stadt, die viele Wege (also Verkehr) und Zeit erfordern, Gebühren erzeugen und sinnlose Beschäftigung erzwingen. Geld- und zeitökonomischer Diebstahl können ebenso angerechnet werden wie die Folgen der Entsozialisierung. Nach bewährter polit-ökonomischer Diskussion gehört die Aufhebung der Freiräume und die Folgen in das Kapitel 'soziale Folgelasten' privat-, monopol- und staatskapitalistischer Initiative, mit Entwerfern und Angestellten, die für den Investor 'Unternehmer' handlangen.

'Heteronomie im Wohnen' (J.F.C.TURNER) oder L's Witwe

L ist nicht gestorben. Er ist verlassen. Spannen daran ist, daß der Gedanke und die Erinnerung des Verlustes bleiben. L ist da cool und erfreut über die emotionale Erinnerung der Witwe. Er ist sozusagen von allen guten Geistern verlassen, wenn er sich des emotionalen Mehrwertes sicher sein kann. Die Abhängigkeit im Wohnen, die keine Findigkeit mehr zuläßt, ist vergleichbar. Der Kapitalist hat seinen Reibach auch bei der Erstellung von Häusern und Straßen. Zinsen und Lasten sind irgendwann abgetragen. Der Wohnungsbau führt die permanenten und perennierenden Zinseintreiber in Form der Verwaltung ein. Die Verwaltung perpetuiert den Entzug, die Minderung des Arbeitseinkommens durch dauerhafte Enteignung, die letztlich aus dem Werkswohnungsbau kommt, also aus einer Konstruktion der Disziplinierung über den Arbeits- und Wohnungsplatz, die Familie (ENGELS, F. 1970). Die Privatisierung administrativer Leistungen und Aufgaben, die ja dem Vermächtnis 'treuhänderischer Sparsamkeit' verpflichtet sein sollten (KEMELMANN, H.), wird dann spannend, wenn die Verwaltung etabliert ist und die Kundschaft zwangsweise erscheinen muß. So tritt vermittelt über die Wohnungsbaugesellschaften die Heteronomie im Wohnen selbst im Haus auf, privatisiert die Zwangsabgaben.

Von der ökonomischen Theorie zur Verständigung

Zur ökonomischen Theorie der Freiraumplanung ist die Literaturliste bzw. die vor-geleistete Arbeit ausführlich aufbereitet. Und diese vorgeleistete Arbeit ist im Gegen-satz zur Grünplanung nicht nur üppiger, sie ist - im wahrsten Sinne des Wortes - auch interdisziplinär: O'NEILL, B. BETTELHEIM, M. MUCHOW, CHR. NEUSÜSS, TH.W.

ADORNO, E. BLOCH, W. HABERMAS, W.D. NARR, M. MEAD, J. JACOBS, A. MITSCHERLICH, W. HEGEMANN, P. BOURDIEU, E. PANOFSKY, etc., etc., A. GORZ, K.H. WITTFOGEL, E. MANDEL, MARX & ENGELS u.v.a.. Interdisziplinär bedeutet ja nicht mehr aber auch nicht weniger, als daß ich in meiner Disziplin von anderen Disziplinen etwas verstehend, erklärend hinzulernen kann, so daß andere Disziplinen von unserer Arbeit ebenfalls hinzulernen können. Das gegenseitige Hinzulernen setzt allerdings voraus, daß eine Verständigung über den Gegenstand, zu dem Aussagen gemacht werden sollen (SCHMITHÜSEN J. 1964), angeboten wird. Das gilt nicht nur für Sachen und Tätigkeiten; das gilt auch für die Wissens- und Wissenschaftstheorie, für Verhandlungen über Verfahren und Methode (P.L. BERGER & H. KELLNER, E. PANOFSKY, S. NADOLNY, M. WEBER, J.R. RAVETZ etc.) für Fragen der Solidität (W. DURTH) und Verantwortungsethik.

Im Garten der Lüste 'professioneller Ausweise' wäre also zunächst die Systematik des Gegenstandes zu nennen. Der Sinn der Systematik kommt von der ökonomischen Theorie und ist in der Grundannahme (im Paradigma) akkumuliert, daß die Bauorganisation (der Siedlungsgrundriß) und die Baustuktur die Freiräume bestimmen, oder die Restriktionen, oder die restriktive Wahllosigkeit gegen praktische Wahlmöglichkeit. Unabhängig von dieser Grundannahme müssen die Gegenstände sorgfältig beschrieben, verglichen und systematisiert werden, damit auch hier nicht das Blaue vom Himmel gelogen wird. Die Gegenstandsabbildung setzt Sorgfalt und Aufmerksamkeit voraus, Konzentration, die vor grünplanerischer Geschwätzigkeit schützt. Dabei ist das Mittel zur Beweisführung der Grundannahme sehr variabel und deshalb hilfreich für die solide Begriffsbildung.

Begriffe und Anschauung

Halten wir uns der Einfachheit halber mal an PANOFSKYs Übersicht der Wissenschritte, können wir konstatieren, daß darin der rote Faden der Erinnerung, des Behaltens angelegt ist und von vielen Einzelinformationen, die man nur auswendig lernen kann, entlastet. Die Systematik muß immer neu hergestellt werden. Sie kann aber an jedem Phänomen eine Reihe oder Systematik aufstellen, weil alle materiellen Ausstattungen der Lebenswelt Ausdruck der Ökonomie und in diesem Sinne einer gerechten oder ungerechten, sparsamen oder verschwenderischen Haushaltung darstellen. Deshalb stellen alle systematischen Reihen auch den Hintergrund für ökonomische Bedeutungen und Sinngebungen dar, die der PlanerIn im Status von Vorbildern zur Begründung eines 'klugen' Rates dienen. Wem die Leitbilder nicht vom Himmel fallen, dem fallen sie auf den Kopf (vgl. BÖSE, H. 1986, MARSCHALL, I. 1999). Die Lehre in 'weichen Disziplinen' hat den anspruchsvollen Auftrag, einerseits das Sehen zu lehren und andererseits erinnernd das Gesehene zu vergleichen, also einen botanischen Garten zu bauen, den es nirgendwo systematisch geordnet so zu besichtigen gibt. Die mehr oder weniger zufällige Neugier, das materielle Motiv - seien es Straßen, Bäume, Häuser, Schulen, spontane oder gärtnerische Vegetation - sind völlig unerheblich, weil es keine großen oder kleinen Fragen gibt. Aber das Phänomen selbst erklärt nicht, ist sprachlos, solange ich nicht Ursachen und Folgen ganz unabhängig von den Einschätzungen und Wertgebungen der Handelnden

nachvollziehen kann. GRÖNING, G. & WOLSCHKE-BULMAHN, J. (1986) brandmarkten das verstehende nachvoll-ziehende Verstehen als 'antisozial' und 'animistisch' (s. dazu HARD, G. 1996). Dafür sind sie dann der allgemeinen Fluchtbewegung von der partizipatorischen über die parteiliche Planung beigetreten, bei der Planung für Arbeiter die für Frauen folgte, bis dann alles abgegrast war, so daß man brav in den Stall der Entwerfer und fliegenbeinzählenden Historisten der schönen Künste heimkehren konnte. Wie ein Indizienkundler muß ich die 'zufälligen' Erscheinungen lesen können. Dazu müssen genaue und zutreffend unmißverständlich Begriffe zur Hand sein, damit die Anschauung mitgeteilt und verhandelt werden kann. Klugscheißer meinen ja, daß genaue Bezeichnungen, die der Differenzierung der Gegenstände und des Wissens dienen, der 'Berufspraxis' die Kontaktaufnahme erschwert und geradewegs in den lanschaftsplanerischen Elfenbeinturm und akademische wie praktische Bedeutungslosigkeit führe (AMANN; Ch. 1995: 53). Aber wer ein Gebäude ein Haus nennt, ein Reihenhaus nicht von einer 'Kaffeemühle' unterscheiden kann, die Linearität der Straße nicht zur Zonierung der Parzelle rechnet, oder wer die spontane Vegetation mit flächenhaften Staudenpflanzungen verwechselt, ein Sockelgeschoß nicht von einem Hochparterre unterscheiden und angemessene Analogien zur 'Belle Etage' herstellen kann, der muß sich nicht über Bedeutungslosigkeit wundern. Mit 'urbaner Gartenkultur', 'moderner Landschaftsgestaltung', 'neuer Poesie der Industrielandschaft', 'temporären Gärten' oder der 2001.ten - 2004.ten 'extensiven Dachbegrünung' kann man schon lange keinen Blumentopf mehr gewinnen - selbst wenn es mit etwas Zeitgeistgeschwätz garniert wird. Der identifizierbare Gebrauch der Worte ist auch notwendig, weil über die Zeitungen, das Fernsehen und die Politiker aus den 'unsauberer' Fachsprachen Begriffe wahllos und fraglos verbreitet werden und jeder etwas anderes darunter versteht, alle sich aber je nach politischer Couleur einig oder uneinig sind.

Vorikonographisch könnten wir die Grundannahmen oder Basisparadigmen, die entgegen KUHNS (1967) Vorstellungen nicht revolutioniert, sondern nur präzisiert und differenziert werden können, nennen. Für die Freiraumplanung (wie für die Landschaftsplanung gegenüber der Landespflege) gilt das Basisparadigma von der häuslichen wie subsistenzellen Ökonomie des Hauses als Arbeitsplatz außerhalb (neben) der Markökonomie. Der Arbeitsplatz und die Arbeitsfähigkeit gehören zusammen wie die private Verfügbarkeit und die kommunale Bereitstellung privater Gründe für den allgemeinen und gleichen Gebrauch, also die Allmende. Die systematischen Reihen der verschiedenen Ausstattungen prüfen also mit dem 'häuslichen Arbeitsplatz' und der 'Allmende' die Sparsamkeit und Dauerhaftigkeit der Einrichtung und Herstellung. Die systematischen Reihen müssen logisch gegenüber dem Basisparadigma sein. Geprüft wird der Sinn der Reihe über die Interpretation oder Ikonologie, für die wiederum nicht der Gegenstand selbst, sondern die Geschichte im Gegenstand Maßstab und Indikator sind, die Geschichte, wie sie in der Gegenwart in Erscheinung tritt - bewährt im Gebrauch oder durch Heteronomie ausgezeichnet. Nur in der Ordnung zwischen Vorikonographie und Ikonologie kann die systematische Reihe sinnvoll werden und verständige Abbildungen der Wirklichkeit ergeben.

Faschistische Ingenieure

Die gibt es nach O. ULLRICH (1979) nicht, weil die Ingenieurtätigkeit faktenpositivistisch ist. Wenn also geprüft werden soll, ob Landespflger dem Faschismus professionell anhängen, müssen die professionellen Arbeiten hervorgeholt werden. Sprüche zur Demokratie sind dazu nicht hilfreich. Wenn wir aber merken, daß die Redefiguren der Landespflge von den Anfängen im 19. Jahrhundert über die 20er Jahre, das tausendjährige Reich, die 50er Jahre bis heute gleich blieben, stereotyp wiederholt werden, muß der vordergründige Blick auf Ergebnisadressen irritieren. Man sieht der Grünraumgestaltung ebensowenig an, wes besonderen Geistes sie ist, noch der Landespflge, die über Jahrzehnte an der Enteignung des Kleinbesitzes und der Monopolisierung des Bodenbesitzes aktiv beteiligt ist. Nicht die politischen Sprüche, sondern die Folgen der Tätigkeiten müssen geprüft werden. Und dann kann man ja sehen, wie es mit der Verantwortungsethik und dem Gerechtigkeitsverständnis steht. Nur ein Beispiel: wenn GRÖNING, G., neuerdings Reiseberichterstatter auf der Suche nach irgend etwas Besonderem, in Amerika die 'urbane Gartenkultur' entdeckt, dann tischt er sublim die Hofierung des Geschoßwohnungsbaues auf, an die er ein Loblied für die berufspolitische und administrative Verwaltung der Unternehmung schließt. Das entspricht der Belobigung der Jugendbewegung, die dem Berufsstand einen üppigen Zuwachs der Tätigkeitsfelder eingebracht habe (GRÖNING, G. & WOLSCHKE-BULMAHN J. 1986). Nun, dasselbe kann für die Bürgerinitiativen der 70er Jahre konstatiert werden. Denen haben berufspolitische Administratoren mit Verordnungen und Erlassen die Arbeit gestohlen und in eine Veranstaltung zwischen konkurrierenden Ressorts verwandelt: auftrags- und machträchtig. Auch die Beschimpfung des Hauses in den 20er und 50er Jahren - mit der Behauptung, das Haus sei eine Erfindung der Bourgeoisie bzw. des Faschismus - zur Förderung des Zeilenbaues (s. SCHWARZ, R. 1953/1994), kann schlicht der grünplanerischen Kollaboration mit auftragsmächtigen Institutionen (Verwaltungen) zugerechnet werden. Das ist sicher nicht faschistisch aber totalitär. Die Tendenz gibt der Enteignung Zustimmung mit schlicht opportunistischen Überlegungen der Auftrags- und Berufspolitik auf Kosten der dauernden Abhängigkeit und gesellschaftlicher Depreviligung anderer Leute. Man kann sagen, daß linke wie rechte Ideologen gleichermaßen einen Hang zur administrativen Herrschaftsallüre preußischen Zuschnittes haben - also totalitaristisch denken, Kontrolle ausüben wollen. An der Stelle finden wir das administrative Moment tonangebend für die psychologische Wahrnehmung der Grünraumgestaltung. Das parapolizeiliche Gehabe ist in den Lamentationen der Berufspolitiker nach 'Wissenschaftlichkeit' und juristischer Versicherung ebenso nachzulesen wie im partizipatorischen Geschwätz, das nur die Enteignung der unmittelbaren Lebensbasis kaschieren und verhübschen soll. Alle 'Anmutungsqualitäten' und 'Ausfragevoyeurismen' sind von vornehmerein der Verwaltung und der Vereinnahmung des Publikums gewidmet. An keiner Stelle scheint die Idee durch, daß die Grünplaner sich abschaffen sollten, weil deren Tätigkeit von der Aufrechterhaltung des Notstandes und des Mangels, nicht an Quantität, sondern an Qualität, lebt. Der Demokratismus der Parteilichkeit und Partizipation besteht auf

der Entfremdung der bürgerlich-kommunalen Rechte und der Verwaltung des Vorscheins - hier ein Pärkchen dort ein Blümchen.

Zum Schluß erklärt*

Es ist mit Verlaub ein mühseliges Unterfangen, eine Erklärung gegen die herrschende Vorstellung zu formulieren. Dabei kommt man immer auf die Idee, den Mangel durch den Mangel zu erklären. Das ist einerseits bescheuert, andererseits verständlich, weil der Unterschied nur durch Unterscheidung herzustellen ist, also durch Gegenüberstellungen. Das ist bei methodischen (abstrakten oder theoretischen) Erörterungen, die dem Beispiel nicht folgen wollen, in der Regel der Fall. Das, argwöhnt die LeserIn zurecht, setzt Sympathie für den Gedankengang voraus.

"Man wird sagen, daß meine Deduktion logischer Prinzipien selbst ein Argument sei, dessen ganzer Wert von der Wahrheit genau der Prinzipien abhänge, die in Frage stehen: so daß mein Beweis (...) genau die Dinge, die er beweisen will, als erwiesen annehmen muß. Darauf ist jedoch zu erwiedern, daß ich mich weder an absolute Skeptiker (oder Opportunisten, Anm. d. Verf.) wende, noch an Leute, die sich im Zustand irgendeines fiktiven Zweifels befinden" (PEIRCE, Ch. S. 1991: 89).

Zwei Sprachen

Mit Grünplanern und Städtebauern, also Leuten, die von fiktiven Zweifeln geplagt sind und einen völlig anderen Sprachgebrauch haben, kann über den Gedanken nicht gesprochen werden. Wir sollten darüber im Klaren sein, daß Gegenstands-wahrnehmung und Solidität sinnadäquater Auslegung niemals in Konkurrenz zu professionalistischer Illusion verhandelt werden kann, weil nicht nur zwei Welten, sondern auch zwei Sprachen zur Verhandlung stehen. Jeder Versuch, Grünplaner in eine Diskussion über Freiraumplanung, die ja nicht von der Herrschaft und Abhängigkeit oder Heteronomie (TURNER, J.F.C. 1978) ausgeht, zu verwickeln, ist von vornherein gescheitert. Da ist Streit angesagt. Und der muß dann auch gefochten werden. Der 'unversöhnliche Frieden' (BRÜCHNER, P. 1984) ist nicht durch Friedfertigkeit herzustellen. Widerstand - resistee - ist innerprofessionell und alltäglich an der Bewahrung der Bürgerrecht und der (nachbarschaftlichen) Kommunalität orientiert. Solide handwerkliche Arbeit ist darin zu Hause. Sie profitiert nicht von der Okkupation der Bürgerrechte, sondern, wenn ich seriös mein Geld verdienen will, vom gleichen Tausch: trau, schau, wem. Den Merkmalen für eine Profession kann ein Merkmal für Tätigkeiten mit 'politisch-ideologischer Funktion' entgegengesetzt werden: die willkürliche Modernisierung der Sprache, der Krisen und des formalen Expertenausweises. Diese dauernden Umetikettierungen gehen auch an den Ausbildungsgängen bzw. Zurichtungsanstalten, die Worthülsenführer sind, nicht vorbei. Hochschulen und Studiengänge werden abgeschafft und in parapolitische Verlautbarungseinrichtungen verwandelt.

Ein Beispiel

Die Kassel/Witzenhausen Propaganda 'Nachhaltige Regionalentwicklung / Landschaftsökologie / ökologische Landwirtschaft'

* Als erste Skizze formuliert. Literaturangaben sind in den Bibliographien in Notizbuch 51 nachzuschlagen oder im 'Gruselkabinett' der AG Bibliothek einzusehen.

"Unter 'nachhaltig' wird eine eindeutige Ausrichtung auf die Zukunftsaufgabe einer dauerhaften, ökonomisch, sozial und ökologisch ausgerichteten Raumentwicklung verstanden" (FB Stadt- und Landschaftsplanung der GhK, 28.4.1999: 21a).

ist glatter und zudem alter Mumpitz, der im Abstand von 5-10 Jahren unter neuem Namen wieder erfunden wird. 'Naturparke im Anliegen der Menschheit' (SONNEMANN, F. 1956), 'Die grüne Charta von der Mainau' (GREBE, R. 1961), 'Die große Landzerstörung' (DBW & ROSSOW, W. 1959), 'Was ist Landespflege' (BUCHWALD, K., LANDHOLT, W., PREISING, E. 1964), 'Die Folgen der volkswirtschaftlichen Entwicklung für die agrarischen Räume' (ISENBERG, G. 1965: 171ff), 'Ordnung im ländlichen Raum' (MEYER, K. 1967), 'Landschaftspflege als Raumplanung' (LANGER, H. 1970), 'Gedanken zur Weiterentwicklung der Landespflege' (BIERHALS, E. 1972), 'Typologische Untersuchungen zur rationellen Vorbereitung umfassender Landschaftsplanung' (1973 - dazu s. STOLZENBURG, H.J. 1984a) usw. usw. bis zu D. IPSEN (1998) 'Der Raum der Nachhaltigkeit: Landschaft', der bewußtlos und aufgemotzt den uralten Mumpitz nachplappert. Für die Grünplanung, die heute wieder im Heiligenschein des begnadeten Entwerfers einherstolziert, gilt die gleiche Reihe des bewußtlosen Etikettenschwindels (s. ebenfalls FB 13 GhK 1999 / Strukturentwicklungsplan nach BDLA: 6a-8b). Für die Grünraumgestaltung (Grünplanung, Landschaftsarchitektur) gilt, wie die Bewehräucherungen für die Gartenschauen immer aufs neue offerieren (s. AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.) 1995 / Notizbuch 35) ohne Einschränkung dasselbe.

Ein vorläufiger Erntegang

Wenn wir einmal die systematischen Beiträge aus 25 (-30) Jahren Kasseler Schule betrachten, finden wir darin den kontinuierlichen Zugewinn und die Präzisierung der Gegenstandskenntnis sowie des genetischen, ökonomischen, wie ideologischen Geschichtsverständnisses - also der Chronologie, Chorologie und professionellen Genealogie (s. APPEL et al. 1990) der Gegenstände, sowie der Alterung und wandelnden Interpretation. Dabei gilt für die Arbeitsweise, angeregt vom pflanzensoziologischen Verfahren und der vegetationskundlichen Interpretation (Deutung/ Ikonologie) sowie Prognose - wenn auch über lange Zeit implizit und nicht explizit - die indizienwissenschaftliche Methode (GINZBURG, C. 1984) und die strenge Trennung in ikonographische und ikonologische Arbeitsschritte (PANOFSKY, E. 1979; s.a. LÜHRS, H. 1994: 7-9). Hier nenne ich zum Beleg nur einige Gegenstände, Phänomene, Ausstattungen und Organisationen des Freiraumes, die in 25 Jahren immer wieder aus konkretem Anlaß oder Verstehensinteresse aufgenommen und erweitert worden sind.

Von der Vegetation der Stadt zur Siedlungstypologie

Gehen wir vom 'urbanen Unkraut' aus, dem Schlüsselfertiggrün der Grünraumgestalter, der technokratischen Ästhetisierung, das die Kritik in Studienzeiten der frühen 60er Jahre herausforderte (vgl. GRIZMEK, G. 1962), wird verständlich, daß die Vegetation, die Vegetationsausstattung und Herstellung wie Pflege ein Gegenstand für immer neue (übersehene) Beobachtungen, systematische Beschreibungen und deutende wie handwerkliche Interpretationen ist. Die Unterscheidung in die spontane, unabsichtliche

Vegetation, die gestalterische Vegetation und die Vegetation des Haus-Gebrauches führte von der Kritik am plastischen Entwurf des Zeilen-Geschoßbaus und der administrativen Grünfläche zur sorgfältigen Systematisierung von Bau- und Siedlungstypen mit Interpretationen der gebrauchs-ökonomischen Folgen im Gegensatz zur rationalistischen Herstellungsökonomie der Bauhausadapten (CULOT, M. 1977). Dabei wurde allmählich eine Vorgehensweise erworben, die von Fällen ausgehend vorikonographisch die Prinzipien formuliert, mit dem Vergleich der Fälle die Typen und damit die Regeln der Phänomene synthetisiert und in einer 'logischen Reihe' geordnet wieder zu den Bedeutungen, dem Akt der Interpretation oder zu den Prinzipien, dem Gedanken kommt, der in den Regeln zwar anwesend aber nicht unmittelbar lesbar ist. So ist denn ein ikonographischer Fundus von Gegenstandsabbildungen bearbeitet worden, zu dem 'Innenhaus und Außenhaus' (s. HÜLBUSCH, I.M. 1978), 'Vom Haus zum Gebäude' oder 'Vom Reihenhaus zur Zeile' (Notizbuch 23 bzw. 44), 'Die Straße als Freiraum' (BOLDTE, C. 1976, HÜLBUSCH, K.H. 1998 u.v.a.), die Typisierung der Straßen (MEHLI, R. u. SCHULTZ, A. 1991) und 'Plätze in Bremen - Platz haben und Platz lassen' (BÄUERLE, H. u. THEILING, C. 1996) gehören und zusammenfassend - sozusagen merkmalskombinierend - die 'Siedlungstypologie' (HÜLBUSCH, K.H. 1972 / Paderborn, Projekt 'Stadtstruktur und Stadtvegetation' 1976, HÜLBUSCH, K.H. et al. 1979 / Schleswig, GRUNDLER, H., LÜHRS, H., STOL-ZENBURG, H.J. 1985 / Notizbuch 24, 'Gute Baugründe' / Notizbuch 53, BUSCH, D. et al. 1992 / Flensburg). Daraus sind die Überlegungen zu 'Freiraum an Schulen' (HÜLBUSCH, I.M. u. HÜLBUSCH, K.H. 1973/1990 - Notizbuch 19), 'Was hat Marta Muchow mit Astrid Lindgren zu tun' (FRENKEN, P. u. KÖLZER, A. 1990 - Notizbuch 19) oder die 'Kinderzeichnung auf der Straße' (HÜLBUSCH, K. 1996 - Notizbuch 39) mit Bezug auf Bautypen und Siedlungstypen abgeleitet und systematisch eingegordnet. Die Beschreibung ist systematisch selbstständig und enthält für Bau- und Siedlungstypen gleichzeitig synthetische innere Merkmale und verstehende Erweiterungen. Diese sind in der Reihenfolge an L. MIGGEs 'Gartenkultur des 20. Jahrhunderts' (1913) angelehnt, in einer zusammenfassenden Übersicht zum Kenntnisstand über die Phänomene und deren erklärende Deutung in der Darlegung zur 'Aneignung von städtischen Freiräumen' (BÖSE, H. 1981) angelegt und immer noch der Bestimmung präzisierter Beobachtung dienlich. 'Innenhaus und Außenhaus - umbauter und sozialer Raum' wie 'Die Aneignung von städtischen Freiräumen' stecken immer noch den Horizont und die Übersicht zur freiraumplanerischen Neugier und professionellen Klärung des Arbeitsgegenstandes wie der planerischen Lehren ab.

Planerische Lehren / Alterungsfähige Vorbilder

Die pflanzensoziologische Abbildung und Typisierung der Naturausstattung wird i.d.R. mit der vegetationskundigen Auslegung der Ursachen und der Geschichte (der Ikonologie, der Interpretation) abgeschlossen. In den 'Lehren aus der Vergangenheit' liegt, sofern dies nachgefragt wird, eine Prognose in die Zukunft bereit: wenn, dann. Die vegetationskundige Prognose setzt Absichten der Handelnden Voraus, kann sie nicht expertokratisch ersetzen. Denn der Rat kann das Werturteil, die Relevanzstruktur der Handlung, nicht ausheben. Hier gilt nach wie vor PANOFSKYs Rede für die

'Verteidigung des Elfenbeinturms' (1957/1994). Neben Soziologen und Kunsthistorikern aber gibt es Professionen, die aus dem praktischen handwerklichen Rat oder der Therapie einer akuten Krise die Reputation beziehen und deshalb nicht nur der Reihenfolge - Vorkonographie, Ikonographie, Ikonologie - folgen können, sondern eine therapeutische oder handwerkliche Prognose anschließen müssen. Die versierte forschungstechnisch wie methodisch solide Versicherung des Wissens und der Schutz vor Orthodoxye - des eiligen i.d.R. ideologischen Vorurteils - enthebt die TeilnehmerInnen nicht des erwarteten Rates. Die Erkundung der Regel im Typus der Erscheinungen und die Interpretation des darin enthaltenen Prinzips bzw. Gedankens führt über den Status des 'Vorbildes für' zu planerischen Lehren 'aus der Vergangenheit' bzw. 'aus den zufälligen Beispielen' zur bewußten Nachahmung, der 'kopierenden Erfindung', die neben Intuition, Kenntnis des Gegenstandes und der Gebrauchstüchtigkeit auch Wissen über die 'Mittel für Ziele' bereit hat und nicht nur verheißen. Das 'Vorbild', dem die Nachahmung folgen kann und darf, muß in der gesellschaftlichen Praxis, in einem soliden Alltag über die Zeit, in der nach den Behauptungen der Modernisierer angeblich alles anders geworden ist, bewährt sein. Wir haben dafür den Begriff der Alterungsfähigkeit geprägt, in dem variierende Anpassungen selbstverständlich untergebracht sind. E. NEEF (1950) hat dies die 'Persistenz der Kulturwerke' genannt und damit den chronologischen Weg von der (absoluten) 'Funktionstreue' zur Zeit der Herstellung zur zeitgemäßen Anverwandlung ohne Entwertung beschrieben. Vorbilder sind danach solche Gestaltungen, die in der Zeit ohne permanente Sanierung bestehen bleiben, weil sie im Gebrauch anverwandelt werden können. Beispiele dafür wären das Bremer Reihenhausquartier und mit Einschränkungen der gründerzeitliche Geschoßhausbau (HARENBURG, B. u. WANNAGS, I. 1991) im Gegensatz zum Zielenbau seit dem Bauhaus und der Charta von Athen, die unmöglich verständlich dem Totalitarismus in der Kaserne huldigen (HEGEMANN, W. 1930/1976; CORBIN, A. 1982/1992), wenn wir die Wertschätzung über die Zeit hin betrachten. In dieser Wertschätzung sind dann die praktischen Gebräuche Ausdruck für den Sinn des Vorgartens, statt des Abstandsgrünes, der Straße, der Weggedichte und der Hausdichte als zugehörige Ausstattungen. Die Freiraumplanung lernt an den Beispielen aus der Erfahrung, die Einheimische darin leben.

Die Vegetation - Geschichtskenntnisse

Wer die Vegetation heute verstehen will, muß die Vegetation von vor 20, 30, 40, 50, 100 Jahren kennen - also in der pflanzensoziologischen Literatur bewandert sein und die darin enthaltene 'vorgeleistete Arbeit' (TÜXEN, R.) zur Hand haben. Nicht anders ist es mit der literarischen Nacharbeit zur Freiraumplanung bestellt. Nehmen wir 'Innenhaus und Außenhaus' und 'Die Aneignung von städtischen Freiräumen' noch mal zur Hand, dann fällt auf, daß darin jeweils die literarisch zugängliche Kenntnis üppig herbeizitiert wird. Das ist eine Übung, die für jede Arbeit wieder neue Erkundigungen und Streifzüge ins niedergelegte Wissen anregt, dabei auch Roman und Krimi als professionelle Literatur lesbar macht und klarstellt, daß die formalistische und additive Interdisziplinarität unter Experten nichts mit der Übung des Verstehens zu tun hat, also ungesprächig ist und geheimniskrämerisch tut (JASPER, K. 1977/1992):

40-48). Die Vegetation, die augenscheinlich so offenherzig in der Gegend herumsteht, ist durchaus verschlossen, wenn der Vergleich nicht hergestellt wird. Die Moden der Grünplanung (PlanerInneseminar Bremen 1997), die in der Diplomarbeit von Dagmar KUHLE (1999) über den Friedhof wieder aufgenommen wurden, setzen gegen die Verschleierung lange Anmarschwege zur Beweisführung und Identifikation voraus (HÜLBUSCH, K.H. 1981), sind trotz spontaner Kritik erst mit viel Routine und Sicherheit abbildbar. Wenn G. HARD (1985/1990) die Bilder der grünplanerischen Gestaltung aus der 'Peripherie der Ökumene', der extraktiv bewirtschafteten oder selektiv unterbewirtschafteten Landschaft entnommen erklärt, ist das richtig, aber noch nicht richtig nachgewiesen, solange nicht auch die Komposition, der künstlerische Entwurf im Schlüssel-fertiggrün abgebildet ist; vorikonographisch zutreffend und plausibel vermutet. Die treffenden Beweismittel und Abbildungen zu geben, erfordert viele Gedanken der Vorbereitung und des Mutes zum ikonographischen Beleg. Die Vegetation der Stadt, die durchaus analog zur Vegetation der 'Landschaft' unter Wahrung der verschiedenen Ökonomien gelesen werden kann, ist mindestens widersprüchlich. Akzeptieren wir einmal die großen Worte berufsständischer Vertreter (BDLA), die immer wieder behaupten, daß in der Lehre zu wenig Wert auf die Kenntnis der Vegetation gelegt werde - sie nennen das schlicht Pflanzenkenntnis und behaupten, sie sei unausweichliche Voraussetzung der Tätigkeit - , können wir schlicht konstatieren, daß diese Kenntnis obsolet ist und den Katalogen der Lieferanten zu entnehmen sei. Da sind die Kataloge besser. Die Vegetation der Stadt enthält wenig Katalog und viel Geschichte und Spontaneität, i.d.R. unbeabsichtigte. Die planerischen Lehren sind eher aus den unbeabsichtigten Folgen und wenn schon aus dem Scheitern der 'Absichten' zu schließen. Die Arbeiten zur spontanen Vegetation und zum 'Krautern mit Unkraut' - Lernen von den 'zufälligen Experimenten' - sind Voraussetzungen für explizitere Verständnisse. Dazu gehört einmal - nach B. BETTELHEIM - die Beobachtung der 'dysfunktionalen Freiräume' (HEINEMANN, G. u. POMMERENNING, K. 1972/ 1989 - Notizbuch 12), die in der Debatte dann immer wieder virulent wird (s. HÜLBUSCH, I.M. u. HÜLBUSCH, K.H. 1972/1990). In den Überlegungen zu Bäumen in der Stadt (s. Notizbuch 38) wird die Exkursion in die Produktionsgeschichte und damit die Herkunft des Bildes und der sinnadäquaten Imitation, Übertragung in völlig andere Absichten und Gebräuche explizit ausgebreitet. Dazu waren Beuys 7000 Eichen zur Dokumenta (1982-1987) sehr hilf- und lehrreich (s. Notizbuch 45), weil wir über die handwerkliche Pflanzung dann auch die Aufmerksamkeit der Herstellungs- und Fertigstellungspflege gelernt haben. Diesem spezifischen Phänomen der Herstellung explizit gärtnerischer Vegetation, die im übrigen immer nur als nachtragendes Problem für Experten abgehandelt wird - quasi als Akutfall ohne Zeithorizont, weil der nicht nachgehalten und von vornherein vergeßlich ist -, steht an den Bäumen und deren produktionsgeschichtlicher Herkunft in der Stadt, die noch 1991 in prächtigen Pflegezuständen von Kopf- und Schneitelbäumen der 'DDR' vor der Invasion westdeutscher Verkehrsplaner und Baumexperten zu sehen war, eine Vegetation mit nachtragender Dickfelligkeit nachzusehen. Über Bäume ist mehr zum Unterschied zwischen Grünplanung und Freiraumplanung zu lernen, als den 'Prinzen' lieb ist.

Fälle und Geschichten

Jetzt bin ich zum Beweise von 25 und mehr Jahren Arbeit zur Freiraumplanung doch zum Geschichtenerzählen genötigt gewesen. J. BERGER (1992) beschreibt, daß Äsop - der Geschichtenerzähler - die Geschichte vom Ende her erzählt und am Ende noch viel Neugier bestehen läßt, 'weil die Wahrheit nicht tiefer, sondern ganz woanders liegt'. Wenn wir über Planung nachdenken - mit einem Bonmot von H.D. HÜSCH gewürzt: vorher nachdenken -, haben wir auch die Einsichten und Prognosen zu prüfen, zur Korrektur vorzulegen und die Geschichte des Verstehens, des Zuwachses an Einsicht vom Ende her zu erzählen, indem wir den Fundus reflektieren und prüfen. Wenn wir nicht den 'Wahrheitsbewahrern', deren Weisheit aus Schaumloffeln zusammengesetzt ist, folgen wollen, sind wir immer Schüler und Lehrer zugleich und können Karl JASPERS (1977/1992: 43) leichten Herzens zustimmen:

"Lehrer und Schüler stehen dem Sinn nach auf gleichem Niveau (...). Es gibt keine feste Lehre, sondern es herrscht das grenzenlose Fragen und das Nichtwissen im Absoluten. Die persönliche Verantwortung wird damit auf das äußerste gebracht und nirgends erleichtert. Die Erziehung ist eine 'mäeutische', d.h. es wird den Kräften im Schüler zur Geburt verholfen, es werden in ihm vorhandene Möglichkeiten geweckt, (...) ".

Die Sorgfalt des Lehrens und Lernens ist nachgehalten in der Mitteilung, des Gespräches mit der LeserIn und der vorläufigen Sicherheit des Wissens, die Ausgang des Widerspruches - nicht des 'fiktiven Zweifels' (PEIRCE, Ch. S.) - ist. JASPERS überschreibt das Kapitel 'Ironie und indirekte Mitteilung'. In dem führt er aus, in Erinnerung an PLATO:

"Im Ironischen das Indirekte angemessen zu erfahren, fordert neben der Übung des rationalen Gedankens die Schule der philosophischen Sensibilität. In der Vielfachheit des Ironischen muß das Ineinander von Täuschung und Wahrheit, das Vielleichtige, das Wahrheit nur werden kann, der recht versteht, ständig zu Mißverständnissen verleiten" (JASPERS, K. ebd.).

Freiraumplanung (oder auch Landschaftsplanung) - so gesehen - ist nur Annäherung an die lebendige Wahrheit des Alltags, die den Marotten der Beteiligten - nicht der Verwaltung - ihre Mißverständnisse beläßt:

"Setzt der Gedanke an das wahre objektive Bedürfnis sich rücksichtslos über das subjektive hinweg, schlägt er wie von je die volonté général gegen die volonté de tou in brutale Unterdrückung um" (ADORNO, Th.W. 1967: 120).

Literatur

- ADORNO, Th. W. (1964): Jargon der Eigentlichkeit. Frankfurt a. M..
ADORNO, TH.W. (1967): Thesen über Tradition. In: ders.: Ohne Leitbild: 29-41. Frankfurt a. M..
AG FREIRAUM & VEGETATION (Hrsg.) (1996): Die Prinzen entdecken den Stadtbau. Versch. AutorInnen. Notizbuch 38 der Kasseler Schule: 156-186. Kassel.
AG FREIRAUM & VEGETATION (Hrsg.) (1997): Muttheorie gegen Zumutungen. Notizbuch 48 der Kasseler Schule. Kassel.
ALTVATER, E. (1989): Vom Leiden der Studenten und dem Horror der Dozenten. Frankfurter Rundschau 28.1.1989. Frankfurt.

- AMANN, Chr.** (1995): Über die Denunzierung einer Wissenschaft durch Vereinnahmung. *Zolltexte* (1): 52-53. Wien.
- AUTORINNENKOLLEKTIV** (1997): PlanerInneseminar Bremen. *Die Mode in den städtischen Grünflächen. Studienarbeit an der GhK. Kassel.*
- BALINT, M.** (1964/1991): *Der Arzt, sein Patient und die Krankheit.* - Stuttgart.
- BÄRENWEILER, R. & CORDTS, H.J.** (1992): *Vom Einfamilienhaus zum Einfamiliengebäude.* Diplomarbeit an der GhK. Kassel.
- BEEKMANN, H. et al.** (2004): Von gemeinen Hufen, extravaganten Blöcken und anderen Typen. Projektarbeit an der GhK. Kassel. In diesem Notizbuch.
- BENJAMIN, W.** (19): *Berliner Kindheit um 1900.* Frankfurt a. M..
- BERGER, J.** (1984): *SauErde - hier: Historisches Nachwort:* 266-293. Frankfurt a.M., Berlin, Wien.
- BERGER, J.** (1992): *Eine Geschichte für Äsop.* - In: ders.: *Begegnungen und Abschiede:* 53-83.- München/Wien.
- BERGER, P.L. & KELLNER, H.** (1984): *Für eine neue Soziologie.* - Frankfurt a. M..
- BERGER, P.L. & LUCKMANN, T.** (1980): *Die Gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit.* - Frankfurt a.M..
- BIEGLER, H.J.** (1979): *Alltagsgerechter Mietwohnungsbau.* Diplomarbeit an der GhK. Kassel.
- BLOCH, E.** (1963): *Tübinger Einleitung in die Philosophie.* Hier: Weisungen utopischen Inhalts: 121-132. Frankfurt a. M..
- BÖSE, H.** (1981): *Die Aneignung von städtischen Freiräumen.* Arbeitsber. d. FB Stadt-Landschaftsplanung GhKassel 22. Kassel.
- BÖSE, H.** (1986): *Vorbilder statt Leitbilder. Garten und Landschaft* (11): 28-33. München.
- BOURDIEU, P.** (1991): *Zur Soziologie der symbolischen Formen.* - 4. Aufl. (1. Aufl. 1974).- Frankfurt a.M..
- BRAUN-BLANQUET, J.** (1964): *Pflanzensoziologie.* - Wien/ New York:..
- BRÜCHNER, P.** (1984): *Freiheit, Gleichheit, Sicherheit.* - In: ders.: *Vom unversöhnlichen Frieden:* 37-64. Berlin.
- BRÜCHNER, P.** (1984): *Über Zivilcourage am unsicheren Ort.* - In: ders.: *Vom unversöhnlichen Frieden:* 127-132. Berlin.
- CORBIN, A.** (1982/1992): *Pesthauch und Blütenduft.* Frankfurt a.M..
- CULOT, M.** (1977): *Kopieren ist erfinden; oder: Von der Unmoral der weißen Kalkschminke.* - Bauwelt 22: 714-715.- Berlin.
- DELIUS, F. Ch.** (1995): *Der Spaziergang von Rostock nach Syrakus.* Reinbek bei Hamburg.
- DURTH, W.** (1977): *Die Inszenierung der Alltagswelt - Zur Kritik der Stadtgestaltung.* Bauwelt Fundamente 47. Braunschweig.
- ENGELS, F.** ((1840-60)1970): *Über die Umwelt der arbeitenden Klasse.* Bauwelt Fundamente 27. Gütersloh.
- GEHLKEN, B.** (1997): Je größer die Tendenz desto hauptsache egal- über Forschungstechniken und Arbeitsmethoden. - In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 46 der Kasseler Schule:179- 194.- Kassel.
- GEHLKEN, B.** (1998): *Klassenlotterie. Die Pflanzensoziologie zwischen Vegetationskundigkeit, Formalismus und Technokratie.* - In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 55 der Kasseler Schule:258-345.- Kassel.
- GINZBURG, C.** (1983): *Spurenrecherchen.* Berlin.
- GORZ, A.** (1977): *Ökologie und Politik.* Reinbek bei Hamburg.
- GRONEMEYER, M.** (1988): *Die Macht der Bedürfnisse.* - Reinbeck b.Hamburg.
- GRÖNING, G. & WOLSCHKE-BULMAHN, J.** (1986): *Natur in Bewegung.* München.
- HAAG, M.** (1994): *Über die allmähliche Verfertigung des Wissens beim Vergleichen.* - *Zolltexte* 4/94: 24-31.- Wien.
- HABERMAS, J.** (1962): *Strukturwandel der Öffentlichkeit.* Neuwied und Berlin.
- HANSMAIR, R.** (1994): *Stauden im öffentlichen Raum.* Diplomarbeit an der GhK. Kassel.
- HARD, G.** (1981/1990): *Problemwahrnehmung in der Stadt.* - In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 18 der Kasseler Schule: 73-95. Kassel.
- HARD, G.** (1985/1990): *Städtische Rasen hermeneutisch betrachtet.* - In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 18 der Kasseler Schule: 273-294. Kassel.
- HARD, G.** (1995): *Spuren und Spurenleser.* Osnabrücker Studien zur Geographie 16. Osnabrück.
- HARD, G. & PIRNER, J.** (1985): *Stadtvegetation und Freiraumplanung.* OSG-Materialien 7. Osnabrück.
- HARVEY , D.** (1972): *Revolutionäre und gegenrevolutionäre Theorie in der Geographie und das Problem der Ghettobildung.* Beiheft zur Textsammlung 'Sanierung für wen'. Berlin.
- HARVEY , D.** (1987): *Flexible Akkumulation durch Urbanisierung: Reflektionen über 'Postmodernismus' in amerikanischen Städten.* Prokla 17 (69): 109-131. Berlin.
- HEGEMANN, W.** (1930/1976): *Das steinerne Berlin.* - Bauwelt-Fundamente 3.- Berlin.

- HELBIG, R.** (1997): Der Garten zum, am oder ohne Haus. Diplomarbeit an der GhK. Kassel. Gekürzte Fassung in diesem Notizbuch.
- HORST; A.W. & HÜLBUSCH, K.H.** (1993): Methodenkritische Überlegungen zur pflanzensoziologisch-vegetationskundlichen Arbeit; oder: eine vegetationskundliche Kritik an der Befragungsempirie - das Grünland lässt sich doch soziologisch gliedern! - In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 31 der Kasseler Schule: 35-51. Kassel.
- HÜLBUSCH, I. M.** (1978): Innenhaus und Außenhaus. Schr. Reihe OE Arch., Stadt-Landschaftsplanung GhK 01-033. Kassel.
- HÜLBUSCH, I.M.** (1978/1989): Jedermann Selbstversorger - Das koloniale Grün Leberecht Migges.- In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 10 der Kasseler Schule: 1-15. Kassel.
- HÜLBUSCH, I.M.** (1987): Das Außenhaus - einmal anders / Was machen wir Frauen draussen. In: Planungsfrauen: 54-66. Freising und Wien.
- HÜLBUSCH, I.M.** (1990/1997): Die Angst vor den Gärten der Anderen. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 47 der Kasseler Schule: 62-70. Kassel.
- HÜLBUSCH, K.** (1996): Die Kinderzeichnung auf der Straße. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 39 der Kasseler Schule: 100-196. Kassel.
- HÜLBUSCH, K.H.** (1981): Ideologie der Öffentlichen Grünplanung. In: Andritzky, A. & Spitzer, K. (Hrsg.): Grün in der Stadt: 320-330. Reinbek bei Hamburg.
- HÜLBUSCH, K.H.** (1981a): Freiraum und Ökologie - Konsequenzen für die Vegetationsverwendung. Mskr. Druck.- Kassel.
- HÜLBUSCH, K.H.** (1986): Eine pflanzensoziologische "Spurensicherung" zur Geschichte eines Stücks Landschaft - In: Landschaft + Stadt 18: 60- 72. - Stuttgart.
- HÜLBUSCH, K.H.** (1993): Vom Rand zum Abfall - Das glänzende Elend des Begleitgrüns. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 27 der Kasseler Schule: I-XIV. Kassel.
- HÜLBUSCH, K.H.** (1994): Der 'Bremer Widerspruch' - das Gutachten 20 Jahre später. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 33 der Kasseler Schule: 282-316 Kassel.
- HÜLBUSCH, K.H.** (1994a): Zum Geleit - Von Oma's Wiese zum Queckengrasland und zurück?.- In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 32 der Kasseler Schule: I-IX. Kassel.
- HÜLBUSCH, K.H.** (1997): Muttheorie gegen Zumutungen nach 'Art des Hauses'. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 48 der Kasseler Schule: 3-9. Kassel.
- HÜLBUSCH, K.H.** (1997a): Unter Applaus abgewickelt.- Stadt und Grün 4: 229.- Berlin/Hannover.
- HÜLBUSCH, K.H.** (1998): Die Straße als Freiraum. Stadt und Grün (4): 246-251. Berlin und Hannover.
- HÜLBUSCH, K.H.** (1967/1999): Der Landschaftsschaden - ein Phänomen der Kulturlandschaft. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 52 der Kasseler Schule.: 4-51. Kassel.
- JACOBS, J.** (1963): Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Bauwelt Fundamente 4. Gütersloh und Berlin.
- JASPERS, K.** (1977/1992): Was ist Erziehung.- München/Zürich.
- JÜNGER, E.** (1959/1982): In den Kaufläden, 1. In: ders.: Das abenteuerliche Herz: 32-36. Frankfurt a. M., Berlin, Wien.
- KEMELMANN, H.** (1975): Am Samstag sah der Rabbi rot (hier insb.: 176-182).- Reinbek bei Hamburg.
- KEMELMANN, H.** (1997): Als der Rabbi die Stadt verließ (hier insb.: 93-107).- Reinbek bei Hamburg.
- KIRSCH, P.** (1995): Gute Baugründe. Diplomarbeit an der GhK. Kassel.
- KNITTEL, J., PIETSCH, H., SCHRAMM, W.** (1979): Landschaftsplanerische Bewertung der Grundwasserentnahme im Wohra-Tal. Diplomarbeit an der GhK. Kassel.
- KUHN, Th. S.** (1967): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt a. M..
- KUNICK, W.** (1985): Artenanreicherung von Gehölzsäumen. Garten und Landschaft (5). München.
- LAUXMANN, F.** (1998): Der philosophische Garten. München.
- LE ROY, L.** (1981): Natur ausschalten, Natur einschalten. Stuttgart.
- LÜHRS, H.** (1994): Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte dargestellt am Beispiel des Wirtschaftsgrünlandes und der GrasAckerBrache - oder Von Omas Wiese zum Queckengrasland und zurück? AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 32 der Kasseler Schule.- Kassel.
- MARSCHALL, I.** (1999): Wer bewegt die Kulturlandschaft? Bauernwissenschaft 4+5.- Rheda-Wiedenbrück.
- MEAD, M.** (1958): Mann und Weib. Hamburg.
- MEHLI, R.** (1992): Das Leitbild 'Landschaft'. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 26 der Kasseler Schule: 128-156. Kassel.
- MEYER, G.** (1859): Lehrbuch der schönen Gartenkunst. Berlin.
- MICHEL, J.** (1995): Uferlos und trotzdem abgebrochen. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 35 der Kasseler Schule: 70-124 Kassel.
- MIGGE, L.** (1913): Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Jena.
- MUCHOW, M. & MUCHOW, H.H.** (1935/1980): Der Lebensraum des Großstadtkindes. Bensheim.

- NEEF, E. (1950): Landesplanung und geographische Forschung.- Bericht zur deutschen Landeskunde 6: 310-332.- Neuwied.
- NEUSÜSS, C. (1983): Und die Frauen? Tun die denn nichts? oder: was meine Mutter zu Marx sagt.- Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 9/10. Neue Verhältnisse in Technopatria - Zukunft der Frauenarbeit: 181-206.- Köln.
- NOHL , W. 1973-1978 in Garten und Landschaft sowie Landschaft und Stadt. München bzw. Stuttgart.
- OHFF, H. (1993): Der grüne Fürst.- München.
- OFFE, C. (1973): Strukturprobleme des kapitalistischen Staates. Frankfurt a. M..
- PANOFSKY, E. (1957/1994): Zur Verteidigung des Elfenbeinturms.- Der Rabe 47: 147-155.- Zürich.
- PANOFSKY, E. (1979): Ikonographie und Ikonologie. In: KAEMMERLING, E. (Hrsg.): Bildende Kunst als Zeichensystem: 207-225. Köln.
- PEIRCE, Ch. S. (1991): Die Grundlagen der Gültigkeit der Gesetze der Logik. In. ders.: Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus: 88-105. Frankfurt a. M. .
- PÖRKSEN , U. (1989): Plastikwörter - Die Sprache der internationalen Diktatur. Stuttgart.
- RAVETZ, J.R. (1973): Die Krise der Wissenschaft. Probleme der industriellen Forschung.- Neu-wied/Berlin..
- SAUERWEIN,B. (1989): Die Vegetation der Stadt - Ein freiraumplanerisch wertender Literaturführer. AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.).Notizbuch 11 der Kasseler Schule. Kassel.
- SCHMTHÜSEN, J. (1961): Allgemeine Vegetationsgeographie. 2. Aufl.- Berlin:262 S.
- SCHNEIDER, G. (1989): Die Liebe zur Macht. AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.).Notizbuch 15 der Kasseler Schule. Kassel.
- SCHÜRMAYER, B. & VETTER, Chr. A. (1984/1993): Die Naturgärtnerei. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.).Notizbuch 28 der Kasseler Schule: 7-62. Kassel.
- SCHWARZ, R. (1953/1994): Was dennoch besprochen werden muß. In: Die Bauhaus-Debatte 1953. Bauwelt Dokumente 100: 162-178. Braunschweig / Wiesbaden.
- SEYFANG, V. (1998): Zeitgemäße Staudenverwendung im öffentlichen Grün. Stadt und Grün (5): 313-320. Berlin und Hannover.
- SPITTHÖVER, M. (1982): Freiraumansprüche und Freiraumbedarf. Arb. z. sozialw. orient. Freiraumplig. 3. München.
- STOLZENBURG, H.J. (1984): There is no Business like Showbusiness. Das Gartenamt (33): 410-414. Berlin und Hannover.
- STOLZENBURG, H.J. (1984a): Zur Theorie ökologischer Wirkungsanalysen.- Arbeitsber. d. FB 13 D. GhK. 47.- Kassel.
- TESSIN, W. (1983): Zum ökonomisch-politischen Kontext städtischer Grünflächenpolitik. Das Gartenamt (32): 531-538. Berlin und Hannover.
- TROLL, H. (1996): Der neue Gemeindefriedhof in Oyten. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.).Notizbuch 40 der Kasseler Schule: 105-119. Kassel.
- TUCHER, H.v. (1968): Das Grünsystem der Stadt Nürnberg. Diplomarbeit an der TU Hannover.
- TUCHOLSKY, K. (1989): Sprache ist eine Waffe. Reinbek bei Hamburg.
- TURNER, J.F.C. (1978): Vereinigung durch Architektur. Reinbek bei Hamburg.
- TÜXEN, R. (1970): Pflanzensoziologie als synthetische Wissenschaft.- In: Miscellaneous Papers 5: 141-159.- Wageningen.
- ULLRICH, O. (1979): Technik und Herrschaft.- Frankfurt a. M.:
- VEBLEN, Th. (1899/1986): Die Theorie der feinen Leute. Frankfurt a. M..
- WEBER,M. (1919/1985): Wissenschaft als Beruf. Stuttgart.
- WOLFE, T. (1990): Mit dem Bauhaus leben. Frankfurt a. M..
- YALOM, J.D. (1994): Und Nietzsche weinte. Hamburg.

STADT UND GRÜN

DAS GARTENAMT

6.9.02

Dr. Ursula Kellner · Am Südtor 25 · 30880 Laatzen

Herrn
K. H. Hülbusch
Adolphsdorf 15a
28879 Grasberg



PATZER VERLAG

Berlin - Hannover

Dr. Ursula Kellner
Landschaftsarchitektin
Redaktionsleitung
30880 LAATZEN
Am Südtor 25
Telefon 05 11/82 65 41
Telefax 05 11/82 65 41
E-Mail: ursulakellner@web.de

14193 BERLIN
Koenigsallee 65
Tel. 0 30/89 59 03-0
Fax 0 30/89 59 03-17

30179 HANNOVER
Alter Flughafen 15
Tel. 05 11/6 74 08-0
Fax 05 11/6 74 08-53

Ihr Brief vom 1.9.02
Veröffentlichung in Stadt und Grün

04.09.02

Sehr geehrter Herr Hülbusch,

Ohne in Ihrem Anschreiben auf den Anlass oder eine Zielsetzung hinzuweisen, bitten Sie um die Veröffentlichung eines Vortrags von 1998.

Diesem Wunsch kann ich in dieser Form leider nicht entsprechen – mit dem Risiko, dass das Ihre Kritik an der „Lagermentalität“ bestärkt.

Abgesehen davon, dass ein Text in dieser Länge nicht für eine Zeitschrift geeignet ist und mit sehr viel Zeitaufwand gekürzt und überarbeitet werden müsste ... – was soll mit dem „Rundumschlag“ bezweckt werden, wem soll er nützen, eine Hilfe sein ...? Wer wird (soll) einen Text lesen, der, weil er denn wissenschaftlich, so schwer verständlich ist, dass auch Geübte ihre Mühe haben? – Hier entwickelt sich die Wissenschaftssprache zum Instrumentarium der Ausgrenzung, die gleichzeitig bei der Grünplanung angeprangert wird.

Ihr Einverständnis vorausgesetzt habe ich die Kopie behalten, um mich in Ruhe mit dem Text auseinander zu setzen.

Vieles kommt mir allerdings beim ersten Lesen recht bekannt vor: Der Anspruch, Begriffe allein richtig zu besetzen sowie die Angst vor dem Ideenklau oder als „guter Prophet“ kaltgestellt zu werden, sind in älteren wie aktuellen Fachbeiträgen beider Denkrichtungen (rechts wie links, falls diese Kategorisierung angebracht ist) erschreckend gleich.

Eine Veröffentlichung in Stadt und Grün sollte keine „Publikumsbeschimpfung“ sein, sondern helfen, aus einer Misere, wie sie zweifelsohne in der Grünplanung und Freiraumplanung vorhanden ist, herauszukommen.

In diesem Sinn sehe ich einer kritischen Zusammenarbeit entgegen und verbleibe mit freundlichen Grüßen

Ursula Kellner

Dr. Ursula Kellner

Autorinnen und Autoren

Robert Engel, geb. Plath, 1962 in Düsseldorf geboren. Abitur in Wyk/Föhr, Gärtnerlehre und Zivildienst in Ostholstein, vier Jahre Tagelöhner und Olivenbauer auf Kreta (s. NB 52). Von 1992-99 abgeschlossenes Freiraum- und Landschaftsplanungsstudium, anschließend vier Jahre selbständiger Gartenbauer in Kassel. Anfang 2003 zurück nach Schleswig-Holstein und Neuanfang als selbständiger Gartenbauer. Verheiratet mit Gudrun Engel, zwei gemeinsame Kinder.

Bernd Gehken, geb. 1967 in Bremen-Vegesack. Nach dem Abitur (Bremen) und Zivildienst (bei Stuttgart) Beginn des Studiums der Landwirtschaft an der GhK-Witzenhausen. Von 1989 bis 1998 Studium der Landschaftsplanung an der GhKassel. 1995 Diplom I zur bäuerlichen Grünland- und landwirtschaftlichen Graslandwirtschaft, Diplom II 1998 zur 'Klassenlotterie'. Lebt und arbeitet seitdem mit (Fast-)Frau und zwei Töchtern auf viel zu großem Resthof in Blankenhagen (Kreis Northeim) als freiberuflicher Landschaftsplaner, Vegetationskundler, Gemüsehändler, Häuslebauer, Gärtner, Waldbauer, Tierzüchter, Sammler und Leser.

Regina Helbig, geb. 1967 in Northeim. Gärtnerinnenlehre 1988-90 in Kassel. Zwei Jahre Garten-Landschaftsbau in Worpsswede und der Schweiz. Von 1992 bis 1997 Studium der Landschafts- und Freiraumplanung in Kassel. Danach Bau- und Kinderjahre in Blankenhagen. Seit 2002 wissenschaftliche Gärtnerin im Neuen botanischen Garten in Göttingen.

Karl Heinrich Hülbusch, geb. 1936 in Hüls/Niederrhein; nach Lehre im Zierpflanzenbau und 3 Jahren Gesellenzeit in Krefeld, Neu-Ulm, Holzbüttgen, Studium des Gemüse- und Zierpflanzenbaus in Weihenstephan (Gb.-Techniker); Studium der Landespflege (Freiraum- und Landschaftsplanung) in (Berlin) Hannover. 1967-69 wissenschaftlicher Mitarbeiter der 'Arbeitsstelle für theoretische und angewandte Pflanzensoziologie/Prof. R. Tüxen - Todenmann/Rinteln. 1970-1974 freiberuflicher Landschaftsplaner (Gladbeck/Ruhrgebiet, Bremen); von 1974 bis 30. September 1999 mit Vergnügen und Überzeugung Hochschullehrer an der Gesamthochschule Kassel - Freiraumplanung, Landschaftsplanung, Vegetations- und Landschaftskunde - mit z.B. etwa 500 Diplombetreuungen. Seit 1999 Professor i.R. - PlanerInnenseminare, Notizbücher, Haus-Gemüsegärtnerei. Verheiratet mit Inge Meta Hülbusch. Die Kinder sind inzwischen groß.

Cornelia Kübler, geb. 1974 in Stuttgart. 1994 Abitur in Augsburg. Beginn des Studiums der Landschafts- und Freiraumplanung an der Gesamthochschule Universität Kassel GhK. 1999 Diplomarbeit zu einer ökonomischen Siedlungserweiterung am Beispiel Harleshausen/Kassel. Vertiefungsstudium Städtebau. 2001 Diplom II zu einer Konversionsfläche in Augsburg 'Ein Freiraumrahmenplan für die Reese-Kaserne'. 2002 Werkauftrag einer Studie zum Nordstadt-Stadion in Kassel für das Stadtplanungsamt Kassel. Nebenbei div. Werkaufträge im Architekturbüro des Vaters, Augsburg. Seit 2002 angestellt im Landratsamt Fürstenfeldbruck in der Abteilung Bauleitplanung.

Dagmar Kuhle, geboren 1964 in Braunschweig. Nach dem Abitur Ausbildung zur Krankenschwester. Arbeit als Krankenschwester in der Schweiz und in Deutschland. Ein Semester Technisches Gesundheitswesen in Gießen. 1991-1999 Studium der Landschafts- und Freiraumplanung in Kassel. 1996 Diplom I über Freiräume in und um das Krankenhaus. 1999 Diplom II über 'Friedhofs-Moden'. Seit 2001 Büro in Kassel: Kooperationen und freie Mitarbeit im Museum für Sepulkralkultur Kassel, Museums- und Friedhofsführungen, Vorträge, Lehraufträge.

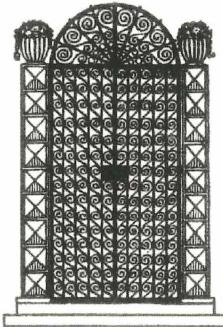
Lutz Scharla, geb. 1962 in Dortmund, Ruhrpott. 1982 Abitur und Zivildienst. Dem folgten 7 Jahre handwerkliche Wanderschaft, 83-85 Garten- und Landschaftsbau, 85-86 eine Lehre zum Orthopädiesschuhmacher, doch leider bekamen mir die Kleber nicht, 86-89 freischaffende Tätigkeit als Kunstglaser, ebenso spannend, aber auch nicht besonders gesund. Außerdem parallel bis 1990 verschiedenste Tätigkeiten im Bauhandwerk, Bautischler und Zimmerer, Bau von Solaranlagen, Regenwassersammeln und z.B. der ersten Wurzelraumhauskläranlage im Osnabrücker Land. 1992 Ausbildung zum Fachverarbeiter für Zellulosedämmung. Ab 1990 Architekturstudium an der GH Kassel und Mitarbeit in verschiedenen Architekturbüros. Seit 1996 freischaffender Architekt mit den Schwerpunkten Holzbau, ressourcenschonendes und energiesparendes Bauen und Reihenhausbau, vorzugsweise in Holz. Es entsteht u. a. die Reihenhauszeile der BAUCOOP in Kassel als erster Versuch einer Kopie des Bremer Reihenhauses mit Souterrain. Seit dem zweiten Diplom, Vertiefung Städtebau, bei K.H.Hülbusch 2003 wissen wir wieder etwas mehr über diese Bremer Häuser. Ansonsten lässt sich der ungefährte Vater von zwei Gören am liebsten beim Segeln mit frischem Wind die Gedankenketten im Kopf weglasen.

Hartmut Troll, geb. 1964 im vorarlberösterreichischen Bregenz, dort aufgewachsen und sprechen gelernt. Studium der 'Landschaftsplanung' an der Universität für Bodenkultur in Wien (1983-1990). Diverse kleine Arbeiten, Aufträge und Beschäftigungen. Mitarbeiter im Planungsbüro Collage Nord von Heidbert Bäuerle in Bremen (1992-1994). Wissenschaftlicher Mitarbeiter für Freiraumplanung an der FH Neubrandenburg bei Helmut Lührs (1995-2001). Lebt jetzt mit Frau und zwei Kindern in Berlin. Diverse kleine Arbeiten, Aufträge und Beschäftigungen.

Notizbücher der Kasseler Schule

- 1 Scholz, N.: Über den Umgang mit Bäumen. 1985/91
- 2 Krautem mit Unkraut. Arbeiten von: Auerswald, B.; Fahrmeier, P. 1987/91
- 3 Sammeln und Säen. Mit Arbeiten von: Auerswald, B.; Fahrmeier, P. 1987
- 4 Krah, G.: 'Mini-Kienast' Synthetische Übersicht der Stadtvegetation Kassels. 1987
- 5 Bartung, L.: Ein alter Hut - Die bio-ökologische Stadtgrünpflege. 1987/93
- 6 Disziplingeschichte der Freiraumplanung / Landschaftsbildanalyse. 1987/96
- 7 Krah, G.: Träume von Säumen. Gimbel, G., Hennen, R.: Kasseler Kalkschotterdecken. 1988/92
- 8 Harenburg, B.: Mietergärten - Sind Zufälle planbar? 1988/92
- 9 Der Paxisschock - Von fertigen Umwegen und unfertigen wegen. 1988
- 10 Nachlese Freiraumplanung. 1989/91
- 11 Sauerwein, B.: Die Vegetation der Stadt. Ein Literaturführer. 1989/90
- 12 Heinemann, G., Pommerning, K.: Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume. 1989/94
- 13 Stolzenburg, J.: Grünlandwirtschaft und Naturschutz in der hessischen Rhön. 1989
- 14 Sauerwein, B.: Stadtvegetation. Kritische Bibliographie. 1989
- 15 Schneider, G.: Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege. 1989
- 16 Planen für die Wechselseite des Lebens. „Junggesellenkultur“. 1990/1993
- 17 Pflege ohne Hacke und Herbizid. 1990
- 18 Hard-Ware. Texte von Gerhard Hard. 1990/96
- 19 Was hat Martha Muchow mit Astrid Lindgren zu tun? / und: Freiraum an Schulen. 1990
- 20 Ein Stück Landschaft - Kompaktsseminar Miltenberg/M. 1991
- 21 Sommer '89' - 'Prüfungsreden'. 1991
- 22 Der ideale Wurf. Mit Arbeiten von: Schwarze, B., Trust, H., Helmrich, B., Rühling, S. 1991
- 23 Von Haustür zu Haustür - Morphologie u. Organisation. Beiträge von: Harenburg, Wannags, u.a. 1991
- 24 Der Landschaftsplan für die Stadt. und: Grünplanung im Gefolge der Stadtplanung. 1992
- 25 Worpsswede und umzu. 1991
- 26 Reise oder Tour? Mit Arbeiten von: Appel, A., Mehli, R., Scheidel, W. 1992
- 27 Vom Straßenrand zur Bordüre. Mit Arbeiten von: Lucks, T., Grundler, H., Lührs, H., Meermeier, D. 1993
- 28 Die 'Freie Landschaft'. Mit Beiträgen von: Schürmeyer, Vetter, Boss, Granda Alonso, u.a. 1993
- 29 Gut gesät. Beiträge von: Auerswald, B., Hülbusch, K. H., Lechenmayer, B., Zollinger, R. u.a. 1993
- 30 Prüfungsreden '91/92. 1993
- 31 Pater Rourke's semiotisches Viereck - Acht vegetationskundliche Beiträge. 1993
- 32 Lührs, H.: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. 1994
- 33 Vom Regen in die Traufe: Verwendung d. Niederschlagswassers. Biomüllkompostierung? ... 1994
- 34 Pflege-Fälle. Mit Beiträgen von: Hülbusch, Lührs, Schwarze, Protze, Knittel, u.a. 1994
- 35 SchauDerGärten - Nachlese zu Gartenschaukritik. 1995
- 36 Alles Quecke. Mit Beiträgen von: Bauer, I., Gehlken, B., Ledermann, B. 1995
- 37 Blockrand und Strandrand. Beiträge von: Moes, Theiling, Mehli, Möller, Schneider, Bekeszu, u.a. 1995
- 38 StadtBaumschule - 'Vertrauliche Mitteilungen über Bäume'. 1996
- 39 Himmel und Hölle. Mit Beiträgen von: Hohagen, Annette; Hülbusch, Katharina u. a. 1996
- 40 Freiraum und Vegetation. Festschrift zum 60. Geburtstag von K. H. Hülbusch. 1996
- 41 Ney, S.: Die Gartenstadt Neu-Siebethsburg in Wilhelmshaven. 1996
- 42 Land und Lüge - Geschichten zur Landschaft. 1996
- 43 Groeneveld, S.: Agrarberatung und Agrarkultur und andere Texte. 1996
- 44 Bremer-Reihen: Plätze in Bremen; Reihenhausstadt 1997
- 45 Zwei Spaziergänge zu '7000n Eichen' von Joseph Beuys. 1997
- 46 Das Maß der Dinge; Prüfungsreden drei. 1997
- 47 „Ich gehe raus ... und bin doch zu Hause“ und andere Texte von Inge Meta Hülbusch. 1997
- 48 Muttheorie gegen Zumutungen. Beiträge von Ameise, Appel, Dessine, u.a. . 1997
- 49 Hard, G.: Ruderalvegetation. 1998
- 50 Notizbuch. 1998
- 51 Buchstützen; Bibliographien zu den Notizbüchern, zu studentischen Arbeiten, zum Grünland. 1999
- 52 Gagel, Speik und Wegerich; Beiträge zur Landschafts- und Vegetationskunde. 1999
- 53 Alle reden vom Land und andere Texte von und mit Karl Heinrich Hülbusch. 1999
- 54 Gute Bau-Gründe. Beiträge zur Stadt-, Bau-, Freiraumstruktur. 1999
- 55 In guter Gesellschaft. Beiträge zur Pflanzensoziologie, Landschafts- und Vegetationskunde. 2000
- 56 Die Boden-Rente ist sicher. Beiträge zur Organisation des Bau-, Freiraum,-Siedlungsgrundrisses. 2000
- 57 Der Gartenbau in 4 Abtheilungen – oder Die Haus – Gemüse - Wirtschaft. 2001
- 58 „Licht und Schatten“ - Herstellungsplanung. 2004
- 59 Über kurz oder lang (Über Promenaden, Friedhöfe, Gesicht und Landschaft) 2002
- 60 Die Paletten der Pflanzenfarben. -Alle Pflanzen färben irgendwie gelb- . 2002
- 61 Wer lehrt lernt. Wer nichts lernt, kann nicht lehren. Red.: K.H.Hülbusch, H.Troll. 2003
- 62 Anthropogene Vegetation, Red.: E.-J. Klauck. 2003
- 63 Von der Klassenfahrt.... Lythro-Filipenduletea-Gesellschaften an Hamme, Wümme u. Oste. 2003
- 64 Von 'Gemeinen Hufen' Red.: B.Gehlken, K.H.Hülbusch. 2003
- 65 E.-J. Klauck: Gartenflora. -Bestimmungsschlüssel für einkeimblättrige Gartenpflanzen- . 2003

**LEBERECHT MIGGE
DIE GARTENKULTUR
DES 20. JAHRHUNDERTS**



Weiter vorrätig:

**Leberecht Migge
Die Gartenkultur des 20.
Jahrhunderts**

**Eugen Diederichs, Jena / 1913
Reprint Kassel.**

**Broschur, DIN A 5
161 Seiten und Plananhang.
Mit 74 Illustrationen und 23 Tafeln.**

12,50 Euro zzgl. Versandkosten.

Eberhard - Johannes Klauck

Gartenflora

Bestimmungsschlüssel
für einkeimblättrige Gartenpflanzen



mit Beiträgen von
Karl Heinrich Hübsch
und Bernd Beuerlein

Notizbuch 65 der KASSELER SCHULE

Hg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel 2003

Neuerscheinung:

**Eberhard -Johannes Klauck
Gartenflora
Bestimmungsschlüssel für
einkeimblättrige Gartenpflanzen**

Kassel 2003

**Notizbuch 65 der Kasseler Schule.
Hg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum
und Vegetation, Kassel.**

**Broschur, DIN A 5. 242 Seiten.
Mit 15 Zeichnungen und 51 Fotos .**

11,50 Euro zzgl. Versandkosten.

**Bezugsadresse:
AG Freiraum & Vegetation.
c/o BSL, Eifbuchenstraße 16,
34119 Kassel. Fax: 0561 - 12269.
e-mail: bsl@netcomcity.de**